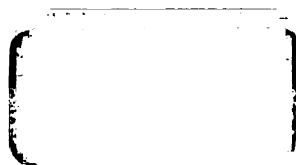
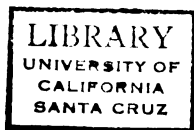


UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ



3 2106 01993 6100



Der Brenner

HERAUSGEBER LUDWIG VON FICKER

BAND 4

Dezember 1911–Juni 1912

Zweites Jahr

Heft 13–24

BRENNER VERLAG, INNSBRUCK

Autorisierter Nachdruck

KRAUS REPRINT

A Division of KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED

Nendeln/Liechtenstein

1969

Printed in Germany

Der Brenner

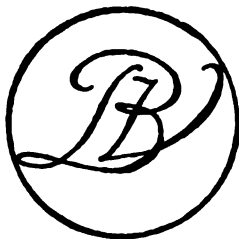
Halbmonatsschrift

herausgegeben von Ludwig von Ficker

Vierter Band

(Dezember 1911 bis Juni 1912)

AP
30
F11
1911/12



Brenner-Verlag / Innsbruck

Inhalt des vierten Bandes:

Betrachtendes

Carl Dallago: In Gesellschaft von Büchern	XIII, 407
" " Pariaß Erhöhung	XIV, 477
" " Philister I. II. III.	XV, 495, XVI, 535, XVII, 575
" " Kleine Sämereien	XVIII, 629, XIX, 672, XXII, 812
" " Egger-Vienz und die Kunst	XX, 703
" " Niesche und die Landschaft	XXIII, 831
" " Karl Kraus, der Mensch	XXIV, 871
Ludwig von Ficker: Vorlesung Karl Kraus	XVI, 563
" " " Ein moderner Don-Juan-Romanheld	XX, 726
" " " Bingen Maria Gredler †	XXIV, 900
Robert Müller: Das Drama Karl Mays	XVII, 601
" " " Skandinavien	XVIII, 619
Hugo Knegebauer: Aus Hans von Bintlerr's dichterischem Nachlaß	XIX, 692
" " " Die Sphinx (Gastspiel Wedelind)	XXIII, 854
Otto Pisk: Geschichten von Inseiden	XVIII, 648
Karl Rüd: Das Buch der Unsicherheiten	XIV, 451
Karl Schöpfleitner: Der Höhlenforscher	XIII, 429
" " " Das Blaubart-Thema	XV, 513
" " " Das Problem des Grafen von Gleichen	XXI, 767
Ludwig Steub: Ueber den Brenner	XIX, 659
Oskar Bonwiller: Die Kirche und die Kultur	XXI, 743
" " " Bemerkungen	XXIII, 864

Erzählendes

Otto Altscher: Gogan und das Tier	XVII, 590
" " " Die drei Toten	XXIII, 842
Bernhard Jülg: Das Unentrinnbare	XVI, 544
" " " Der Kardinal	XVIII, 635
Hermann Koch: Laus Anfang	XXIV, 895
Robert Müller: Das Grauen	XXI, 752
Hugo Knegebauer: Das Lächeln der Redusa	XX, 715
Otto Pisk: Die Probe	XIV, 466
Peter Scher: Der Mann vom Piz Popina	XV, 506
Hermann Wagner: Spuk	XIII, 421
" " " Water	XVI, 555
" " " Der Schüler Knauer	XIX, 681
Otto Hoff: Dina	XXII, 796

Gebichte

Carl Dallago:	Das Gastmahl des Herbstes	XIII, 434
" "	Bermählung	XXI, 434
" "	Im Park	XXIII, 865
Bruno Frank:	Nächtliche Alpenpost	XIV, 476
" "	Die Wäffer. Der Dichter sagt:	XVII, 589
" "	Der Hauch. Die Burgen. Der Kämmerling	XVIII, 634
" "	Die ewigen Lichter	XIX, 679
" "	Fiebrernacht	XX, 725
" "	Das Grabmal. Der Gesegnete	XXI, 766
" "	Die Perlen	XX, 795
" "	Der Verächtliche	XXIV, 908
Alfred Henckle:	Gebichte	XX, 714
Reinhard Herzog:	Befehung	XX, 713
Robert Hohlbaum:	Nacht	XVI, 561
Guido Hölz:	Traurigkeit im Abend	XXIII, 840
Robert Müller:	Tiefer Mittag am Namlufen-Meere	XXIV, 894
Hugo Neugebauer:	Anrufung	XII, 419
" "	Aasklepiosopfer	XIV, 464
" "	Oliven	XV, 526
" "	Salamanderlied	XVI, 543
" "	Orions Gebet an die Morgenröte	XVII, 600
" "	Die Gezeiten	XXI, 751
" "	Die Alternde	XXII, 812
" "	Die Witwe	XXIII, 851
" "	Memento	XXIV, 898
J. G. Oberkoffer:	Sonette	XIII, 428
" "	Gebichte	XXIII, 852
Hermann v. Pfandler:	Die liebe Stunde	XIX, 691
Otto Pisk:	Gebichte	XXII, 819
Josef Rauscher:	Lieder des Lepten	XVIII, 646
Ludwig Seifert:	Spaziergang	XIII, 420
" "	Widmung	XV, 506
Richard Smelal:	Ausgleich	XIV, 476
" "	Schweres Gefährt	XIX, 691
Georg Trall:	Vorstadt im Föhn	XXIII, 841
Oskar Bouwiller:	Der Prophet	XIX, 680
" "	Sturmlied	XXII, 795
Arthur von Wallpach:	Ohne Mittler	XIV, 584
" "	Ungarische Bilder	XXI, 782
Otto Joff:	Der schöne, schöne Frühling	XXIV, 908

Gelegentliches

Benedikt: Junsbruder Kunstschau	XIII		XIII, 445
" " "	XIV		XV, 530
" " "	XV		XVI, 573
" " "	XVI		XVII, 615
Carl Dallago: Die Moral der Titanic-Katastrophe			XXIV, 909
Mag von Esterle: In eigener Sache			XVI, 570
" " "	An den Junsbruder Gemeinderat		XX, 784
Ludwig von Fider: Fiducit			XIII, 439
" " "	Aus Kassian Kluibenschädels deutschem Literaturspiegel		XIV, 485
" " "	Glossen		XX, 740
Hartmann: Brigener Chronik (XI—XVII)	XV, 528, XVII, 612, XVIII, 653, XIX, 698, XX, 738, XXI, 784, XXIII, 866		
Guido Hüb: Der freissende Kopf eines Geföpfsten			XXII, 821
Robert Müller: Totenstarre der Fantasie			XXIV, 917

Karikaturen

Mag von Esterle: Hofrat von Pastor			XIII, 447
" " "	Professor Th. Friedrich		XIV, 487
" " "	Heinrich Kühn		XV, 527
" " "	Karl Kraus		XVI, 562
" " "	Ludwig von Fider		XVII, 611
" " "	Bernhard Jülg		XVIII, 652
" " "	Dr. Eduard Erler		XIX, 699
" " "	Ferdinand Gyl		XX, 737
" " "	Anton Colli		XXI, 783
" " "	Dr. Schorn		XXII, 820
" " "	Frank Webekind		XXIII, 863
" " "	Thomas Riß		XXIV, 907

II. Jahr.

Heft 13.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: In Gesellschaft von Büchern /
Hugo Neugebauer: Anrufung / Ludwig
Seifert: Spaziergang / Hermann Wagner:
Spuß / Josef Georg Oberkofler: Sonette /
Karl Schötleitner: Der Höhlenforscher /
Carl Dallago: Das Gastmahl des Herbstes /
Ludwig von Ficker: Fiducit / Benedikt:
Innsbr. Kunstschau XIII. / Raritätenfolge 37:
Max von Esterle: Hofrat von Pastor.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1.75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Dasselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verboten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut

für

Präzisions-Optik und Photographie

Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel. Schreibmaschinen: Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 1. Dez. 1911. Heft 13.

In Gesellschaft von Büchern / von Carl Dallago.

n meinem Bergdorf ist es nun still geworden. Die Sommerfrischler sind fortgezogen. Es ist Herbst — ein überaus schöner Herbst. Die ausgedehnten Lärchenwälder sind noch grün; nur da und dort vereinzelte gelbe Schöpfe, die größer und glühender werden von Tag zu Tag. Der blaue Himmel zeigt seine offenste Tiefe, die keinen Boden hat. Wenn ich abends nach Hause komme, bin ich müde vom Schauen und Sinnen. Das Wenige, was ich brauche, koche ich mir selber. Ich habe mich daran gewöhnen müssen, da meine Hausfrau, die mir kochte, erkrankt ist. Und die benachbarten jungen Mädchen scheuen sich abends zu mir zu kommen. Ich bin im Gerede der Leute, seit ich einem Mädchen des Dorfes Aufmerksamkeit erwies. So bin ich mit mir allein an den Abenden zu Hause. In der Küche brennt friedlich die Lampe, und das Feuer im Herde knistert lustig. Da lese ich wohl manchmal lange.

In den letzten Tagen ist mir der Roman „Das Meer“ von Bernh. Kellermann in die Hand gekommen. Dem Buche sind Besprechungen früherer Werke des Autors angefügt, die sich des Lobes nicht genug tun können. Eine sagt von ihm: „— ein großer Zauberer“, eine andere findet „maßlos schön“ ein Buch von ihm, eine dritte dasselbe Buch „ganz trunken von Schönheit und Schmerz“. Ich kenne nun zwar die be-

treffenden Bücher nicht, aber da ich die Zeitungsstimmen kenne, traue ich dem, was sie sagen, schon lange nicht mehr. Ich halte mich lieber an die Sache selber. Und nun habe ich „Das Meer“ zuende gelesen. Gesamtergebnis: ein Vorbeirauschen bunter Dinge. So viel Aufwand und so wenig Nahrung, so viel Dampf und so wenig Kraft, so viel Leuchtfener und so wenig Wärme, so viel prunkende Oberfläche und so gar keine Tiefe! Ich verspüre nirgends eine Fülle, die sich ausgeben muß. Die Aeußerlichkeiten des Meeres — der Mädchen — der Menschen mögen vortrefflich gezeichnet sein. Doch nur mit äußerlichem Temperament. Und ist man mit dem Buch fertig, hat sich seltsamer Weise auch das ganze Rauschen des Meeres verloren. Das ist ein Mangel. Es berührt mich wie Schaffen aus zweiter Hand. Es mag in Kellermann Hamsun halb vergessen umgehen und weniger vergessen gröblicher Naturalismus, wie ihn die geringeren Nachläufer Zolas pflegten. Die Verkoppelung berührt unecht — allzu künnerisch, um künstlerisch zu wirken. Wer, dessen Seele noch eben von der Macht des Meeres erfüllt schien, vermöchte zu konstatieren: „Mann zwinkerte gut gelaunt und ließ vor Vergnügen einen Wind streichen“. Der äußerlichen Phantastik im Buche aber mag derlei nicht im Wege sein. Vielleicht ist des Autors Art ziemlich ausgedrückt mit: ein veräußerlichter Hamsun, der sich nicht scheut, dem flächsten Naturalismus zu opfern. Die mitunter eigene Färbung in der Diktion ist zu wenig für einen Künstler. Und was er uns weiß machen will über sein Lieben im Buche! Die Heldin „Kosseherre“ tut er so ab: „Ich dachte zuweilen an ihre verliebte Trunkenheit und die maßlose Leidenschaft, die in ihrem kleinen braunen Körper hauste — aber wenn du jetzt kommst, Kosseherre, so werde ich sagen: Guten Tag und wie geht's, sonst nichts. — — — Das war das Meer, nichts sonst. Ich habe Seeleute gekannt, die von heute auf morgen eine funkelnagelneue Seele bekamen und Alles mit

einer unverständlichen Naivität hinter sich ließen, Schulden, Versprechungen, Gewissensbisse — ja nun verstand ich sie.“ — Und er hält sich an ein anderes Mädchen. Und wieder von Meer und Wind umräuscht, findet er: „Sie war groß und stark. — Sie gefiel mir.“

Also das Meer ist's, das einen mit funkelnagelneuer Seele ausstattet — auch in der Liebe! Und wenn man ein kleines Mädchen, das nebenbei die Braut eines Freundes ist, heimlich ausgekostet genug hat, verfällt man auf ein anderes, das größer und stärker ist. Mich dünkt, wenn es heimlich genug geschehen kann, braucht es hierfür nicht der Anregung des Meeres — und das rüge ich, denn hierfür ist Anregung genug im konventionellsten Menschen — in jedem Philister. Es schließt den Vorwurf ein, daß Kellermann die Vorgänge nicht in sich erlebt hat (mag er sie auch äußerlich erlebt haben), daß er sie nur gruppiert —, daß er sie als gehörvoller Rönner nur den Geräuschen der Worte nach gefügt hat, daß er hier nicht Künstler ist. Das gesucht Ueberteuernde im Roman, das manchmal kindisch anmutet, befürwortet dieses Urteil.

Ich lege das Buch mißmutig beiseite. Was ich von ihm in Erinnerung habe, ist das Mädchen mit den gelben Haaren. Und daran mag meine Vorstellungskraft schuld sein. Rosseherre, sage ich wie unwillkürlich, wie konntest du ihn lieben? Er verstand weder das Meer noch deine Liebe!

*

Etwas wie Widerwillen geht eine Weile in mir um. Ich schaue: Die Flut unserer Literatur schwemmt Roman um Roman ans Land. Und wie wenige Ausnahmen unter ihnen nur geben dem Menschen Nahrung. Dabei, wie viele ihrer Schöpfer gelten schon als Größe, die noch lange keine Eigenen sind. Die Machthaberin Presse kündigt es so dem Markte. Wohin soll das führen? Wohin diese Höhe im Roman — bis zu welchem Tiefstand am Menschen? Über,

— und hier ergreife ich Dostojewski's „Kaschkołnikow“ — die friedliche Flamme der Lampe und das lustige Geknistern des Herdfeuers soll mir deutsches Romangeflüster nicht weiter stören! Ich begreife nicht, daß ich dem großen Russen nicht früher mehr Aufmerksamkeit geschenkt habe. Ich bin wohl erst heute reif genug für seine Kunst. Er sticht so entscheidend ab gegen die vielfach kindische Sphäre der vielen unserer neueren Romanhelden. Und man gönnt dem Märkte doch seine Freude an Sand und Glitter. Unser einer hat Freude an Anderem — hat Freude, daß es noch Menschen gibt und müßte man sie erst aus dem Rehricht der Gesellschaft auflesen, — hat Freude, daß es Künstler gab, die groß genug waren, solche Menschen zu gestalten. Denn, haben wir die Neigung zu urteilen, wenn Markt und Gesellschaft so wenig taugen, muß das von ihnen Ausgestoßene ein mehr Taugliches sein. Und nun überlasse ich mich dem Werke eines Künstlers, dessen wahrhafte menschliche Weite und Tiefe sich vor Augen zu halten unserer Zeit mehr als je not tut.

Schon wie Dostojewski seinen Stoff ansaßt, der erste Griff, läßt uns seine außerordentliche Kraft ahnen. Jedes Satzzeichen hat seinen Ernst und jedes Wort ist so gelegt in seiner schmucklosen Einfachheit, daß die Seele daraus hervorzittert. Er geht auf den Menschen los — nur auf den Menschen und schält ihn heraus aus allem Ballast und geht mit ihm durch alle Tiefen der Seele und hält und beschaut ihn mit einer bebenden Sorgfalt und Liebe wie eine Mutter ihren neugeborenen Liebling. Und mit demselben Gefühl behandelt er an ihm alle Nöten und Schwächen und Gebrechen bis zum Verbrechen. Und läßt wie nebenbei die Frage offen, ob das Verbrechen immer auch für den Vollbringer Verbrechen ist. Zweifelloß aber tut er das im Verlaufe der Handlung bis zur greifbaren Gewißheit für jedes wache Empfinden, daß zwischen der Gesellschaft und

dem Menschen ein Riß klappt — eine Kluft ist, die sich nicht schließen will, und wie unmöglich es ist, sie zu überbrücken. Dies veranschaulicht uns gleich schon in wirksamster Weise die Lebensgeschichte des Trunkenboldeß Marmeladow, die Rascholnikow in einer Schenke anhört. Sie liest sich der Hauptsache nach so:

„Marmeladow schlug mit entschiedener Geberde mit der Faust auf die Tischplatte.

„Das ist halt meine Natur! Glauben Sie's, glauben Sie's mein Herr, daß ich ihr sogar die Strümpfe veroffen habe? Nicht die Schuhe, mein Herr, denn das wäre ja am Ende nichts Ungewöhnliches, nein, die Strümpfe! . . . die Strümpfe habe ich vertrunken. Ihr Busentuch aus weichem Ziegenpelz habe ich auch veroffen, das sie geschenkt bekommen hatte, das ihr gehörte, nicht mir . . . Unsere Wohnung ist kalt, und da hat sie sich erkältet und hustet und spuckt schon Blut. Kinder haben wir auch — drei kleine Kinder — und Katharina Iwanowna muß arbeiten vom frühen Morgen bis zum späten Abend, kämmt und wäscht die Kinder, denn sie ist an Reinlichkeit von Jugend auf gewöhnt; dabei hat sie eine kranke Brust und neigt zur Schwindsucht, und ich fühle das alles. Oder fühl' ich's etwa nicht? Und je mehr ich trinke, desto mehr fühl' ich's. Ich trinke deshalb, weil ich im Trinken Mitleid und Mitgefühl suche . . . Ich trinke, weil ich doppelt leiden will.“ Er senkte wie in unendlicher Verzweiflung den Kopf auf den Tisch.

„Junger Mann,“ fuhr er fort, indem er sich wieder aufrichtete, „an Ihrem Gesicht lese ich Ihnen den ganzen Gram ab. Gleich bei Ihrem Eintritt las ich ihn und habe mich deshalb sofort an Sie gewandt. — — — Sie mögen also wissen, daß meine Frau in einem Gouvernamentinstitut für adlige Töchter ihre Erziehung genossen hat und bei der Entlassung aus dem Institut vor dem Gouverneur und ande-

ren hohen Persönlichkeiten Menuett getanz't hat, wofür sie die goldene Medaille und ein Lobschreiben erhielt. — — — Ich heiratete sie als Witwe mit drei Kindern — eins kleiner als das andere. Ihr erster Mann war ein Infanterieoffizier, mit dem sie sich aus Liebe verheiratete und aus ihrem Elternhause entfloh. Ihren Mann liebte sie über alle Maßen; er aber fröhnte dem Kartenspiel, bekam es mit den Gerichten zu tun und starb während des Prozesses. Gegen Ende schlug er sie manchmal; obwohl ich nun weiß und es durch Dokumente beweisen kann, daß sie ihm das nicht unvergolten ließ, so gedenkt sie noch heutzutage seiner mit Tränen in den Augen und empfiehlt mir ihn als nachahmenswerthes Muster und ich . . . ich freue mich, daß sie sich wenigstens in ihrer Phantasie als ehemals glücklich vorstellen kann . . . Da blieb sie nun nach seinem Tode allein zurück in einer kleinen Provinzialstadt, wo auch ich damals war, mit ihren drei Kindern und befand sich in einer so hoffnungslosen Not, daß ich es gar nicht beschreiben kann, obwohl ich selbst schon ähnliche Fälle gesehen habe. Die Verwandten wollten alle von ihr nichts wissen. Sie war auch sehr stolz, gar zu stolz . . . Und da trug ich ihr, mein Herr, da trug ich, der ich selbst Witwer war und von meiner ersten Frau eine Tochter hatte, ihr meine Hand an, weil ich ihr Leid nicht mit ansehen konnte. Sie können sich einen Begriff von ihrer Not und Verzweiflung machen, wenn Sie bedenken, daß sie, eine gebildete, wohlerzogene Frau aus bester Familie, meinen Antrag annahm. Und sie heiratete mich! Weinend und schluchzend und händerringend — heiratete sie mich, denn es blieb ihr nichts anderes übrig. Verstehen Sie das, begreifen Sie das, mein Herr, was es heißen will, wenn einem nichts anderes mehr übrig bleibt? Nein! — das verstehen Sie noch nicht! . . . Und ein ganzes Jahr hindurch erfüllte ich ehrlich meine Amtspflichten und ließ diese Schweinereien" — er berührte

mit dem Finger sein Schnapsglas — „beiseite, denn ich hatte Zartgefühl im Leibe. Aber auch das war ihr zu wenig; da verlor ich meine Stellung, nicht etwa aus eigener Schuld, sondern infolge der neuen Verordnungen und damals griff ich zur Schnapflasche! . . . Unterhalb Jahre werden bald verfloßen sein, als wir nach vielen Irrfahrten und Mühsalen endlich in dieser wunderschönen und mit historischen Denkmälern geschmückten Stadt Halt machten. Hier bekam ich eine Stellung . . . bekam und verlor sie wieder. Verstehen Sie das? Diesmal war ich selbst daran schuld, denn hier kam meine Natur zum Durchbruch. — — — Unterdes ist auch meine Tochter herangewachsen, die Tochter von der ersten Frau, und was diese meine Tochter von ihrer Stiefmutter auszustehen hatte, ehe sie groß wurde, davon will ich lieber schweigen. Denn obwohl Katharina Swanowna voll edler, hochherziger Gefühle ist, so ist sie andererseits auch eine sehr heißblütige und leicht erregbare Dame und ihre Geduld reißt schnell . . . Ja, so ist's! Wozu das aber des längeren erwähnen? Eine gute Erziehung hat Sonja, wie Sie sich leicht vorstellen können, nicht genossen. Ich versuchte vor vier Jahren, sie in der Geographie und der Weltgeschichte zu unterrichten; weil ich aber selbst in diesen Lehrgegenständen nicht viel wußte und ordentliche Lehrbücher nicht bei der Hand waren, denn unsere Lehrbücher sind ja geradezu schändlich . . . hm . . . übrigens habe ich auch diese Bücher nicht mehr . . . so war damit auch ihre Bildung beendet. — — — Jetzt will ich mich, mein Herr, ganz privatim mit folgender Frage an Sie wenden: Wie denken Sie darüber: Wieviel kann ein redliches Mädchen mit redlicher Arbeit verdienen? Sie verdient nicht fünfzehn Kopeken pro Tag, wenn sie redlich sein will und keine besonderen Talente besitzt; und dabei darf sie nicht einen Augenblick die Hände in den Schoß legen. Und da kommt auch noch so etwas vor, daß zum Beispiel der

Regierungsrat Klopstock — Iwan Iwanowitsch, wenn Sie vielleicht den Namen schon gehört haben — nicht nur das Geld für das Nähen eines halben Duzend holländischer Hemden bis jetzt nicht bezahlt hat, sondern in beleidigender Weise sie aus seinem Hause hinausgetrieben und unanständig gescholten hat, weil die Kragen schief und nicht nach dem richtigen Maße angenäht seien. Denken Sie sich nun die hungrigen Kinder und Katharina Iwanowna, wie sie händelringend im Zimmer auf- und abgeht, mit roten Flecken im Gesicht, die sie infolge der Krankheit hat: ‚Ein Schmarozer bist Du!‘ ruft sie und meint die Tochter damit, ‚ißt und trinkst und wärmst Dich bei uns und verdienst keinen Heller!‘ — als ob es bei uns etwas zu essen gäbe, wo die Kinder manchmal drei Tage hindurch nicht eine Brotkrume sehen. Ich lag damals — was soll ich's verbergen — ich lag damals ganz betrunken und hörte, wie meine Ssonja spricht (sie ist wortfarg und ihre Stimme ist so sanft und das Gesichtchen immer blaß und mager): ‚Soll ich mich denn wirklich Katharina Iwanowna,‘ spricht sie, ‚soll ich mich denn wirklich zu so etwas hergeben?‘ Sie müssen wissen, daß Darja Franzowna, ein böses und der Polizei wohlbekanntes Weib, sich nach ihr schon dreimal durch die Wirtin erkundigt hatte. ‚Nun was?‘ antwortet Katharina Iwanowna mit böshaftem Hohn, ‚was hast Du so sehr zu bewahren? Auch ein Kleinod?‘ Aber klagen Sie sie deshalb nicht an, mein Herr, richten Sie sie deshalb nicht! Sie hatte dieses Wort nicht bei voller Befinnung über ihre Lippen gebracht, sondern in großer Aufregung, in krankem Zustande, beim Weinen der kleinen, hungrigen Kinder und mehr, um meine Tochter zu ärgern als im buchstäblichen Sinne. Denn Katharina Iwanowna hat nun einmal einen solchen Charakter: wenn die Kinder weinen, wenn auch nur deshalb, weil sie hungrig sind, dann schlägt sie sie gleich. Und da sehe ich nun, wie ungefähr um sechs Uhr Ssonjettscha aufsteht, ihr

Tuch nimmt, ihren Mantel anzieht und ausgeht; ungefähr um neun Uhr kam sie wieder. Sie kam, trat geradeaus auf Katharina Iwanowna zu und legte dreißig Rubelscheine vor ihr auf den Tisch hin. Sie sprach dabei kein Wort, sah nicht einmal auf, nahm nur unser großes, grünes, wollenes Tuch (wir besitzen solch ein gemeinschaftliches wollenes Familientuch), bedeckte mit ihm das Gesicht und den Kopf und legte sich aufs Bett, mit dem Gesicht nach der Wand zu; nur die Schulter und der ganze übrige Körper zuckten von Zeit zu Zeit... Ich aber lag immer noch in demselben Zustande... Und da sah ich, junger Mann; da sah ich, wie Katharina Iwanowna ebenfalls ohne ein Wort zu sagen an Ssonjetschkas Bett trat und den ganzen Abend hindurch ihr zu Füßen auf den Knien lag, ihr die Füße küßte, nicht aufstehen wollte, wie sie sich dann umarmten und so zusammen einschliefen... beide... beide... ja, mein Herr... und ich — ich lag da, ganz betrunken...”

Marmeladow schwieg, als hätte ihm die Stimme versagt. Dann schenkte er sich eiligst ein Glas Schnaps ein und trank es in einem Zuge aus.

„Seit dieser Zeit, mein Herr,“ fuhr er nach einigem Schweigen fort, „seit dieser Zeit mußte Ssonja Ssemjonowna — infolge eines unliebsamen Vorfalls und infolge von Denunziationen seitens feindseliger Personen, namentlich Darjas Franzownas, welche behauptete, sie würde mit zu wenig Respekt behandelt — seit dieser Zeit mußte sie ein gelbes Billet nehmen und durfte nicht mehr mit uns zusammen wohnen. — — — — —“

Marmeladow schlug sich mit der Faust vor den Kopf, knirschte mit den Zähnen, schloß die Augen und stützte sich kräftig mit den Ellenbogen auf den Tisch. Aber nach einer Minute veränderte sich sein Gesicht wieder; er sah mit einer eigentümlichen Schlauheit und mit gezwungener Unverschämtheit Rascholnikow an, lachte und rief:

„Und heute war ich bei Ssonja, bat sie, sie möchte mir Geld zum Verkaufen geben! Ha — ha — ha!“

„Und sie gab's Ihnen?“ rief jemand von den neu Hinzugekommenen und lachte laut.

„Diese Flasche Schnaps ist für ihr Geld!“ erwiderte Marmeladow und richtete seine Worte ausschließlich an Rascholnikow. „Dreißig Kopelen brachte sie mir heraus, mit eigenen Händen... die letzten paar Groschen... alles, was sie hatte... ich sah es. Sie sagte kein Wort, sondern sah mich nur schweigend an. So wird man nicht hier, auf Erden, sondern dort... bedauert... beweint... ohne ein Wort des Vorwurfs! Und das schmerzt noch mehr, o! es schmerzt noch mehr... so ohne ein Wort! Dreißig Kopelen, ja... Und die hat sie doch selber nötig, nicht wahr? Wie denken Sie, mein teurer Herr? Jetzt muß sie doch auf Sauberkeit achten. Und diese Sauberkeit kostet Geld, diese besondere Sauberkeit, mein' ich. Nicht wahr? Sie muß sich doch Pommade kaufen und andere solche Sachen,... ohne dies geht's doch nicht! Die Unterröde muß sie stärken lassen, einen hübschen Schuh, so einen recht koketten, muß sie doch auch tragen, um das Füßchen zeigen zu können, wenn sie über eine Pfütze auf der Straße gehen muß. Verstehen Sie das, mein Herr, was solch eine Sauberkeit zu bedeuten hat? Und ich... ich, ihr Vater, hatte die Stirn, diese letzten dreißig Kopelen ihr zu stehlen, um sie zu verkaufen! Und ich saufe! Und habe sie schon versoffen!... Wer kann so einen Schurken, wie ich einer bin, bedauern?... Ha?... Du' ich Ihnen jetzt leid, mein Herr, oder nicht? So sagen Sie doch, mein Herr: ja, oder nein!... Ha — ha — ha!...“

Er wollte sich noch ein Glas einschenken, aber die Schnapsflasche war leer.

„Weshalb sollte man Dich denn bedauern?“ rief der Wirt, der sich wiederum neben ihn niedergelegt hatte.

„Warum man mich bedauern soll?“ rief Marmeladow,

sprang auf und streckte, wie in Ekstase versetzt, die Hand aus, als hätte er gerade diese Frage provozieren wollen. „Warum bedauern? fragt Du. Ja, ich hab's nicht verdient, daß man mich bedauere! Kreuzigen sollte man mich, ja... kreuzigen, — nicht bedauern! Nun gut, so kreuzige mich, Du Richter, kreuzige mich, hab' aber Mitleid mit mir! Dann komme ich selbst zu Dir, Du mögest mich kreuzigen, denn nicht nach Lust lechze ich, sondern nach Tränen und Pein!... Glaubst Du vielleicht, Herr Wirt, daß Deine Flasche Schnaps mich glücklicher gemacht hat? Nein, Qual, Qual habe ich auf ihrem Grunde gesucht, Qual und Tränen... und ich habe sie gekostet, ich habe sie gefunden, und habe ich etwa Trost gefunden bei Dem, bei dem alle Trost finden, bei Dem, der aller Leiden versteht, bei Ihm, dem Einzigen, bei Ihm, dem gerechten Richter. Er wird kommen am jüngsten Tage und fragen: „Wo ist die Tochter, die sich um der bösen, schwindfüchtigen Stiefmutter und um der fremden Kinder willen verkauft hat? Wo ist die Tochter, die ihren Vater, den unnützen, unverbesserlichen Trunkenbold nicht von sich gewiesen hat?“ Und er wird weiter sagen: „So komm zu mir! Ich habe Dir schon einmal vergeben... schon damals vergeben... Und auch jetzt sind Dir Deine Sünden vergeben, weil Du viel geliebt hast.“ Und er vergibt meiner Esonja, er vergibt ihr gewiß die Sünde, ich weiß, daß er sie ihr vergibt!... Ich fühlte es damals schon, als ich bei ihr war, in meinem Herzen. Ueber alle wird er sein Urteil sprechen, über die Guten und Bösen, allen wird er vergeben, den Klugen und Friedlichen. Und wenn er mit denen fertig ist, dann sieht er auch auf uns nieder: „Kommet auch ihr“, wird er sagen, „kommet auch ihr, die ihr getrunken habt, kommet auch ihr, die ihr schwach waret, kommet auch ihr, die ihr beleidigt wurdet!“ Und wir werden alle kommen und uns nicht schämen und er wird sagen: „Schweine seid ihr, Tiere, Bestien! Aber kommet auch ihr zu mir!“ Und es wer-

den auf uns schauen die Klugen und es werden auf uns schauen die Vernünftigen: „Herr, warum läßt Du auch die eingehen ins Himmelreich?“ Und er wird sagen: „Deshalb laß ich sie eintreten, ihr Klugen, deshalb laß ich sie eingehen, ihr Vernünftigen, weil kein einziger von ihnen sich dieses Glückes für wert gehalten hat...“ Und Er wird seine Arme über uns ausstrecken und wir fallen auf die Knie und weinen... und begreifen alles! Dann begreifen wir alles... und alle begreifen es... auch Katharina Iwanowna... auch sie begreift es... Herr, Dein Reich komme! — — —“

Marmeladow's Erzählung ist hier zuende, und ich halte mit Lesen inne. Ich sitze da noch lauschend dem Nachhall der Worte, der nicht verebben will. Die Stille ist vom Gehörten angefüllt wie von einem Geschehnis, das mir nahegeht. Ich sehe wie abwesend in das Licht der Lampe und fühle dabei meine innere Erregtheit. Und das Gehörte tritt mir immer noch näher und verdichtet sich gleichsam, und es wird so, als verweilten die Menschen, von denen erzählt wurde, lebendig mit mir zusammen. So nahe und so betätigt sehe ich sie und so vertraut scheine ich mir ihnen schon geworden. Ich sehe das vertrunkene, aufgedunsene Gesicht Marmeladow's mit dem ekstatischen Blick, seine brustkranke heftige Gemahlin, mit den hungrigen Kindern und vor allen die junge, herrliche Ssonja. Und etwas Heldisches haben sie alle. Katharina Iwanowna in ihrer grausamen Sorgenglut für die Kinder und nachher in ihrer Verehrung und Dankbarkeit für Ssonja. Der Trunkenbold in seinem Glauben — in seiner Demut — in seinem Büßerhange zu Leid und Qual. Ich kann ihn nicht verdammen. Ich weiß nicht, was ihn zum Trunkenbold gemacht hat. Man besäuft sich oft zur Abwehr von noch Schlimmerem. Auch der Schnapsrausch vermag einen der Noheit und Enge der Gesellschaft zu entrücken. Und sein Laster verklärt sein Glaube. In ihm scheint das

überkommene Christentum Mensch geworden. In dieser Menschwerdung erkenne ich ihn wieder und reiche ihm die Hand. Ein Mensch in der lasterhaftesten Hülle ist immer noch mehr, als gepuzte und gedillte Anstandstiere, in denen das eigentlich Menschliche völlig getilgt ist. Und ich wende mich an Sonja.

Ich bin aufgestanden, so erregt bin ich noch, und durchquere die Küche. Das Feuer im Herde ist fast ausgebrannt, die Lampe flackert trübe. Aber Sonja steht vor mir und lebt im Bilde. Ich kann mich nicht von ihr abwenden. Ich muß immer wieder ihre Seele bestaunen, die nicht zögerte ihren Leib herzugeben, um Brot zu schaffen für hungrige Kinder. Ich fühle etwas Zärtliches und Verehrendes in mir auch für diesen jungen reinen Leib, der das Opfer vollbrachte. Das Denken daran will mir nicht aus dem Kopfe.

Ich komme erst spät zur Ruhe und schlafe unruhig und schwer. Sonja ist immer bei mir, auch in meinen Träumen. Daß es so etwas gibt, beglückt mich nachgerade. Ich kann ihr nur Liebes sagen und immer wieder: wie ich sie bestaune ob ihres Tuns.

Varena, im Okt. 1911.

Anrufung / von Hugo Neugebauer.

Der du Himmels Schal' um Schale
mit im Weltenwirbel reißt,
alldurchzuckt vom Liebesstrahle,
Hauch und Licht, erhabner Geist,

ob du, goldnem Flügel tauend,
in den Aether dich erschwingst,
ob du, Feuerzähren tauend,
nachtgestirnis mich umringst,

Leiter meiner trägen Glieder,
meines Auges Himmelsglanz,
meiner Seele Schwunggefieder,
meiner Sinne Freudentanz,

Taumel meiner tiefen Stunden,
meiner Höhe helle Schau,
Schwert und Balsam meiner Wunden,
Lenzesblut und Winterrauh,

Water, Mutter mir im Kerne,
der im Grund du wurzelnd saugst
und im Wipfelrausch der Sterne
staunend deinen Schoß beaugst,

Tier und Pflanze, zwiegeschlechtig,
dich umarmend selbst genug,
todesfüchtig, lebensträchtig,
Wahrheit, Zweifel du und Trug,

den ich Eins und Alles nenne,
dich, den Fernen und den Nahn,
den ich Stammelnder bekenne, —
kennst du mich, du großer Pan?

Spaziergang / von Ludwig Geifert.

Wie der matten braunen Blätter Fall
Auf dem kalten Schnee
Schwinden unsre vielen Worte all
Und sie tun sich weh:
Denn sie finden ja die Seele nicht,
Der sie zugehört —
Ich die deine, du die meine nicht,
Und schon wird es Nacht.

Durch der Felder graue graue Weiten
In dem Nebel hin
Wie zwei Arme und Verirrte schreiten
Ohne Ziel wir und Sinn.

O wie fern die Feiertuben sind,
Spiel und Licht daraus . . .
Bruder, uns umweht der Bergeßwind,
Kommen wir noch nach hauß?

Spuf / von Hermann Wagner.

Nun bin ich wohl fertig.
Das Leben hat mich untergekrigt. Mit der ganzen rohen Plumpheit seiner zahllosen Gemeinheiten, Bosheiten und Lächerlichkeiten lastet es auf mir und hat mich so mürbe gemacht, daß ich kaum aufzumucken wage. Wie ein kranker Hund möchte ich mich in eine Ecke verkrichen, in irgendeinen Winkel, in dem mich niemand sehen und meiner Blöße und Schwäche sich freuen kann.

Eine merkwürdige Apatie hat sich meiner bemächtigt. Alles ist mir egal. Das Leben wirkt nicht mehr auf mich ein. Die Menschen laufen wie Marionetten vor mir her, ich stehe in keinen Beziehungen mehr zu ihnen.

Ich sollte sie hassen. Aber ich kann es nicht. Ich bin so entseßlich müde und gleichgiltig...

Nur einen verzweifelten Wunsch habe ich noch: wenn es doch noch viel schlimmer käme! Das Schicksal sollte mich in seine eiserne Faust nehmen und mich wütend an einen seiner Felsen schleudern. Höhnisch wollte ich dann wieder lachen und trotzig sterben.

Sterben...

Der Gedanke ist schön. Unbeschreiblich schön. Zu wissen,

daß man diesem endlosen Ekel so leicht und schnell ein Ende machen kann!

Was habt ihr Satten, ihr Geborgenen und Festen, vor uns Armen, die ihr verachtet, voraus? Es kommt der Tag, da legt ihr euch nieder und man verscharrt euren Kadaver so gut wie den unseren. Ihr Wänste, die ihr die Idee nicht kennt, wie Wanzen nur am Fleische klebt! Deren letzter Lebenszweck sich euch doch nur in der Befriedigung des Fraßes und der Brunst erschöpft! Bebt vor dem Tode, der euch alles nimmt! Wir Verlorenen sehen ihm lächelnd entgegen. Uns ist er eine Verheißung.

Uns wird er zur Erfüllung...

Ich sitze in einer trüben Ecke der Stube hinter dem Ofen und starre in den grauen und schmutzigen Nachmittag hinaus.

Der Himmel ist mit Wolken verdeckt und ein dünner endloser Regen klatscht eintönig auf den Boden. Es ist so ruhig wie in einem Leichenhause. Eine Uhr gibt's hier nicht und der Weder funktioniert nicht mehr. Leise und schwer schleichen nur aus dem Bette die Atemzüge der Kranken.

Und zum tausendsten Male geht mir der Gedanke durch den Kopf: was wirst du jetzt machen?

Ich bin wieder stellunglos. Bin überhaupt unverwendbar im praktischen Leben. Und ich hatte mir doch wirklich Mühe gegeben! Ich kann rechnen, schreibe eine gute Handschrift und war gewissenhaft. Mit Aufbietung aller meiner Kräfte hatte ich mir jenen Stil angeeignet, den sie den kaufmännischen nennen. Aber alles vergebens. Es war da immer etwas, das mich von den anderen schied. Immer hingen mißtrauisch und hochmütig die Augen des Chefs an mir. Ich habe mich geduckt, mich ganz klein und demütig gemacht. Umsonst. Sie haben gewußt, daß ich ein Anderer war. Daß ich, während sie interessiert waren, gähnte. Und sie haben mir's nicht verziehen.

So bin ich noch einige Stufen tiefer gestiegen und lebe vom Zufall.

Ich lebe mit zwei ledigen Fabrikarbeitern in Altermiete. Auch unsere Wirtzleute gehen in die Fabrik. Bei Tage ist das Haus wie ausgestorben.

Wir Mieter haben das Unrecht auf je ein Bett in der Kammer und können uns während des Tages nach Belieben auch in der Stube aufhalten. Den Morgen- und Abendkaffee ausgenommen, den uns die Wirtin kocht, verköstigen wir uns selbst. Licht und Heizung bestreiten wir gemeinsam.

Ich habe lange gerechnet und nüchtern Pläne geschmiedet und darf wohl hoffen, daß ich, wenn alles klappt, die Kosten meines neuen Lebens erschwingen. Sie sind ja sehr gering. Eine Einnahme von 75 Kreuzern pro Tag genügt. So viel bringt, wenn sie gut ist, sogar die Lyrik.

Meine Freunde, die Arbeiter, raten mir freilich, in die Fabrik zu gehen. Die Handgriffe in einer Weberei erlerne ich schnell und brächte es dann in kurzer Zeit leicht auf acht bis neun Gulden. Ich sei unabhängig, erledige täglich mein Pensum und kein Teufel habe mir etwas zu sagen. Das sei doch solid.

Sie haben Recht. Ob ich es wage? Soll ich mit meinen Versen Betteln und hausieren gehen? Das ist weit schlimmer als die Fabrik.

Vorse soll man schenken. Sich selbst. Höchstens denen, die sie lieben...

Die Kranke regt sich. Sie scheint zu erwachen.

Fast hätte ich sie vergessen. Mit der ich doch in meiner neuen Umgebung den meisten Umgang habe. Wenn sie nicht wäre, ich hielte, glaube ich, in dieser Enge nicht aus. Ihre Gegenwart wirkt besänftigend auf mich. Ich habe in ihr einen Genossen.

Sie steht wohl knapp vor dem Tode. Und weiß es nicht. Hofft mit Inbrunst auf das Leben. Lacht und tändelt, fühlt

sich von Tag zu Tag wohler und baut sich goldene Schlösser. Sie wird mit ihren vierundzwanzig Jahren, da sie vor dem Ende steht, noch einmal zum Kinde. Sie ist voller Sorglosigkeit und kennt keine Widerstände. Ihre Phantasie hat etwas ausschweifend Wildes und Vehementes. Die Hemmnisse des Lebens existieren für sie nicht. Sie tollt dahin wie im Traume und überwindet lachend Zeit und Raum. Sie wirkt auf mich durch den Kontrast und hält mich aufrecht. Früher hat sie mit dem Sohne der Wirtsleute gelebt, der zum Militär einrücken mußte und an Genickstarre gestorben ist. Seitdem hat sie zweimal den Blutsturz gehabt. Ihre Augen flackern immer wie die Lichter dünner Kerzen.

Jetzt ist sie erwacht. Sie gräbt die bloßen Arme aus dem Bette heraus und kreuzt sie gähnend unter dem Kopfe. Dann lächelt sie auch schon.

„Was machen Sie?“ fragt sie mich.

„Nichts,“ entgegne ich leichtthin und bestaune immer wieder ihre weißen Arme, die noch nichts von ihrer Rundung verloren haben.

Noch nie habe ich Arme von dieser blendenden Weiße gesehen. Von so reinem Teint, von so glatter und samtener Haut.

„Sehen Sie nur hinaus,“ sage ich schließlich, „wie es regnet.“

Sie zuckt aber nur unmutig die Achseln und sieht gar nicht hinaus.

„Erzählen Sie lieber etwas,“ sagt sie gekehrt.

Plötzlich aber fällt ihr etwas anderes ein und sie wird ganz enthusiastisch:

„Ich habe einen wunderbaren Traum gehabt,“ ruft sie aus. „Den muß ich Ihnen erzählen. Mir hat vom Süden geträumt. Von Italien. Es war alles so, wie Sie mir es gestern erzählt haben.“

Ihre Augen sind weit geöffnet und sie scheint, was sie erzählt, noch einmal zu sehen.

„Ich habe eigentlich, wissen Sie, nichts Besonderes geträumt. Es ist gar nichts vor sich gegangen.

Ich war mit einem Male an einem herrlichen Orte. Und wußte sofort, daß das Italien war. Ein kleines Dorf ist es gewesen, mit wenigen Häusern und einigen Villen, die alle weiß waren und flache Dächer hatten. Auch das Meer war in der Nähe. Gesehen habe ich's nicht, aber es lag gewiß hinter dem Dorfe, da die Luft ganz voll von ihm war.

Der Himmel war blau und wolkenlos, die Luft heiß, aber nicht drückend und ermattend. Das machte das Meer. Ich ging auf einem sandigen Fußwege, der rings von üppigen Sträuchern eingesäumt war. Ein Graben floß in der Nähe und große und dichte Bäume boten mir Schatten.

Ich ging immerzu, wohl einige Stunden lang, und wurde nicht müde. Ich war ganz allein. Nur ein schönes blondes Mädchen ist mir begegnet, ein blutjunges Ding in einem leichten weißen Kleide, mit einem gelben Strohhut im Arm, um den ein tiefrotes seidenes Band gewunden war. Das Mädchen ging sehr langsam und las in einem Buche. Ich bin stehen geblieben und habe ihm lange nachgesehen. Bis es schließlich hinter den Sträuchern verschwand. Nur das rote Band sah ich noch immer aus dem grünen Laube hervorleuchten.

Dann war ich wieder allein.

Ich verfolgte den Fußsteig weiter und glaubte zuweilen zwischen den Kronen der Bäume in der Ferne einen spitzen Kirchturm hervorlugen zu sehen.

Auch Stimmen hörte ich, lebhafte und lachende Stimmen. Das sind Ausländer, dachte ich, die hier zur Erholung weilen.

Und ich stellte mir ein großes Hotel vor, mit mächtigen Terrassen und einem großen gepflegten Garten. In dem Garten gab es seltsam duftende Blumen von wilder und brennender

Schönheit. Auch Springbrunnen waren da. Sie warfen ihr Wasser in phantastischen Bogen und Kurven der Sonne entgegen und leuchteten und glitzerten, als wären sie von Kristall.

Und plötzlich war es mir auch, als sei ich einer der vielen Gäste des Hotels.

Ich ging in eleganten und reichen Kleidern und war eine vornehme und schöne Dame.

Eine ganze Flucht von Zimmern gehörte mir.

Alle waren sie auf das vornehmste und kostbarste möbliert, hatten schwere Teppiche, über die man wie auf Wolken dahinschritt, und Tapeten von graziöser Einfachheit und Schönheit der Farben und des Stils. Namentlich mein Schlafzimmer war ein Märchen. Seine Wände waren mit hellblauer Seide drapiert, das Bett war niedrig und breit, aus schwarzem, glänzenden Holze, mit herrlichen Schnitzereien versehen. Die zierlichen Polster waren mit duftigem Battist überzogen und hatten Einsätze von echten Spitzen. Die Decken waren aus schwerem gelben Seidenbrokat. Das kostbarste aber war eine Ampel. Es war eine durchsichtige Schale, ein einziger oval geschliffener Amethyst, in dem inmitten des goldenen Dels nachts das matte Licht hin und her flackerte wie eine zitternde Seele.

Hier habe ich hunderte Nächte verträumt.

Die Fenster waren weit geöffnet, der Mond huschte lautlos herein und legte sich behaglich an das jungfräuliche Blau der Wände. Und aus dem Garten drang das Plätschern des Wassers wie neckisches Gefächern nächtlicher Geister.

Stunde auf Stunde habe ich mit geschlossenen Augen gelauscht.

Aus der Ferne quollen dann mächtige Akkorde eines großen Orchesters und starben nach wogendem Aufbrausen in einem klagenden Finale. Schmachttende und süße Töne einer Geige lösten sich los, biegsam und schlank wie junge Weiden,

und verflangen in Wispeln und Schluchzen. Bis zuletzt nur noch ein Zittern und Wehen um mich war. —

Über plötzlich fand ich mich wieder auf meinem schmalen Pfade von Sand, sah die raschelnden Aeste über mir und ging, das Herz voll trauriger Sehnsucht, einsam weiter des Wegs. Weinte ich oder kam es wie ein müder Aufschrei aus den wogenden Gräsern?

Der Weg wurde schmaler, die Sträucher lichteten sich. Die Bäume verschwanden und ich hörte auch das Riefeln des Grabens nicht mehr. Ein wehes Frösteln kroch über die Gegend, die immer kahler und trüber wurde. Ich ging über späte Stoppelfelder, über welke Wiesen und gepflügte Acker, deren kalte Erde braun und nüchtern starre.

Und mühsam stieg ich einen Hügel hinan.

Da sah ich weit unten, im Nebel, die Heimat.“ — —

Ich fahre auf.

Wo bin ich?

Suchend schweifen meine Augen in der Dämmerung umher und finden sich endlich zurecht.

Ich seufze.

Die Kranke liegt wieder ruhig und schläft. Hat sie mir nicht ihren Traum erzählt? Oder habe ich ihn, als sie erzählte, noch einmal miterlebt?

Der Regen draußen fällt eintönig weiter. Mühsam ringt sich ein schwacher Lichtschein hier und dort durch den Nebel.

Bald werden die Arbeiter nach Hause kommen.

Die Luft in der Stube wird von dem Qualm der Pfeifen heiß und beißend werden. Gelächter wird sich breit machen und rauhe und gellende Worte werden wie Faustschläge dröhnen.

Ich aber werde verstohlen die hölzerne Treppe zur Kammer hinaufsteigen und schweigen...

Josef Georg Oberkofler / Sonette.

Die späten Blumen.

Die Astarten blühen und die Georginen
Verhauchen welkend ihre letzte Glut;
Die herbstlichmüde, blasse Sonne ruht
Mit Mutterblicken wehmuthsvoll auf ihnen.

Sie kennen nicht des Maien Uebermut
Umschwärmt von Schmetterlingen und von Bienen,
Des Sommers Pracht hat ihnen nie geschienen,
Und nur der Herbst gibt kargen Lebens Gut.

Ihr spätgeborenen Kinder, über euch
Wird manches schöne, bleiche Mädchen sinnen,
Dem spät sich aufschloß goldner Liebe Reich.

Wenn eure Schwestern lange schon von hinnen,
Seid ihr beglückter: an den Busen weich
Wird sie euch drücken, stille Trösterinnen.

Trauriger Bote.

Ein kühler Nachtwind flattert um die Mauer
Und irrt davon und schleicht heran und geht
Auf leisen Sohlen durch das Gras und weht
Zum Fenstersims und legt sich auf die Lauer —
Und lauscht und schmiegt sich an das Fenster; späht
Zu mir herein — mich faßt geheimer Schauer —
Und zeigt ein dürres Blatt, darauf voll Trauer
Dein süßer Name schwarz geschrieben steht.

Dann fährt er auf und seine Flügel schwirren
Wie eine Säge, die vier Bretter schneidet
Für einen Sarg, und ihre Zähne klirren

In's Mark des Baumes; meine Seele leidet,
Indes verquirrte Bilder sie verwirren,
Wie meine Freundin aus dem Leben scheidet.

Der Höhlenforscher / von Karl Schoßleitner.



Ich rede vom Höhlenforscher als Typus und ausgeprägtem Idealbild seiner Gattung.

Der richtige Höhlenforscher unterscheidet sich von den übrigen Menschen nicht durch eine reichere Ausstattung mit Intelligenz — die wird wohl meistens vorhanden sein, sondern durch etwas qualitativ Verschiedenes, das zwar keinen Gegensatz zum Intellekt bedeutet, aber doch wie ein Jenseits oder doch wenigstens wie ein Abseits aller bewußten intellektuellen Kräfte anmutet —: eben durch das Ahnungsvolle, Seherische, wenn man will, durch den mystischen Einschlag. Und so kann möglicher Weise ein blutjunger Mensch ganz Hervorragendes leisten und einen reifen Mann weit überflügeln, der ihm sonst an wissenschaftlicher Vorbildung und langjähriger Erfahrung überlegen wäre, weil Kenntnisse und Erfahrungen nur Handhaben und Erleichterungen bieten, aber nicht die notwendige Vorbedingung ausmachen.

Dies sei vorausgeschickt.

Alles zu glauben und unterschiedslos zu glauben, ist beschränkt und dilettantisch, aber gerade das zu glauben, was sich hernach bewahrheitet und Bestätigung findet, ist inspiratorisch und genial. Für diese Auswahl gibt es nun kein Rezept. Doch der tiefere Mensch kann sie vornehmen und sie gelingt ihm ohne langes Besinnen auf den ersten anfassenden Griff, und so hält er von allem Anfang an ganz selbstverständlich an einer bestimmten Wegrichtung fest, weil er die Ahnung in sich trägt, daß nur diese zum Ziel führen kann.

Das fanatische Festhalten an scheinbar unsicheren Vermutungen und Hypothesen gehört mit zur Natur des Forschers und ist ein Teil des Unaufgeklärten, Geheimnisvol-

len und Unerklärlichen, das fast in das Leben eines jeden Entdeckers bedeutsam hineinspielt.

Die paar wissenschaftlichen Voraussetzungen, überhaupt das ganze intellektuelle Handwerkszeug ist außer ihm noch vielen anderen zugänglich und bekannt. Aber den Vielen ist es zu wenig, weil sie im besten Fall Vernunft und Logik zu Rate ziehen, damit aber nicht auskommen können; und so bleiben viele Versuche ungetan.

Dem Entdecker dagegen genügen oft die geringsten und unscheinbarsten Voraussetzungen, nicht aus Urteilslosigkeit oder Mangel an kritischem Scharfblick, sondern weil er ein anderes ausschlaggebendes Uebergewicht voraus hat, ein geheimnisvolles Plus, das er selber in sich trägt: Die innere Getriebenheit den Versuch zu wagen, die dämmernde Gewißheit, daß er zum Ziele gelangen wird. So geht er zur Ausführung.

Gäbe es unanfechtbare Vernunftgründe für seine Unternehmungen und weniger unsichere Aussichten auf Erfolg, dann würden sicherlich auch die Andern nicht ermangeln, einen Versuch zu beginnen, um den Erfolg für sich zu gewinnen. Aber das gibt es nicht. Das ist es eben.

Der Forscher muß die Zweifelreden der Andern ruhig anhören und kann ihnen zumeist nichts entgegnen, was sie überzeugen könnte. Er steht ihnen wehrlos gegenüber, das macht ihn oft überreizt. Ihm bleibt nur die Tat, um seine Ahnungen zu erhärten. So muß selbst der Kleinste Entdecker immer wieder von neuem den Konflikt des Kolumbus und den Kampf gegen die „Ungläubigen“ an sich selber erleben.

Es gibt keine Verständigung zwischen dem Höhlenforscher und den bloßen Intellektmenschen, er empfindet sie als die Jenseitigen, als Gegensatz, als die Störend-Vernünftigen, die Verderblich-Gescheiten und Bedächtigen, die Begeisterrungslosen vom Grund aus, die ewigen Mörgler und nie-

malß Hingebend-Hoffenden, als die inß Vielfache gesteigerte Verkörperung der eigenen Hemmungen seiner allgemeinen Menschennatur im Gegensatz zu seiner besonderen Begabung.

Aus diesem doppelten Widerstreit: in sich und um sich (gegen die Anderen, Unbegabten) scheint die leicht irritierte Erregbarkeit und das jähe vulkanische Ausflodern dieser Menschen nahe liegend und erklärlich.

Dazu kommt noch eine ungewöhnlich subtile Reaktion auf die Außewelt, eine differenzierte Aufnahmefähigkeit von Sinnesindrücken, denn der Höhlenforscher gewinnt auch körperlich mit der Natur und ihren Kräften einen viel engeren Anschluß als irgend ein Anderer.

Der Forscher im Laboratorium benötigt vielleicht bloß gute Augen für seine Untersuchungen mikroskopischer Präparate, der Astronom desgleichen für die Beobachtung des Makrokosmos. Im Uebrigen können aber beide zierliche Gelehrtenmännlein sein, die nur in Glaslästen gedeihen, denn der eine braucht möglicherweise seinen Studiersaal überhaupt nicht zu verlassen, der andere guckt bloß hinaus in die Welt — aus seiner Sternwarte.

Der Polarforscher dagegen muß schon ein „wetterfesterer Kerl“ sein, desgleichen darf auch der Aviatiker der körperlichen Tüchtigkeit nicht ermangeln. Aber immerhin, der eine fährt zu Schiff und zulezt vielleicht auf dem Automobilschlitten und der andere sitzt in seiner Maschine.

Unders der Höhlenforscher:

Er ist der primitivste, zugleich aber auch der Selbständigste. Seine Bewegungsmittel sind Füße und Hände, er ist vor allen auf seine eigenen Kräfte gestellt, ohne Zuhilfenahme technischer Mechanismen. Er steht der Natur ohne Medien, Mikroskop oder Fernrohr, sondern unmittelbar, gleichsam in „natürlicher Größe“ gegenüber, wenn ich so sagen darf.

Der Polarforscher hat die Magnetnadel, die ihm sicher den Weg weist, für den Höhlenforscher gibt es noch keine der-

artigen Apparate. Er muß sich selbst sein Magnet sein. Anders ausgedrückt: Er muß höhlen-süchtig und höhlen-süchtig sein, wenn die Neubildung nach Analogie von mond-süchtig erlaubt ist; nämlich in dem Sinne, daß der Betroffene getrieben ist, mit Verzicht auf die normalen Sinneswahrnehmungen einer geheimnisvollen Anziehung des Mondes zu folgen durch alle Stockwerke bis zum höchsten Giebel der Dächer hinauf.

Uehnlich geschieht es auch dem Höhlenforscher, der sich auf einmal einbildet, gerade dort müsse der Schluß noch weiterführen. Er klettert drauf los wie besessen, läßt sich durch nichts mehr zurüchhalten und verzichtet auf die notwendigsten Sicherungen und Vorsichtsmaßregeln um nur rasch weiterzukommen — und wirklich, wie durch den schließlichen Erfolg solcher Unternehmungen schon des öfteren bestätigt wurde, haben sich in derartigen Fällen auch tatsächlich Fortsetzungen vorgefunden.

Wie er die Höhlen wittert, so spürt er auch die Witterungsumschläge voraus, gleich den Vögeln und dem vierbeinigen Getier. Er ist überzeugt davon, daß beispielsweise während seines Aufenthaltes in einer Wasserhöhle, deren Eingang höher liegt als die Haupträume, niemals Regenfall eintreten kann, so daß ihm die Rückkehr versperrt wäre; denn so sehr fühlt er sich sicher in seinem Scharffinn, so sehr fühlt er sich als das bevorzugte Kind der Mutter Erde, daß ihm überhaupt kein Unfall zustoßen kann.

Aus diesem Bewußtsein seiner Sonderstellung und der daraus erwachsenden Ueberlegenheit ergibt sich seine unduldsame, tyrannische und kategorische Ablehnung aller hemmenden Einwände und Uebersmeinungen.

Es ist schwer mit ihm auszukommen.

Entweder, er ist einer neuen Höhle auf der Spur, dann lebt nur dieser eine Wille in ihm, die Erforschung durchzuführen und löscht alle anderen menschlichen Interessen und alles

Verständniß für die Bedürfnisse und Wünsche anderer hinweg, so daß er nur zu oft für seine Umgebung unausstehlich wird in seiner Einseitigkeit, wenn auch seine Intensität und Vehemenz, objektiv betrachtet, bewundernswert erscheinen mag, da sie ihn auch körperlich an Geschicklichkeit, Ausdauer und Kräfteentfaltung zu Höchstleistungen befähigt, die an Unglaubliche grenzen — wie ein Krampfzustand eines letzten Erfülltheins und einer fanatischen Beseffenheit.

Oder aber im anderen Fall, wenn sich keine Höhlen finden lassen, oder sich Hindernisse und Widerstände in den Weg stellen, die augenblicklich wirklich nicht überwindbar sind, dann wird er gleichfalls unerträglich durch Mißmut, Unwillen und verärgerte Gereiztheit.

Wenn ihn die anderen nicht zu behandeln wissen, weil sie ihn nicht verstehen können, dann wird die Kluft zwischen ihm und den anderen Menschen umso fühlbarer und es wird geschehen, daß er das nächste Mal allein eine Höhlenfahrt unternimmt, diesmal aber ohne Entdeckungslüste, sondern vielmehr aus Herzensbedürfnis, wenn ich so sagen darf. Er flüchtet gleichsam in den Schoß der Mutter Erde zurück, aus dem er getrocknet ist, weil er sich darin allein geborgen und zu hause fühlt.

Der Höhlenforscher ist der Menschen- und Oberwelt-Flüchtige und seine Beziehungen zur Natur sind von solcher Intensität, daß sie gleichsam erotisch betont erscheinen. Er ist der Pantheist von Unbeginn, nicht aus der Abstraktion einer philosophischen Weltanschauung, sondern gleichsam aus einer animalischen Notwendigkeit.

Er bedeutet in seiner Begabung mit den primitivsten Instinkten und in seiner Anpassung an die Natur einen Grenzwert der Ursprünglichkeit, zugleich aber auch vermöge seiner subtilen seelischen Reaktionen einen Grenzwert in der Rompliziertheit feinsten Nervenwirkungen und ist vielleicht ebenso eine „Krankheitserscheinung“ wie die seltene Blume des

Gärtnerß, die reicher, voller, üppiger, farbenbunter und duftender ist als die „normalen“ Geschwister ihrer Verwandtschaft, die zu ungezählten Tausenden über Wiesen und Hügel verstreut sind.

Das Gastmahl des Herbstes / von Carl Dallago.

Von allen Dingen streift ein fremdes Wehen
von Atemzügen, das von weither quillt,
die Frische und die Lust und macht sie stiller;
sie fühlen sich gedrängt in sich zu gehen
vom fremden Hauch, der ihre Seelen schwillt.
Und zaghaft lauschen sie, dann geht ein Bangen
durch ihre Körper und sie atmen schwer,
die Stimmen werden unsicher und schriller;
erst langsam fällt von ihnen dumpfes Hangen
und sie ergreift ein Glühen mehr und mehr.

Es ist ein Lebensfieber, das in allen Seelen
der Dinge wie ein Brand ausbricht und sprüht;
und jedes Ding will seine Kraft ausgeben
in Funken, die sich nach Erfassen quälen,
und jed Erfassen aufzulohn sich müht.
Und auf das Lohn der vielen Seelenflammen
weht immerfort das Grenzenlose ein
gleich schwerem Atem ungezählter Leben,
die sich in grauem Schweigen tun zusammen
und dennoch alle Dinge überschreien.

Es ist der Herbst in des Vergehens Armen,
der sich um Weiten schlingt und jedes Ding
und alles schweigend sich zu Gaste lädt, —
und alles läßt er inßgeheim erwarmen,

daß seinen kühlen Händedruck empfing.
Von herben Höhen senkt sein Schritt sich nieder
zu Thal und Schluchten, die er bunt behängt
und ausgestaltet sich zum Saal und sat
noch falbe Töne rings wie müde Lieder,
in die er Wehmut und Erinnerung mengt.

Und tiefer bringt sein Wesen in die Dinge
die lauschend und verworren ihn umstehn.
Dann breitet er sich herrschend aus im Schauen,
ob nichts sich ihm zu wehren unterfinge
und alle seinem Schweigen unterstehn.
Und fängt zu flüstern an, und seine Rede
erspüren alle tief, die um ihn sind.
Der müde Ton legt sich wie ein Betäuen
um sie, daß wie ein wunderlich Gefäde
sich ganz hinein in ihre Seelen spinnt.

Und wieder gleicht sein Reden einem Strahle
der zu den Dingen sich in Lust gesellt,
daß ihre Seelen öffnen sich und leuchten: —
so ragen sie wie glänzende Pokale
mit glühendem Gefühl für diese Welt.
Von oben träuft ein Blauen in den Becher,
daß offen hält der Seelen Uberschwang.
Die Luft des Herbstes Atemzüge feuchten.
Und jede Seele scheint ein trunkner Zecher,
der ahnend feiert seinen Untergang.

* * *

Durch des Gelages lichterlautes Weben
des Herbstes Stimme festlich klangvoll rauscht
und zügelt rings der Dinge Uberschäumen.
Es waltet bald ein rauschendes Bestreben

in seines Saales ausgedehnten Räumen.
Und wärmer fliegt sein Wort, wie wenn ein Vater
mit seinen Kindern traulich Zwiesprach tauscht —
und kündet klar: „Dem Lichttrunk wehr' ich nicht.
Mir selbst ist einzig nur das Licht Berater,
das ewig sich um diese Erde flieht.

Doch wenn ich komme schwinden schon die Kräfte
des Lichtes, nur sein Bild noch tiefer glüht;
der schafft in euch die Seelen viel bewegter,
indes euch müder rinnt der Fluß der Säfte
und schon ein Abschiedsahnen euch erblüht.
O zagt nicht drum, ihr Bäume und ihr Auen,
ihr Blumen, Halme, Hang, die ihr still trinkt —
o trinkt das Leben umso unentwegter,
trinkt zu vom Grat her das versonnnte Blauen,
trinkt alles auf, was euch an Lichtern winkt!

Bleibt aufrecht vor der Schwermut düstren Weisen
wenn ein Verbämmern in euch um sich greift:
ich bin in euch und teile euer Geschick! —
In meinem Zeichen wächst man sich zum Weisen
und lebt in Dankbarkeit dem Augenblick.
Und wehrt euch nicht, wenn bleiche Mächte siegen,
wohin auch immer euer Schauen schweift;
laßt sonder Kleinmut sie an euch heran!
Zu unsrer Art gehört das Unterliegen
als Merkmal, daß wir Größrem untertan.

Hört nur! Mein eignes Wesen fällt zerstörend
auf euer Sein.“ (Des Herbstes Haupt sich senkt)
„und windet euch den Lichttrunk aus den Händen,
all eure Klagen völlig überhörend
von einer dunklen Uebermacht gelenkt.
Nicht zaghaft, hört!“ — (er spricht's mit rauher Geste,

als fühlt er schon das nahende Gesehn;
der Blick ringt mühsam noch in letzten Bränden.)
„Trinkt unverzagt die letzten Lichterreste —
auch das Vergehn ist ein Vorübergehn!“

Hier rannt sich um das Reden ein Bedrängen,
das irgendwo im Zeitenlauf entspringt;
es kämpft das Wort und will sich weiter tragen
und findet nicht mehr Kraft sich durchzudrängen
im nebligen Gewog von Nacht und Tagen.
Der Blick des Herbstes sucht versprengtes Leuchten,
das noch herüber als Erinnerung klingt;
dann welkt er sichtlich, altert und ergraut —
die müden Augen scheinen sich zu feuchten,
als er des Saales Glanz verbämmern schaut. — —

* * *

Es blüht ein scheues Schweigen auf im Saale,
das jedes Ding mit fremdem Weh erfüllt.
Zurückgesunken lehnt der Herbst im Raum;
und fern verscheucht aus einem grauen Tale
sein rauher Odem einen zarten Traum.
Und frierend knäult ein Gang sich fest zusammen,
und fröstelt wie von leisem Graun erfüllt.
Der Blätterfall der Bäume Form verwischt;
nur Lärchen stehn empor wie steile Flammen,
drin sich die Stille eines Sterbens mischt.

Den weiten Talplan überkommt ein Schauern,
so herbe streift ein Lusthauch drüber hin.
In bleichen Pappeln rauscht es klagend auf.
Buschwert und Strauch sich ängstlich niedertauern
und starren zitternd in das Blätterfliehn.
Und weiter webt des rauhen Odems Walten

in alle Dinge düstre Töne ein.
Die Blätterleichen türmen sich zuhauf
Die Dinge gleichen drohenden Gestalten
im fahlen, immer trübren Lichterschein. — — —

Und Nebel überziehn des Tales Flanken,
um Schlucht und Halben droht die Wollenwand,
die wie ein Riesentier im Raume kriecht
und überdunkelt jeden Lichtgedanken,
den mühsam sich der Dinge Seele flucht.
Und stille wird es weithin. In den Dingen
verkriecht die Seele sich. Des Herbstes Hand
erstarrt und läßt von allem langsam loß.
Die Wiesen schlafen. Baumgerippe schwingen
bleiern. Ein Weingut friert und zittert bloß.

Zwei Trauerweiden wie ein Lied sich heben
noch hoch in ihrer grünen Flechtenzier,
die um die liebgedehnten Glieder fließt.
Ein Windhauch läßt sie bis ins Mark erbeben,
sie krümmen sich wie ein verwundet Tier.
Und als der Herbsthauch sie befällt wie Hiebe,
der Raum verödet starrt, und wie ein Grab
ein Nebelbraun die Weiten dumpf umschließt,
lassen sie erst von ihrer Lebensliebe
und werfen rudweis ihre Flechten ab.

Dann müht sich schwer aus bleichen Nebelungen
verdehnter Uftung dunkler Gliederbau.
Fast schreckhaft ragt der starren Formen Wucht
und zeigt die tiefe Kraft, die hier gerungen,
bis sie erlahmte in des Lebens Flucht.
An alle Dinge nun ein Grauen tastet
und formt den Raum zur ödebangen Au.

Wo einst der Herbst sich sammelte zum Mahl,
sich nun sein Atem mühsam überhastet
und sein Verröcheln hallt noch durch den Saal.

Es wächst die Stille. Wie ein finst'rer Schleicher
drückt sich das Grenzenlose durch den Raum.
Unheimlich stehn der Bäume fahl Skelette.
Noch immer stiller wird es — immer bleicher,
als wenn der Atem stille stünd im Raum.
Ein toter Held entsinkt der Herbst den Händen
erstarrten Seins und wühlt sich noch sein Bette
mit seiner Schwere in den Gründen aus; —
und sinkt und wühlt mit seinen toten Händen.
Und drüber streckt sich das Vergehen aus.

Aus „Ein Mensch“, Roman in Bildern. Verlag Ugel Juncker, Berlin.

Fiducit.

Der „Föhn“, eine tirolische Halbmonatsschrift für Literatur, Kunst und Leben (Herausgeber: Rudolf Briz, Franz Kranewitter, R. W. Polifka) hat mit einem Doppelheft das Erscheinen eingestellt. Daß Herr Polifka den traurigen Anlaß dazu benützen würde, sich selbst einen bewegten Nachruf zu halten, war vorauszusehen, ist menschlich verständlich und somit pietätvoller Ignorierung wert. Was ich aber nicht stillschweigend zu respektieren gedenke, ist die aufdringliche Feierlichkeit, mit der Herr Polifka bemüht ist, seinem wohlverdienten Nachruf auf sich selbst den eiligen Anschein einer Abrechnung mit mir zu geben. Er weiß: die Rechnung stimmt nicht. Nicht, weil sie Irrtümer enthält. Nein, weil sie gefälscht und, wie ich anerkenne, nicht ungeschickt gefälscht ist. Das Bewußtsein dieser Geschicklichkeit mag Herrn Polifka in letzter Stunde froh und tapfer gemacht haben;

aber das Bewußtsein, damit erhebliche Passivposten in der Bilanz seiner Verdienste verschleiert zu haben, macht ihn doch wieder kleinmütig und verzagt. Er ist kein konsequenter Charakter. Für den tofsicheren Fall, daß mich die Lust anwandeln sollte, ihm durch die falsche Rechnung den entscheidenden Strich zu ziehen, droht er mir schon im Vorhinein, nichts mehr mit mir bereinigen zu können. „Und wenn“, so schließt er, „Herr von Fider auch jetzt noch seine Zeitschriftenschau fortsetzen will, so habe ich ihm die Arbeit wesentlich erleichtert. Schon dadurch, daß ich diesen Aufsatz im letzten Föhn-Heft bringe. Er hat keine Entgegnung mehr zu erwarten und keine Richtigstellung mehr zu fürchten. Ich bin nicht mehr in der Lage, Unwahrheiten und Flegelleien abzuwehren. Das mag ihn froh und tapfer machen.“ — Sei's drum; aber alles das beweist doch, daß Herr Polifka nicht mir, sondern sich die Arbeit erleichtern wollte. Die Frage, ob er auf meine Entgegnung reagieren kann oder nicht, hat doch nur er zu erwägen, nicht ich. Und was ich von ihm zu erwarten habe und was zu „fürchten“, hat ausschließlich ihn zu kümmern; mir erscheint es unbeträchtlich. Was also soll die schlotternde Herausforderung: wenn du auch jetzt noch mir die Stirne bietest, bist du ein Flegel; denn greif mir an die Stirn und fühl: ich kann mich nicht mehr revanchieren! Und was die triumphierende Geberde einer Logik, die mit dem Hinweis einzuschüchtern sucht: du hast von mir nichts mehr zu fürchten, also bin ich wehrlos! Armer Effekthascher! Wahrlich, nichts vermöchte die Tragikomik solcher Ueberlegenheit drastischer zu beleuchten als dieser letzte blizende Blick eines sterbenden Fechters, der noch im Niederbrechen das Kunststück fertig bringt, sich und die Situation, in der er sich befindet, auf den Kopf zu stellen. Die Sicherheit, die er dabei zur Schau trägt, mag ihm und seinem gläubigen Anhang warm machen, mein Mitgefühl ruft sie vergebens an. Und wär' es auch nur

deshalb, weil sie in jenen müd-elegischen Ton sich flüchtet, in dem sich — Herr Polifka bewies es — so gut dichten und so schlecht zur Sache sprechen läßt. Ich bin daher, es tut mir leid, zur „Tapferkeit“ gezwungen. Da die ausgesprochene Abneigung Herrn Polifkas, sich lahm legen zu lassen, indes so weit geht, daß er sich lieber selbst gleich lahm legt, so will ich ihm entgegenkommen und mir nur jene Genugtuung verschaffen, die seiner hilflosen Lage ebenso wie meinem aufrechten Standpunkt entspricht — nämlich die: Ihm auf die Beine zu helfen.

Es ist ja auch nicht einzusehen, warum Herr Polifka nach diesem blinden Knalleffekt partout die Flinte in das Korn werfen will. Daß er so vorsichtig war, sich seine geharnischte „Abrechnung“ mit mir bis zum Moment des eigenen Abrüstungskommandos aufzusparen, ist ja gewiß fatal; und ist umso bemerkenswerter, als ich ihm den Anlaß zu jener Richtigstellung, die die dürftige Grundlage seines letzten Angriffs bildet, schon vor dreiviertel Jahren gegeben habe. Aber Vorsicht ist die Mutter der Feigheit und keiner Nachsicht wert. Und so gerne ich geneigt bin, seinen Wunsch nach Ruhe zu begreifen — ein Recht auf Ruhe, das er respektiert wissen will, hat Herr Polifka nur insoweit, als er zur gründlichen Mißachtung dieses Rechts nicht selbst herausfordert. Dies aber hat er wiederholt getan. Zunächst, wie ja erinnerlich, als strategischer Wortführer der einst im literarischen Diplomatenstich des Café Lehner abgekarteten Theaterkampagne; des weiteren als Satiriker wider Willen, als er zur Brandmarkung eines Pseudonyms, das ich schon längst verworfen, die Legende von Fortunatus, der „einen Glücksfädel sein Eigen nennen konnte“, rapportierte, dabei aber mit der ihm eigenen Diskretion verschwie, daß er denselben Sädel zur Unterstützung seiner gefährdeten Kulturmission einst selbst in Anspruch genommen hatte. Diesen und anderen Fällen, die Herrn Polifka schließlich

bewogen, die Rolle eines publizistischen Bonvivants mit der eines kulturellen Märtyrers zu vertauschen, reißt sich der letzte würdig an. Trotzdem er ein Unrecht feststellt, daß ich mir — mit Recht — zuschulden kommen ließ.

Nämlich: Herr Polifka ist mit Herrn Robert Böhmi nicht identisch. Ich nehme das mit Bedauern zur Kenntnis. Denn ich weiß nun eigentlich nicht, wem ich Abbitte leisten soll: dem in Prag lebenden Herrn Böhmi, der als gebürtiger Bozner in einer tirolischen Revue den Rosengarten für einen Gletscher ansieht, oder dem hier lebenden Herrn Polifka, der als gebürtiger Böhmi und verantwortlicher Hüter dieser literarischen Aussichtswarte nicht „in der Lage“ ist, den anscheinend nicht mehr recht bodenständigen Landsmann auf diese optische Täuschung seines Erinnerungsvermögens aufmerksam zu machen. Bei aller Bereitwilligkeit zur Selbstzerknirschung aber kann ich mich doch dem Eindruck nicht verschließen, als sei meine scheinbare Unbedachtheit viel weniger beträchtlich als die offenkundige Bedachtheit, mit der die beiden Herren die Identifizierung so lange stillschweigend ertrugen. Wie kommt es, daß sie nicht sofort auf meine erste Verdächtigung hin die Sache richtig stellten? Es wäre doch so leicht für sie gewesen, durch eine einfache § 19-Berichtigung sich gegen eine weitere, womöglich folgenschwere Verwechslung des einen mit dem anderen zu schützen. Denn damals konnte es noch so geschehen, daß es für Herrn Polifka wirklich etwas wie eine kleine Genugtuung bedeutet hätte. Aber nein, die Herren wollten meinen Irrtum ausreifen lassen, und nun haben sie die Bescherung: daß sie sich öffentlich in die Ehren einer Blamage teilen müssen, die ich versehentlich nur einem aufzubürden wagte. Wie wirkungslos verpufft nun diese nachträgliche Enthüllung, die mit dem Nachweis identisch ist, daß ich statt eines dieser typischen Vertreter unserer Bodenständigkeit gleich deren zwei porträtähnlich getroffen habe! Zwei noch dazu,

die sich so zum Verwechseln ähnlich sehen! Denn darauf hätte jeder Unparteiische geschworen, daß die beiden Aufsätze dieses ungewissen Böhm sehr wohl von Polifka verfaßt sein konnten. Ich sage ausdrücklich „konnten“. Denn was wiegt dieser Möglichkeit gegenüber die Gewißheit, daß sie von ihm nur redigiert sind! Was bedeutet die aufgestellte Tatsache eines belanglosen Irrtums gegen die belangvollen Tatsachen, die diesen Irrtum blind ins Leben riefen! Können Irrtümer „berichtigt“ werden, die als Verhängnisse geboren wurden? Und ist der unbefangene Trugschluß, daß diese Beiträge von Herrn Polifka geschrieben seien, etwa bedenklicher als die erzwungene Entdeckung, daß sie ihm nur auf den Leib geschrieben sind? Ja, möchte man nicht lieber jetzt noch wünschen, er vermöchte sich zu jener Besprechung eines Werkes von Dallago zu bekennen, die genau dem entspricht, was mir Herr Polifka früher einmal gesprächsweise als sein eigenes Urteil dargelegt hatte? Möchte man sie als eine pseudonyme Reverenz nicht lieber ihm zugute halten als einem nunmehr sicheren Herrn Böhm, den Dallago nicht kennt und dem er schwerlich je Gelegenheit gegeben hat, ihm so tief in die Augen blicken zu können, daß es zur Konstatierung, es seien die Augen eines „Heiligen“, ausreichen mochte?! Schade. Was man früher als beherzten Eindruck gelten lassen konnte, entpuppt sich nun als schmodhafter Ausdruck. Und so rächt sich eine Aufklärung, die mit einer Feststellung des Symptomatischen des Falls verrücken und mit einer äußeren Gelegenheit eine innere Verlegenheit bemänteln wollte.

Die Unlust, aus meinem Irrtum „eine publizistische Münze zu prägen“, kann ich unter diesen Umständen Herrn Polifka wohl nachfühlen. Trotzdem bedaure ich, daß er es unterlassen hat. Es war immerhin der einzige reale Anlaß, mir eine „Wahrheit“ zu sagen. Jedenfalls wäre es sympathischer gewesen als sich in „diskrete“ Andeutungen und in eine drei-

ste Verleumdung wie diese zu verirren: ich hätte ihm, Herrn Polifka, in einer Glosse Gewinnsucht vorgeworfen. Er meint zwar selbst, dies sei von mir derart versteckt geschehen, daß ich nicht hoffen könne, es würden andere als er meinen Humor verstehen. Nun also. Aber abgesehen davon, daß meine Art genügend offen ist: wem will Herr Polifka dies weismachen? Doch nicht mir, der ich am besten weiß, mit welchen Opfern eine Zeitschrift rein literarischen und künstlerischen Willens in Tirol am Dasein zu erhalten ist? Ich hoffe also, daß es auch ihm erst nach verzweifelter Bemühung gelungen ist, sich zum Verständnis eines Humors durchzuringen, der nur sein eigener Galgenhumor gewesen sein kann. Denn nichts vermöchte meine Ueberzeugung, daß Herr Polifka das Ungemach, das ihm durch mich widerfuhr, als das einzig verdiente empfindet, gründlicher zu rechtfertigen als die Tatsache, daß er zu plumpen Erfindungen greifen muß, um sein gutes Recht zu beweisen. Wie wäre es auch sonst verständlich, daß er die an sich haltlose Versicherung seiner „Naivität“ und seines „Ueberflusses an ehrlichem Idealismus“ durch die noch haltlosere Verdächtigung zu stützen sucht, ich hätte ihm den „Föhn“ abnehmen wollen, um ihn selbst weiterzuführen! Er weiß so gut wie ich, daß es die Herren Brig und Kranewitter waren, die seinerzeit eine Aktion zur Sanierung der genannten Zeitschrift einleiteten und, da sie mit der Redaktionsführung des Herrn Polifka nicht einverstanden waren, ihn zum Rücktritt bewogen und mir die Leitung antrugen; er weiß, daß er diese seine Rücktrittserklärung auf eigene Faust in den Wind schlug und daß ich selbst meine Zusage sofort zurückzog, als ich merkte, daß die beiden Herren mir zwar Arbeit und Verantwortung, sich aber das Kommando zugebacht hatten; er weiß, daß trotz wiederholter Versuche, mich umzustimmen, ich auf meinem ablehnenden Standpunkt verharnte und daß die Herren schließlich, der Not gehorchend und dem eigenen

triebe, konzilient zu ihm zurückkehrten, um in der Folge als Mitherausgeber die Uera jenes aufgewärmten „Föhn“ zu begründen, dem Herr Hermann Bahr das beruhigende Geleitwort auf den Weg mitgab: „Und wenn man es in Eurem eigenen Land noch immer nicht merken will, was Ihr seid, und nicht auf Euch achten, so macht Euch nichts daraus, das ist nun einmal schon in Oesterreich nicht anders!“ — Möglich, daß seinerzeit die Herren Briz und Kranewitter die Verpflichtung fühlten, sich der „wertvollen Mitarbeiterschaft“ Herrn Poliffas zu versichern, und ihm für die „vielen gebrachten Opfer“ ihren unverbindlichen Dank auszusprechen; mir fällt eine solche Heuchelei auf keinen Fall zur Last. Und wenn Herr Poliffa, um meine Haltung weniger eindeutig erscheinen zu lassen, in der schweren Stunde, da er sich den „Föhn“ abtreibt, auf Briefe anspielt, die er von mir hat, so sage ich: heraus mit ihnen! Den Brief von mir möchte ich kennen lernen, der die Veröffentlichung zu scheuen hätte! „Herr von Fider kann bei mir auf volle Diskretion rechnen“, meint dieser Nichtsagende, doch scheinbar Verschweigende beherzt. Er aber wisse: der „Brenner“ steht ihm zur Entgegnung offen! Denn ich verbitte mir seine Diskretion. Ich wünsche volle Indiskretion. Verstanden?!

Ludwig von Fider.

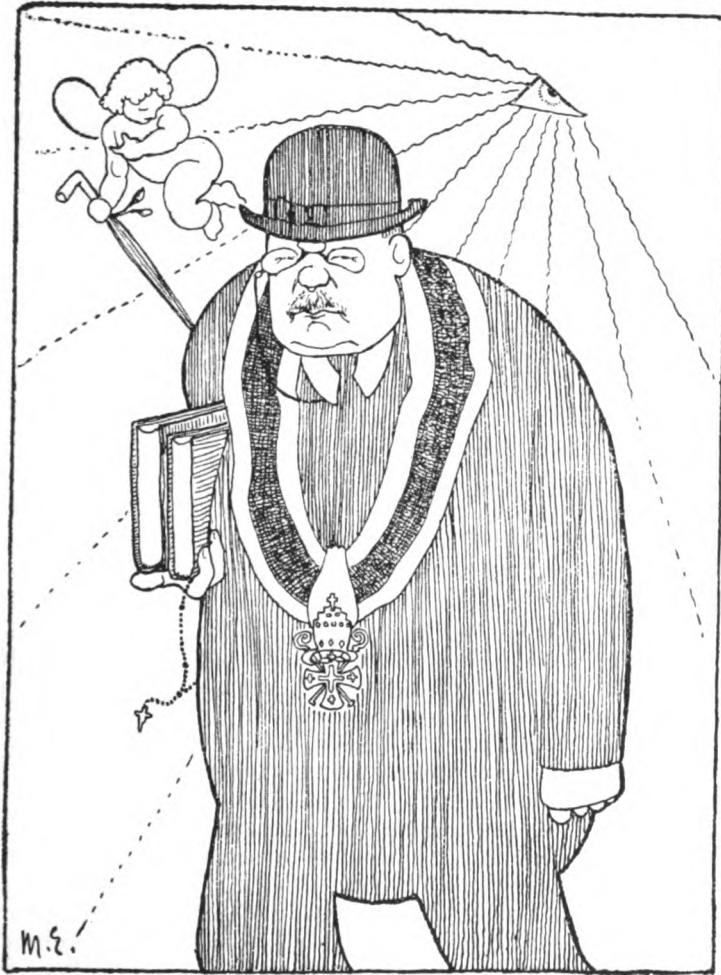
Innsbrucker Kunstschau XIII.

Mag Ungerer-Schwarz: Kollektiv-Ausstellung im Ferdinandeum. Ungerer gehört zu jenen sorglosen Künstlern, die in sich selbst nicht genügend Veranlassung finden, ihre starke Begabung zu kultivieren. Wenn auch äußere Widerstände fehlen, etwa schwerer materieller Kampf, vernichtende Kritik oder derartiges, so verfallen sie leicht dem Fehler, ihr frisches Angestüm in die Natur hinauszutragen, wie der Amateur seine Camera, und drauflos zu knipsen, wo sich

nur ein nettes „Motiv“ zeigt. Ungerer tut dies auch, und zwar sehr geschickt, mit einem treffenden Blick für angenehme Naturauschnitte, aber, daß seine Arbeiten seit Jahren sich gehalten so ähneln, als wären sie in derselben Stunde entstanden, sollte ihm zu denken geben. Er verpufft eigentlich seinen ganzen künstlerischen Impuls in Quantität. Man greift sehr gut, daß er daheim bald mit den vorrätigen Motiven „fertig“ war und jetzt auf weiten Reisen genügend starke Eindrücke sucht. Es ist bezeichnend für seine Art, daß gerade das Beste dieser Ausstellung, in ihrer Zusammenstellung ebenso sorglos wie sein ganzes Schaffen, aus Spitzbergen geholt ist. Der burschikose Verkehr Ungerers mit seiner Kunst verschleiert ihm eben die Schwierigkeit und Tiefe seiner heimatischen Probleme, die in unerschöpflicher Fülle vorbanden wären. Er mißachtet jene demütige Hingebung, der sich die Natur erst auftut. Manche seiner Arbeiten zeigen daher eine innere Leere, vor der man allmählig ein leises Grauen zu empfinden beginnt. Man vermißt gerade die Verfeinerung und Vertiefung, die dem Künstler zwar Furchen ins Gesicht gräbt, aber ihn vom Routinier unterscheidet und allein auszudrücken vermag, daß sein Schaffen der Mühe wert war. Ungerers großes Talent kommt nur in ganz wenigen Bildern voll zum Ausdruck. Und, daß er vielleicht nur seine weniger guten Arbeiten nach Innsbruck sandte, ist nicht wesentlich neben der Tatsache, daß er heute dieses weniger Gute schon aus dem Handgelenk heruntermalt. Man kann nur wünschen, daß Ungerer den bösen Ernst seines Abweges bald auf tiefste empfinde, und ihm nur raten, weniger rasch zu arbeiten, alle Bequemlichkeitsbehelfe, wie den gefährlichen schwarzen Malgrund, zu verwerfen und vor der Natur das Herz weiter aufzutun.

Albert Plattner: Porträt (bei Unterberger). Bei oberflächlicher Betrachtung recht lebendige Silhouette. Näher besehen bleibt die Leinwand das Feinere schuldig. Plattner wird nicht so leicht das Fahrwasser des „gesuchten Porträtisten“ verlassen. Dazu ist der pekuniäre Segen dieses Metiers ein zu fester Anker. Seine künftigen Porträts dürften also genau dieselben Qualitäten zeigen, wie die bereits besprochenen; was es rätselhaft erscheinen läßt, das nächste Duzend kollektiv zu behandeln.

(gez. von Max v. Esterle.)



Alma Mater
Oenipontana IV

Hofrat von Pastor
Director des
„Istituto Austriaco di studi storici“
in Rom.

Max von Esterle: Zwei Schneebilder (bei Unterberger). Das kleinere sichert sich durch den lebhaften Kontrast Blau-Weiß eine gewisse Wirkung auf Distanz. Aber im Grunde fehlt das malerische Gleichgewicht zwischen Schatten- und Lichtpartieen, sowie die resitlose Raumklärung und Raumgestaltung. Besonders bleibt die Lage des Horizontes zweifelhaft. Im größeren sieht man ein Stück Natur, das sich dem Maler bildmäßig darbot. Aber auch hier wird die vorne gut und klar gelöste Tiefenwirkung nach hinten gegen die Waldgrenze zu gelähmt. Beide Bilder könnte man sich vollkommener denken, wenn statt der spröden Tempera Ölfarbe verwendet worden wäre. Ungewollt hell und hart aufgetrocknete Stellen fallen oft als tonloses Pigment heraus. Und die Aufgaben, die sich Esterle stellt, sind zu schwierig, um zu ihrer glücklichen farbigen Lösung nicht eines absolut gehorsamen Materiales zu bedürfen. Vielleicht leidet das ganze suchende und wagende Schaffen Esterle's darunter.

Josef Durst: Herbstbild (bei Unterberger). Sehr temperamentvoll, leuchtend und voll gesunder Ambition. Alles ist auf das farbige Leben des Baumes konzentriert. Nur die Mauer ist in der Farbe etwas hart und nicht ganz in die Harmonie einbezogen: ein kleiner Rest von Zaghaftigkeit.

Frau Arnhard-Deininger: Landschaft (bei Czichna). Wenn der Dilettantismus sogar unmodern auftritt, wird er zwar weniger unsympathisch, aber auf Anerkennung darf er schon gar nicht mehr rechnen. Da fallen die treuesten Verehrer ab. Man muß bedenken, daß es einstweilen ruckbar geworden ist, daß so zu malen jedermann lernen kann. Außerdem stellen sich von Zeit zu Zeit fliegende Rahmenhandlungen in Innsbruck ein, die den Ritsch im großen und in glänzender Aufmachung verschleifen und die ganze Rundschau verschlucken. Das ist hart. Als einziger Ausweg erschließt sich die Notwendigkeit, auch für Künstler eine Dienstpragmatik zu schaffen. So käme Frau Arnhard-Deininger wenigstens durch Anciennität zu Rang.

Benedikt.

I. Literarischer Abend des „Brenner“

Innsbruck, kleiner Stadtsaal

Donnerstag, 4. Jänner 1912

VORLESUNG **KARL KRAUS** aus eigenen Schriften

„Die Zeit am Montag“ In Wien kämpft seit über 10 Jahren mit fast übermenschlicher Kraft und Ausdauer ein Mann gegen alles das, was der Durchschnittsmensch der Gegenwart „Kultur“ nennt. Er gibt eine Zeitschrift, „Die Fackel“, heraus, ein Organ, das — fast ausschließlich vom Herausgeber selbst geschrieben — an Kühnheit und Selbständigkeit seinesgleichen sucht. . . Auf diesem Gebiete („Sittlichkeit und Kriminalität“) hat er Unvergängliches vollbracht; erst späteren Generationen wird es ins Allgemeinbewußtsein dringen, was dieser Mutige für Recht und Menschentum geleistet hat. . .

„Berliner Tageblatt“: „— Dieser Mann, der mit der Flamme in Wahrheit auf du und du steht — ein ungeheuer nervöser energischer Sprecher, ein Autor, der seine Gedanken im Vortrag noch einmal erzeugt, ein Pointeur ersten Ranges — eine ungewöhnlich reiche und glänzende Individualität — suggestive dämonische Kraft — Phantasiemensch und außerordentlicher Gestalter. —“

„Deutsche Tageszeitung“: „— lauter mit Dynamit gefüllte Kunstwerke — ebenso kluger wie inniger Vorleser — beherrscht den Gedanken wie die Technik — die Stunde, die uns der Wiener geschenkt hat, ist eine der inhaltreichsten und kunstschnödesten des Winters gewesen. —“

Karl Bleibtreu in der „Münchn. Allg. Zeitung“: „— Kraus fordert sämtliche „heiligsten Güter“ der Menschheit vor seine Ironie — er fordert den großen Moloch der Dummheit auf Feder und Tinte — eine Feder, deren Spitze auch durch festgefügte Rüstungen dringt — er hat die Beleidigungen seiner zarthäutigen Psyche mit Blut abgewaschen, dem Herzblut seiner selbsterlebten Sprüche. —“

„Berliner Börsenkurier“: „— Das Echo des Tages, aufgefangen in einer leidenschaftlichen Menschenbrust, die vor Freude und Zorn, vor Liebe und Haß, Hoffnung und Verzweiflung zu zerspringen droht — seine Kritik gleicht dem Sturm, der das Morsche, Schwächliche und innerlich Hohle niederwirft. Er hat die Waffen um blutige Schlachten zu schlagen; er hat Witz und Satire genug, um mit den besten zu wetteifern.“

„Frankfurter Zeitung“: „... Kraus ist ein Künstler der Pointe, wie wir ganz wenige haben. In ein halbes Dutzend sorgfältig gewählter Worte preßt er den Extrakt langer Gedankenarbeit, und hinter seinen Witzen liegt oft genug, wie hinter denen Lichtenbergs, ein System verborgen.“

Hermann Hesse im „März“: „... Wenn ein Zehntel dieser Gedanken, etwas ausgekocht und mit mehr Sauce serviert, in einem Band voll langer Feuilletons stünde, so würde Kraus für den ersten deutschen Humoristen gelten. . . Ein Buch, das in seiner Gesamtheit, in seinen hundert Spiegelungen und Farbenreizen, dem Aufmerksamen eines der kühnsten und merkwürdigsten Selbstporträts zeigt, die unsere neuere Literatur hat.“

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG

erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER
UNSICHERHEITEN

Streifzüge eines Einsamen.

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Werke von Hermann Wagner.

DIE ROTE FLAMME. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M 3.—.

DIE FEINDLICHEN MÄCHTE. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M. 3.—.

DAS LÄCHELN MARIÄ. Roman. Axel Juncker Verlag, Berlin. — Preis geh. M 3.—, geb. M 4.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

==== **Telephon Nr. 34** ====

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr 27

O. Wilfling

Juweller und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker
und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concoordinatplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. Prospekte gratis und franko.

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . . So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. . . .

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). . . . ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatsschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

II. Jahr.

Heft 14.

Der Brenner

Halbmonatschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Karl Röß: Das Buch der Unsicherheiten /
Hugo Neugebauer: Asklepiosopfer / Otto
Vid: Die Probe / Bruno Frank: Nächt-
liche Alpenpost / Richard Smekal: Ausgleich /
Carl Dallago: Varias Erhöhung / Arthur
von Wallpach: Ohne Mittler / Ludwig
von Ficker: Aus Kassian Kluibenschädel's
deutschem Literaturspiegel / Karikaturenfolge 38
Max von Esterle: Professor Th. Friedrich.

Brenner-Verlag-Jansbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1.75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Dasselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verboten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut

für

Präzisions-Optik und Photographie

Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel. Schreibmaschinen: Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 15. Dez. 1911. Heft 14.

Das Buch der Unsicherheiten / von Karl Röd.

eute, da ich jene Reihe von Betrachtungen, die von Carl Dallago im ersten Jahrgang des „Brenner“ erschienen sind, abermals gelesen habe — als den zweiten Teil seines neuen Buches — heute habe ich einen ganz anderen Begriff von diesen Produktionen, ich habe einen neuen Bewertungsmaßstab für sie.

Seinerzeit, beim ersten Lesen, mißverstand ich und mißverstanden wohl die meisten Leser etwas Entscheidendes an diesen Hervorbringungen: ihre eigentliche Verfassungsform, die Intention ihrer Darbietung. Dies verzerrte nicht wenig den Eindruck, den sie auf uns machten.

Um konkreter zu reden: wir nahmen jene Betrachtungen für Abhandlungen, ich faßte sie lange Zeit als Darstellungen auf, die sich von vornherein und unmittelbar an ein Publikum richten, so unmittelbar, wie ein Vortrag, eine Kritik, eine Besprechung an ein Publikum sich wendet oder auch eine Reiseschilderung, eine Erzählung.

Aber eben ein solches Verhältnis, ein so unmittelbares gegenüber einem Publikum besteht bei diesem Buche nicht. Es ist durchaus nicht eine übliche Art Sammlung von Aphorismen und kritischen Exkursen, von Schilderungen und philosophischen Betrachtungen, die man ja alle schon bei ihrer ersten Abfassung geradewegs an eine Öffentlichkeit zu adressieren pflegt. Dallagos Werk ist weit eher eine Art Tage-

buch. Ja es ist geradezu ein Tagebuch, wenn man unter einem solchen nicht immer bloß eine trodene, möglichst in bloßen Schlagworten gehaltene Notierung hauptsächlich äußerer Begegnisse und Unternehmungen verstehen will.

Es dürfte jetzt schon einleuchten, wie sehr sich unter so verändertem Gesichtswinkel das Ganze und jedes Einzelne des Buches zu seinen Gunsten verwandeln mag. Im Allgemeinen: was uns als ein anmaßend übergreifender, ja als ein beschränkt idiomanischer Subjektivismus entgegentreten schien, enthüllt sich jetzt als ein völlig Anderes: als die kraftvolle Subjektivität (oder Persönlichkeit) eines Mannes, dessen Stellungnahme gegenüber aller Welt in seinem Tagebuche ganz natürlich nur die idiozentrische ist.

In der Tat: unser Gesichtswinkel war ein verschobener und ein verrückter, nicht die Stellung, die der Verfasser uns gegenüber einnahm, war verrückt. Wir wähten, der Verfasser stelle sich uns enface gegenüber, während er sich uns doch nur im Profil zeigen wollte. Wir aber hielten dieses Profil für die Frontseite seines Antlitzes und konnten daher nicht genug staunen, wie verschoben und verzerrt ein Menschenangesicht doch aussehcn könne.

Dies ist nun allerdings etwas zu drastisch ausgedrückt. So schroff ist der Unterschied in Wirklichkeit nicht. Im Gegenteil: es durchkreuzen, es verquiden sich in diesem Buche die beiden so verschiedenen Einstellungsformen gegenüber dem Publikum, die tagebuchartige und die unmittelbar publizistische. Der Verfasser selbst scheint bestrebt, sie zu verquiden. Er glaubte wohl, es sei nötig, daß er selbst dies tue. Während er doch schon durch die bloße Veröffentlichung seines Tagebuches uns veranlaßt hätte, ihm im Geiste so gegenüber zu treten, daß wir dem Sinnenden und zunächst nur zu sich selber Sprechenden gleichsam Aug' in Aug' gegenübergestanden wären; und dabei uns dennoch bewußt gehalten hätten, daß er uns unmittelbar nur sein „Profil“

zeige, nicht aber uns belehren und behelligen, unterweisen und — ignorieren wolle.

Aber seine schwerblütige, ja schwerfällige Ehrlichkeit verstand sich nicht auf diese künstlerische Fiktion: sein Tagebuch vollends so hinzustellen, als wäre es nie auch für jemand anderen geschrieben worden als für ihn selbst. Er hatte es von vornherein auch für die Öffentlichkeit bestimmt und so war es ihm von Anfang an zugleich ein publizistisches Werk. Es war ihm von Grund aus auch ein B e k e n n t n i s s b u c h.

In den ersten Worten des „Epilog“ zu diesem Buche sagt er es selbst: „Zurückschauend auf meine letzten Streifen werde ich gewahr: was in mir und um mich vorging, es ist ein Buch geworden — es ist beinahe wie ein Roman geworden. Das Gepräge einer Bekenntnisschrift, das es trägt, dürfte dem Buche kaum Eintrag tun.“

In einer gewissen Hinsicht tat es demselben (oder eigentlich zuerst den einzelnen Stücken aus diesem Buche) einen recht starken Eintrag: in der Wirkung nämlich auf ein breiteres Publikum. Dies mag dem Verfasser nun allerdings eher nebensächlich erscheinen; ja er scheint es so vorauszusehen und selbst gutzuheißen. Denn an anderer Stelle seines Schlussworts sagt er: „Da ist es fast wohlthuende, sichernde Umzäunung, wenn ich herkömmliche Massenmachtbegriffe durch mein Verhalten von mir abwendig mache und noch andere wuchernde Machtauswüchse unsrer Kultur, die nur durch eine Vielheit zur Macht kommen können, von mir entferne. Es sind lauter Dinge und Bestände, die mir dienen müssen, mich immer mehr in mich hinein zu verankern, was einem Jünger P a n s ohnehin Lebensweg ist. Denn die Behausung Pans liegt in der Tiefe. Seinen Jüngern muß jede Art Ehrung der Menschen ein höchst Nebensächliches und Gleichgültiges bleiben. Was sollten sie auch mit Ehrungen anfangen von Seite der Verbreiter und Befestiger

von Dingen und Begriffen ,denen sie wie Kerkern entronnen sind?“

Über Dallago hat durch den publizistischen Anstrich, durch die sozusagen frontmäßige Wendung, die er seinem Buche mit so rückhaltlosem, aber auch unbeholfenem Bekenntnismute zuletzt doch noch gab, auch jenen weniger Zahlreichen, an deren Verständnis und Teilnahme ihm selber liegt und an die seine Veröffentlichung sich doch wendet, das rechte Verhältnis zu seinem Buche nicht wenig erschwert. Er mochte freilich nicht vermuten, daß Kapitelüberschriften und ähnliche Geringfügigkeiten, die doch wesentlich tagebuchartige Entstehung und Bestimmung seiner Darstellungen so sehr verschleiern könnten, daß man sie — insbesondere bei ihrer stückweisen Darbietung in dieser Zeitschrift — gar nicht mehr erfassen würde und ihren dießbezüglichen, lebhaft hervortretenden Charakter so ungünstig für ihn mißdeuten könnte. Denn verschleiern oder auch nur mit Bewußtsein schwächen wollte er diesen Charakter sicherlich nicht. Aber er mochte oder mag die Ueberzeugung hegen, daß er alle seine Ausführungen, sowohl dem Inhalte wie der Form nach auch ganz unmittelbar ans Publikum richten und sozusagen adressieren könne. Diese seine Meinung, die mir nicht unbedenklich erscheint, mag es erklären, warum er den Tagebuchcharakter seiner Darstellung so wenig betonte, nirgends ausdrücklich hervorhob und überhaupt die beiden Einstellungsformen gegenüber dem Publikum gar nicht auseinanderhielt, vielmehr sie unbestimmt in eins verschmolz. — Daß er einer so unweltläufigen Ueberzeugung huldigt, dieß scheinen etliche seiner Versächtigungen zu beweisen, die meinem Geschmack ungenießbar sind, mögen sie auch inhaltlich bedeutend und für seine persönliche Entfaltung notwendig und förderlich sein; sie sind mir zwar sympathischer und erscheinen mir menschlich wertvoller als tausend geschmackvolle Werberfungen aufgefener, aufgeputzter, aufgelogener Empfindungen. Aber ästhe-

tisch genommen ist jenes plump gereimte und schwerfällig sechsfüßlerische Versgeholper des Zyklos „Lust“ und insbesondere das einiger „Episteln“ doch kaum erträglich. Und es gehörte ebensoviel ästhetische Weitherzigkeit wie außergewöhnliche Witterung dazu, um zu erkennen, daß jene ungeschlachten Formen wohl nur tappende, stolpernde Uebergangsstadien für einen Suchenden und Ringenden wären, der übernommene Formen sprengen und abstreifen und eigene sich ausgestalten will, welche erst sein Persönlichstes zu fassen vermöchten: eine monologartig unmittelbare Aussprache seiner denkerischen Betrachtungen und Gefinnungen, seines schwärmerischen andachtsvollen Schauens, ja seines innerlichen Trachtens und Vollbringens selber. Gewiß die sprödesten Stoffe und Vorwürfe, aber auch die kühnsten und seltensten. Und schon gerieten ihm solche neue Wuchsformen auch künstlerisch und sehen aus wie die nackten Leibhaftigkeiten einer kühn sich befreienden Menschenseele, einer Fesseln abwerfenden Innerlichkeit. Herrlich, selber wie ein baumartiges Wesen sich entfaltend, voll freier Hoheit in freieste Lüfte wachsend, hineingreifend in die Räume des Himmels zeigt sich das jüngste: „Inmichschau“. Und ähnlich naturhaft und durchaus gestaltet sind jene „Garben“: sechs epische Selbstgemälde, die unter sich selber in ganz einzigartiger Weise zusammenwuchsen zu einer zyklischen Einheit; entfalten sich doch in ihnen auf erstaunlich repräsentative Weise alle Himmelsrichtungen des strebenden Gefühls und schließen sich zu einem zaubervollen Kreis: zuerst erzählende Zurüdrufung, gedenkende Betrachtung noch frisch lebendiger Vergangenheit; sodann vermöge unwillkürlicher Vergegenwärtigung lebhafteste Gegenwart; dann erst ein Versinken in eigentliche Erinnerung; nun aber machtvoll hervorbrechend ein zeitlos Verweilendes, aus dem sich zuletzt ein ahnungsvolles Ausschauen und Ausmalen, ja ein drängendes, treibendes Trachten nach neuer Zukunft entwickelt, die mit einmal

verheißungsvoll lodend vor der Seele steht. Und dies alles nicht bloß auf erfinderischem Vorstellen aufgebaut, nicht bloß gedacht und gedichtet, sondern eben erst eigentliche erregende Wirklichkeit. Was aber wäre spröder zu gestalten als diese — ohne Zwang, ohne Vergewaltigung? Ja sie läßt sich wohl, künstlerisch, überhaupt nicht gestalten, wenn sie nicht selber sich anbietet und gestaltet und sich gewissermaßen auch noch dichtet, außerdem daß sie sich ereignet. Aber dann ist sie, ihrer Entstehung nach, freilich die höchste Gattung, ist Gelegenheitsdichtung in einem sublimen Sinn. In einer solchen lebt der Gehalt in doppelter Lebendigkeit, lebt er ein zweifaches Leben: das unmittelbar echte der wirkenden, und das poetische der geistig wiedergeborenen Wirklichkeit. — Was bedeuten da Unfertigkeiten und Geschmacklosigkeiten in einzelnen Details neben so naturhafter Ausgewachsenheit des Ganzen! Mich dünken sie beinahe belanglos.

Ich bin scheinbar unnötig abgescweift. Ich hatte von ungünstigen Wirkungen gesprochen, die sein hemmungsloser Bekenntnißmut ihm eintrug. Und in einigen rücksichtslos unästhetischen Wagnissen, in einigen Versgedichten, lehnte ich selbst ihn ab. Und dennoch mußte ich alsbald wieder erkennen, wie nur diese wagende Hingebung an sein eigenstes Innerliches und Menschliches auch seine Künstlerchaft zu neuen, wenigstens zu selbstgeschaffenen, gerade ihm entsprechenden Formen führe, zu wirklich künstlerischen Gestaltungsformen. Etwas ganz Analoges kann man auch an seinen Prosadarstellungen erkennen. Ja mir wollen sich noch tiefer gehende Analogien zwischen seinen Vers- und seinen Prosaproduktionen zeigen und ich hoffe sie im Verlauf des Folgenden auch ans Licht fördern zu können.

Eins aber ist mir jetzt schon klar und deutlich: hätte sich ihm sein rein persönliches Darstellungsbedürfnis mit seinem publizistischen nicht schon von Anfang an zu so einfaltvollem Gefühl einer zweifachen Stellungnahme verschmolzen,

hätte er geistgewandt und findig jenen künstlerischen Ausweg entdeckt, seine Darstellungen fiktiv als rein tagebuchartige zu verfassen und dann auch ausdrücklich als solche hinzustellen: so würde er sicherlich in der kleinlichen und allzupersonlichen Darstellungsform des üblichen Tagebuches stecken geblieben sein. Zwar kann auch solche Tagebuchform als dichterische Einkleidungsform behandelt werden; und ich habe wohl selbst schon Romane in derartiger Einkleidung gelesen, wahrscheinlich solche, die andernfalls als Ich-Romane dargeboten worden wären.

Und nun ist dies die eigentliche Intention meiner Ausführungen: zu zeigen, daß auch Dallago darnach trachtet, das Tagebuch als eine künstlerische Darstellungsform zu handhaben. Aber — und dies ist weit bedeutungsvoller — doch wieder nicht nur als dichterische Kunstform. Vielmehr zugleich, ja vor allem als eine Form, in welcher er sein Wollen und seine Gefinnungen auch ganz unmittelbar — nicht ausschließlich in poetischer Vergegenständlichung — aussprechen könne. Solchem doppelten Bedürfnis aber wurde, soviel ich weiß, das Tagebuch noch nie untertan gemacht. Und nun erkenne man, wie hier derselbe Doppeldrang schöpferisch wirksam ist wie in seinen Versdichtungen und insbesondere wie auch hier die Uebermächtigkeit des einen, des Bekenntnisdrangs, die entscheidende Um- und Neuprägung des Tagebuches vollbringt. Denn nur er, der wie jede ungebrochen auftretende Instinktkraft des Menschen gelegentlich auch wie ein Verächter aller Klugheit und alles Geschmacks sich benimmt, emanzipierte das Tagebuch aus seiner chronistischen Gebundenheit und gab ihm großzügige Freiheit; schuf es zu einem Gefäße zwiefacher Lebensäußerung um; zu einem Organ unmittelbaren Wirkens, stellungnehmenden Kämpfens und Ringens und zugleich zu einer dichterischen Objektivierungsform dieses Lebens selbst. Dabei ist die Art der dichterischen Vergegenständlichung auch diesmal

jene, die am stärksten subjektiviert: ist Monologform und spricht zumeist das Präsens. Deshalb mögen manche die dichterische Intention gar nicht gewahr geworden sein: es möchte ihnen die dichterische Unmittelbarkeit ganz in die menschliche hinein verschwunden sein.

Aber freilich war es auch darum leicht sie zu verkennen, weil sein publizistischer, sein philosophischer Trieb, ganz so wie in seinen Gedichten, auch in diesen Prosaformen sehr oft sich ohne Rücksicht auf die künstlerischen Forderungen auswirkt, trotzdem er auch diese erfüllen möchte.

So ist, um dies schon hier zu sagen, insbesondere sein Stil oft recht sorglos und ungepflegt trotz seiner nicht gewöhnlichen, ja oft erstaunlichen Sprachbeherrschung. Er sieht, besonders infolge allzu häufiger Verwendung substantivierter Partizipien und Adjektive und infolge der Behandlung dieser, sowie echt substantivischer Abstrakta nach Art gegenständlicher Hauptwörter oft unerträglich reflektiert und also intellektuell aus und wirkt so bisweilen maniert. Aber der sieht schlecht, der diese Manieriertheiten für gesuchte, für affektierte hält; und ein engherziger Formalist muß es sein, der nicht spürt, daß auch hier nur seine ungescheute Redlichkeit es ist, die ihn ganz so schreiben läßt wie er denkt; wobei dann freilich die sprachliche Schwerfälligkeit seines Denkens unverhüllt zutage tritt; aber eben dessen schämt er sich nicht, ja will solches eher noch bekennen und wohl gar zugleich darstellen. (Ein Kühnes, aber wie mich dünkt, allzu naives Unterfangen!) Indes dürfte auch ein geschmackfroher Leser, dessen Sprachgenuß sich bei Dallago oft gestört fühlt, bei einiger Selbstbeobachtung gewahren müssen, daß auch seine Gedanken, so wie die der meisten „Gebildeten“ von heute, bei ihrem erstmaligen sprachlichen Bewußtwerden sich in ähnlich spröde Worte kleiden. Und die persönlichen Unterschiede bestehen dann wesentlich nur darin, daß dem einen lieber selbstgeprägte Mischrezepte, dem andern die allgemein verwendeten des heuti-

gen Zeitungsstil einfallen. Letzterem gelingt die „gewandte“, ersterem bloß eine „manierierte“ Schreibweise, falls er sein sprachliches Denken nicht noch nachträglich in Zucht nimmt. Immerhin aber wird man eine ungescheute Hingebung an den ersten sich anbietenden Gedankenaußdruck gerade bei einem Tagebuch sehr natürlich und also auch publizistisch einigermaßen gerechtfertigt finden.

Schade ist nur, daß jene vorhin schon deutlich bezeichneten Sprachunziemlichkeiten auch den Genuß seiner Landschafts- und Stimmungsbilderungen oft empfindlich beeinträchtigen. Sie wären sonst so herrlich in ihrer gleichsam noch taubgesprühten Frische, in ihrer seelenvollen und hellen Tiefe. Aber hier wirken jene Abstrakta peinlich analytisch und man hat zuweilen das Gefühl, als ob das seelische Erlebnis nicht sowohl in hingeebener Willigkeit gestaltet als mit mühsamer Reflexion, mit psychologisch sezierendem Verstande ans Licht gezerrt worden sei. Es ist dies zwar meist nur ein täuschender Eindruck, aber jene Sprachschwierigkeiten erzeugen ihn fast unwiderstehlich; zumal bei solchen Lesern, die an einer ausschweifenden, zu seelischer Hypochondrie neigenden Analysiersucht ihrer Gefühle leiden. Aber soviel dürfte wohl wahr sein: das hochausgebildete Sage-Vermögen seiner immer lebendigwachen Denkkraft kommt seiner poetischen Gestaltungslust im Ausdruck häufig zuvor; und ihm genügt dann diese psychologische Umschreibung, weil sie das Erlebnis ja ebenfalls unzweideutig bezeichnet.

Ich will einen solchen Satz hiehersetzen: „Einmal über die Schwelle des Gefühls getreten findet das Bild rasch weiteren Einlaß — betört das Gefühl, vervielfältigt sich und breitet sich in mich hinein als sein Beherrscher.“ Er steht im „Labyrinth der Wunder“ und stört mich jedesmal aus dem versunkenen Schauen auf, in das mich die magische Einfachheit und Großheit der Gestaltung versetzte, welche wie dreifach und doch ganz einig in den ersten Strophen (Absätzen muß ich

sagen) lebt: denn hier ist Sagen und Gestalten eins, hier ist einfaltvolles Sagen auch zugleich hellstes Gestalten und das simple Lebenstun, von dem beide berichten, ist selber schon kühn beschauliches Gestalten, bildnerisches Formen an der unmittelbarsten Naturwirklichkeit:

„Rings weite weiße Winterlichkeit. Neuer Schnee ist gefallen —“ u. s. w.

„Mein Dorf ist wie weglos; zumeist nur Pfade, ausgetreten von den vielen Spuren von Füßen. Meine eignen Tritte haben viele Neupfade, gleich Furchen, verschnittene Wege entlang gelegt. Ich hielt Umschau auf dem Hügel von Boddalla, nachdem ich mir mühsam durch Schneeweiden den Weg dorthin gebahnt. —“

Ist dies nicht selbst ein künstlerisches, gleichnißfrohes Tun? Dieses kindlich mannhafte Bahnen neuer Pfade durch den tiefen Neuschnee? Von dem er so liebevoll berichten muß. —

Ich habe schon des öftern von einem philosophischen Trieb und Wirkungsdrang gesprochen, der Dallagos neuem Prosabuche wie sogar seinen Gedichten innewohne. Und jeder wird in seiner ganzen Geistes- und Sinnesart wenigstens jene Veranlagung wieder- und anerkennen, die man heutzutage als die eines Dichterphilosophen bezeichnet. Und nun glaube ich das „Buch der Unsicherheiten“ in seinem entscheidenden Werte zu würdigen, wenn ich es als eine neue Kunstform betrachte, die dem Verfasser nicht allein für seine eigene Veranlagung zu schaffen, die ihm auch für jede verwandte zu finden gelang. Nichts geringeres scheint mir sein Ergreifen und Ausgestalten der Tagebuchform zu bedeuten. Denn dieser Denkertypus ist, zumal wenn in ihm der künstlerische Trieb dennoch vorwaltet, sehr wenig zu eigentlich systematischen Darstellungen geneigt. Er skelettisiert seine Ideen, die er in der lebensvollen Wirklichkeit und in schöner sinnlicher Leibhaftigkeit erschaute, nur höchst widerwillig zu abstrakten Begriffen. Denn seinem tief in das Schauen einge-

betteten Denken, seinem vorwiegend intuitiven Erkennen ist das anschauende Betrachten, das platonische Staunen zuletzt selber schon Endzweck und Ziel. Und seiner tiefsten Neigung würde daher eine bildnerische, der Plastik irgendwie verwandte Darstellungsart am besten entsprechen.

Aber wenn in solchem Denker der Wille zu objektiver, überpersönlicher Gültigkeit seiner Ideen, der Drang nach allgemeiner Anerkennung seiner Erkenntnisse übermächtig ist, dann sieht er sich gezwungen, von den konkreten Sinnbildern, in denen ihm seine Ideen anschaulich erschienen, immer mehr sich loszulösen und sie in blinde, dafür jedoch handliche Begriffe zu verwandeln. Und zugleich wird ihn der Trieb nach höchster Festigkeit und Sicherung seiner Erkenntnisse zur Ausbildung seiner logischen Baukraft und so zu einer mehr architektonischen als bildnerischen Formung seiner Ideen nötigen. Denn die Logik, die Lehre der Erkenntnisse und der Begriffe ist für diesen Denkertypus, den man den Rossmotekten nennen könnte, ebenso wichtig wie für den Architekten die Kenntnis der Festigkeitslehre und die Freude an der dynamischen Mechanik.

Aber gerade diese architektonisch veranlagten Denker, die den machtvollen und machtdurstigen Trieb haben, ihre Weltkenntnis zu gleichsam kirchenartigen Bauten, zu wahren Münstern für den Glauben, für die Andacht und Erbauung Tausender zu fügen, gerade sie waren im Entscheidenden doch immer höchst persönlich und nur subjektiv. Nur subjektiv: denn sie meinten, sie trachteten objektiv zu sein. Sie strebten und wähten ihre Erkenntnisdomes für die Ewigkeit und alle Menschheit zu errichten, aber neue Denker stürzten die irgendwo fehlerhaft gefügten immer wieder oder sie wurden mit der Zeit von selber baufällig, begannen zu wanken und einzustürzen. Man denke etwa an Schopenhauer und sein gewaltiges System. Gerade er ist ein besonders typischer Vertreter jener stark intuitiven Veranlagung, bei

der jedoch der autoritative und darum auch der logisch architektonische Trieb vorwaltet.

Dieses Vorwalten ist aber oft ein tyrannisches, ist ein Unterdrücken und Knechten der eigentlichen bildnerischen Begabung. Der machtdurstige Wille unterwirft und opfert sie seinem autoritativen Bedürfnis. Und was noch unheimlicher ist: er opfert oft sein natürliches Leben, sein ganzes Menschentum diesem Drange nach allgemein gültiger Erkenntnis. So überwältigt dieser Drang selbst seine Persönlichkeit und macht sie sich zum Sklaven; unterbendet ihre rein menschliche Entfaltung, knebelt seine Innerlichkeit und lastet auf der also eingekerkerten wie ein dämonischer Alp. Und so wird die elementarische tiefere Menschennatur, die Lebenskraft und -Fülle solcher Veranlagung zwar wohl zum Vorschein kommen in ihrem domartigen Werke, aber nur wie eine Karyatide, auf welcher die ungeheure Last des Erkenntnisbaues derart wuchtet, daß sie mit eingepreßter Brust wie ein Verdammter stöhnt.

Dallagos eigenstes Philosophieren ist von einer völlig andern Art. Es geht jenen selteneren Weg, den lebendige Philosophie immer auch noch zu gehen tief innerlich sich sehnt; einen heute gleichsam winterlich verschneiten Weg, den unmittelbar tatmäßigen, in einem hoheitsvollen Sinne praktischen: den Weg der leidhaftigsten Selbstauswirkung, der befreienden Entfaltung reiner und voller Menschennatur.

Und dies ist nun in einem tiefern Sinn ein bildnerisches Sichbetätigen als jenes darstellerische, von dem ich sagte, daß intuitiv veranlagte Denker oft es ausleben möchten. Denn nicht dieser plastische Trieb war dem begrifflich-logischen als natürliche Ergänzung an die Seite zu stellen, als ich das philosophische Schaffen zu dem architektonischen und bildnerischen Kunstschaffen in Analogie setzte. Denn das wahre philosophische Schaffen ist kein eigentlich künstlerisches: es ist kein gegenständliches Wiedergeben, ist kein Neu-

erzeugen und Gestalten einer rein in sich selbst lebendigen, einmaligen Welt. Der Stoff, dem Philosophen Form zu verleihen streben, ist die unmittelbare Wirklichkeit selbst. Und so arbeitet der Philosoph sich Begriffe als Werkzeuge aus, die viele Gegenstände gleichzeitig erfassen und mit welchen er das Aussehen der Wirklichkeit derart bloßlegt, daß die wahren Züge ihres Antlitzes prägnant hervortreten. Solches ist die vornehmlichste Leistung der forschenden und Systeme bauenden Denker, deren Umwertungswille vorwiegend auf die allen Menschen gemeinsame Welt sich richtet. Und fast nur mehr dieses pflegen wir Heutigen uns unter philosophischer Betätigung vorzustellen.

Über die auf sämtlichen Lebensgebieten so erstaunlich bildnerisch gesinnten Griechen verstanden unter Philosophie noch etwas anderes; ja die meisten ihrer Denker sahen es als ihre wichtigere Aufgabe an, ihr Denken und ihre Gesinnungen durch das eigene Verhalten und durch die Tat zu bewähren, und so ihre Menschlichkeit vollends zu entfalten. Dies aber ist allein bildnerische Auswirkung in einem philosophischen Sinn.

Und so möchte ich zuletzt die schöpferische Leistung, die in Dallagoß Buche so unmittelbar sich kundtuend lebt und außerdem auch künstlerisch gestaltet sich zeigt, noch einmal mit Hilfe jenes Gleichnisses bezeichnen: sein Tun scheint mir dem Tun jener Neuerer vergleichbar, welche die plastische Darstellung des Menschen aus jener hieratischen Gebundenheit und Karyatidenhaften Unterordnung unter die Architektur der Tempel emanzipierten und damit erst eine selbständige Plastik schufen; jene Plastik, welche den Menschen erst in seiner natürlichen freien Leibhaftigkeit zeigt. Denn am meisten die Machtenoffenschaften der Menschen haben von jeher den Einzelnen und die volle Menschennatur wie eine Karyatide behandelt, die vor allem ihre Gebäude tragen und stützen helfen sollte.

Nach einer so ausführlichen allgemeinen Würdigung des „Buches der Unsicherheiten“ kann ich jetzt aber auf eine kritische Betrachtung einzelner Stücke nicht mehr eingehen. Mir war die Hauptsache, das Buch nur einmal unter den richtigen Gesichtswinkel zu rücken: es als eine tagebuchartige Kunstform zu erweisen, in welcher sich ausnahmsweise das unmittelbare und das dichterische Leben zu einer neuen und außergewöhnlichen Einheitlichkeit verbündet haben; welche Vermählung bildnerischer Kräfte allein diesem Tagebuche seine großzügige Artung geben konnte.

Und auf den Inhalt einzelner Stücke einzugehen, dünkt mich wohl auch überflüssig. Denn den zweiten Teil des Buches kennen die Leser ohnehin. Mit Ausnahme des Kapitels „Pariaß Erhöhung“, das ich freilich für das Herzstück dieses zweiten Teiles halte, wie das Kapitel „Natur und Beruf“ für das des ersten Teiles. Denn diese Kapitel enthalten und enthüllen am überzeugendsten Dallagos persönliche Lage und Sinnesart, die äußere wie die innerlichste; handeln sie doch beide von seinem Paria-Begriffe und Bewußtsein, in dem die ganze Demut wie der ganze Stolz seines vielgeschmähten Selbstgefühls herrlich sich kundtut. Und außerdem scheint mir in ihnen die Schilderung der Landschafts- und der eigenen Seelenstimmung besonders schön und wohlgeraten.

Carl Dallago: „Das Buch der Unsicherheiten“, erschienen im Kenten-Verlag zu Leipzig.

Hugo Neugebauer / Asklepiosopfer.

Auf dem Berge ein Licht du
zwischen den Bäumen,
kindlich lächelndes Licht du
aus nachtendem Auge:
strahlender Knabe! —
Alles Sprossenden
geheime Kraft

ward dir verwandt
in der Wiege:
mit der Amme Milch,
aus der heiligen Ziege
strogendem Euter
sogst du in dich
göttlicher Wissenschaft
von aller Kräuter
heilender Kraft
in Sud und Schleime
schlummernde Reime. —
Die der Donner gewedt
aus dem Schlaf in der Scholle,
alle hast du geschmedt,
als dich im Wogengerolle
die gewaltige Hand,
die große, gerechte
zum Menschengeschlechte
hinuntertrug,
zu Spaten und Pflug,
hast du sie alle erkannt,
die deinem Blute verwandt
der Ziege Euter,
die heilenden Kräuter. —
Vor der Sonne Brunst
wahre mich, wählende Kunst! —
Wahre, du wirkender Wille,
mein Ohr vor Stille! —
Wahre, du waltende Macht,
mein Auge vor Nacht,
meinen Geist vor Wahn! —
Und diese Gabe,
du strahlender Knabe,
nimm gnädig an!

Die Probe / von Otto Pich.

ie Mutter trat in das beschattete Zimmer und rief: „Bobbi!“ Der kleine Robert saß behaglich auf dem Fensterbrett, mit dem Rücken an dem warmen Glas des einen Flügels, während die kurzen Beine gerade die Fensterbreite auszufüllen strebten. Er löffelte wacker die lockere Eierspeise aus dem Teller auf seinem Schoße, so daß er den Ruf überhörte. Lächelnd begab sich die Mutter in die Küche zurück. Sie war beruhigt: Die Wohnung befand sich zwar im ersten Stock, aber Bobbi war so brav, man durfte ihn ohne Sorge seine Mahlzeit in der frischen Luft verzehren lassen. Während er den Löffel zum Munde führte, blickte er hinaus. In dem Neubau gegenüber kletterten die Jungen aus „seiner Gasse“ herum. Einige hatten sich unter dem Fenster zum Rugelspiel zusammengefunden. Robert sah ihnen mit Interesse zu, ohne das Spiel zu verstehen. Nur noch mechanisch aß er langsam weiter.

Die Kinder hatten einen roten Ziegel schief über einen Pflasterstein gelegt und ließen aus den gespreizten Fingern der an den Ziegelrand gelegten Hand die bunten Marmelkugeln in kleine Gruben rollen.

Robert fühlte Lust, mitzuspielen. Besonders verlockend erschien ihm eine größere Kugel aus buntgeädertem Glas, die nie ihr Ziel verfehlte. Er verfolgte das Spiel in wachsender Erregung, den Teller mit der linken Hand dicht an sich gepreßt, während die Rechte mit dem gelb überkrusteten Löffel die Bahn der glänzenden Kugel in der Luft nachahmend beschrieb. Auf einmal sprang ein Junge, der gierig diese Kugel betrachtet hatte, vor den Ziegelstein, fegte die Kugel aus ihrer Bahn, ergriff sie und lief rasch davon.

Erschrocken, mit aufgerissenen Augen sah Robert dieser Missetat zu, anfangs ohne ein richtiges Verständnis ihrer Bedeutung. Als aber die Jungen auseinanderstoben und

schreiend dem Dieb nacheilten, fiel Robert in ihre Rufe: „Die Kugel! Die Kugel her!“ ein und seine Beinchen strampelten erregt.

Plötzlich hörte die Mutter einen gellenden Schrei und als sie in das Zimmer stürzte, sah sie die Fensteröffnung leer. Entsetzt beugte sie sich hinaus und traute ihren Augen nicht: Das Kind saß in der gleichen Stellung wie vorher auf der Erde und streckte noch immer die Arme nach dem schlimmen Buben aus. Der Teller lehnte umgekippt an dem Ziegelstein. Die Mutter eilte hinunter auf die Gasse. Mit stürmischer Freude umschlang sie ihr Kind, ihre Lippen betasteten mit heißen Rüssen seine Wangen und preßten sich auf seine Haare. Immer wieder hielt sie den Knaben von sich, um ihn recht betrachten zu können, so wie man Neugeborene zwischen gestreckten Armen hochhebt.

Als der vorsorglich bald herbeigerufene Arzt an dem Knaben weder innere noch äußere Verletzungen zu erkennen vermochte, stand es fest: Robert hatte in höchst wunderbarer Weise nach dem gefährlichen Sturze nicht bloß wohlbehalten, sondern auch in unveränderter Lage den Erdboden erreicht. Die Kunde hievon verbreitete sich bald in der Nachbarschaft, und der stille Knabe, der überdies an einem Sonntag geboren war, gewann den Ruf eines Glückskindes, das Gott lieb hat. Die alte Bedienerin seiner Eltern aber setzte in der Lotterie auf die Zahlen, die das Datum jenes Tages, die Stunde des Wunderfalls und Roberts Alter bezeichneten.

Der Knabe war damals fünf Jahre alt.

* * *

Robert wuchs auf, nicht anders als die übrigen Kinder, die mit ihm als mit ihresgleichen rausten und ihn, da er bei mittelmäßiger Gewandtheit kein Spielverderber war, an ihren lustigen Zeitvertreiben teilnehmen ließen. Die Behandlung, die er von seiner erwachsenen Umgebung erfuhr,

war indes behutsam und auf eine beifpiellos glückliche Entwicklung des Knaben mit gläubiger Zuberficht rechnend. Da jedoch nicht alle Menfchen, mit denen Robert in Berührung kam, jenes merkwürdige Gefchepnis kannten, fo hielt ihr, von der üblichen Art nicht abweichendes Verhalten dem Kinde gegenüber, der Verhätfelung durch feine Verwandten ziemlich das Gleichgewicht.

Einmal in den Schulferien ging Robert mit einem Rame-
raden in die innere Stadt, um die Schaufenfter der Brief-
markenhändler zu muftern und gelegentlich in einem Delika-
teffengefchäft Reklamebildchen zu erbitten. Eben hatten fie in
einem niedrigen Laden, der in einem Durchhaus fich befand,
ein Päckchen Miffionsbriefmarken für ihr wöchentliches Sa-
fchengeld erworben und traten auf einen sonnigen Platz
mit Parkanlagen hinaus, als Robert heftig zusammenzuf-
tend ein zifchend flatterndes Geräufch wie von einem naffen
Habern über fich hörte. Er riß den Gefährten zurüd und
im felben Moment fiel mit dumpfem Krach vor ihnen ein
heller Körper auf das Pflafter. Sie fchloffen die Augen.
Dann wedte fie der entfezte Auffchrei eines Paffanten aus
ihrer Betäubung. Von allen Seiten strömten Leute herbei.
Man rief nach einem Arzt. Robert war unwillkürlich vor-
geftürzt und fah nun mit aufgeriffenen Augen durch die
wechfelnden Zwischenräume, die fich ihm hinter den Drängen-
den boten: Eine Blutlache, in der ein Hofenträgerzipfel
fchwamm, dann eine aufgefchlitzte dunkle Hofe und auf ein-
mal — wie von fahlem Bliß erhellte — ein freideweißes Ge-
ficht unter zerrauftem Haar. Bald erfuhr er alles. Der
Verwundete — oder Tote — war ein Schusterlehrling, der
fich aus dem Fenster geftürzt hatte. Robert fühlte eine wür-
gende Angft, er wollte fliehen. Sein Gefährte war verfchwun-
den. Als Robert fich durch die Kette der Neugierigen hin-
durchfchlängelte, fchimmerte ein Bein des Selbftmörders
durch eine plötzlich entstandene Lücke dem Knaben entgegen

und er sah eine blutende zerwühlte Wunde über dem nackten Knöchel klaffen.

Robert stürmte nach Hause durch die warmen Straßen, an ruhigen Menschen vorüber. In seinen Träumen sah er noch nach Wochen die rote Wunde in dem weißen Fleisch brennen. Das aufregende, schwächende Traumgesicht verblaßte mit der Zeit und eines Tages, als Robert in die Nähe jenes Platzes kam, sah er den vermeintlichen Selbstmörder — er erkannte ihn sogleich — mit nachschleppendem rechten Fuße, aber frischer Miene durch den Park schleichen.

Als er diese Begegnung freudig seiner Mutter erzählte, empfand sie eine winzige kalte Enttäuschung, die sie sogleich unwillig als häßlich verwarf. Sie hatte dem Knaben den wunderbaren Zufall seiner Kindheit bereits mit Stolz berichtet und nun tat es ihr beinahe weh, daß Robert ruhig sagte: „Mutterl, dem Schusterbuben ist's eigentlich fast besser ergangen als mir. Denk doch: Er ist ja aus dem dritten Stockwerk gesprungen.“

Es dauerte nicht lange, und Robert hatte dieses Erlebnis vergessen.

* * *

Als er die Volksschule verließ, waren seine Eltern unschlüssig, ob sie ihn die Realschule oder das Gymnasium besuchen lassen sollten. Da der Knabe keinen bestimmten Wunsch äußerte, und überdies sein Bruder bereits im Gymnasium war, so wurde Robert Realschüler. Der Verkehr mit den Gespielen hörte allmählich auf. Als er in die höheren Klassen der Realschule vorrückte, begannen ihm die exakten Wissenschaften langsam Schwierigkeiten zu bereiten. Nicht daß er ein schlechter Schüler geworden wäre. Aber es kostete ihn einen ansehnlichen Aufwand von Energie, sich mit der Lösung mathematischer Aufgaben zu befassen oder stundenlang über weißes Zeichenpapier gebeugt zu sitzen und ohne Begeisterung geometrische Beispiele zu zeichnen. Auch die

Naturwissenschaften ließen ihn kühl. Dagegen erfaßte ihn eine dumpfe Sehnsucht nach gewaltigeren Forderungen, die man ihm in den sprachwissenschaftlichen Fächern stellen mußte. Denn auf diesem Gebiete bewegte er sich mit schlafwandlerischer Sicherheit. Da seine Intelligenz sich mit den unsympathischen Gegenständen ohne Gefahr für die Fortsetzung seiner Studien zwar lustlos aber zur Genüge abfand und der Lehrplan ihn auf seinem Lieblingsgebiete nie vor komplizierte Probleme stellte, so häufte sich in seinem Innern ein reiches Lager unvertreteter geistiger Spannkraft.

Als er die Realschule absolviert hatte, empfand er weder eine strahlende Freude über den zurückgelegten Weg, noch den Begeisterungsrausch seiner Mitschüler, die den Pfad ins freie wirkliche Leben in zauberischer Schönheit vor sich zu sehen glaubten. Ruhig sprach er seinen Entschluß aus, die Hochschule nicht zu besuchen, sondern irgend einen praktischen Beruf zu wählen. Seine Mutter verzichtete auf die Hoffnungen, die sie in seine Zukunft als Ingenieur gesetzt hatte, und tröstete sich schließlich mit dem Gedanken, daß ihr Kind auf jeden Fall Großes erreichen müsse. Als Robert bald darauf in der Korrespondenzabteilung eines Exportgeschäftes arbeitete, begann die alternde Frau ihren Träumen eine neue Richtung zu weisen. Sie hoffte es noch zu erleben, daß ihr Sohn ein gewaltiger Herrscher würde. Daß die weitere Entwicklung war ihr zwar unklar, aber sie hatte sich seit dem wunderbaren Ereignis in Roberts frühen Jahren in den Glauben an ihres Kindes gottgeschützte Laufbahn innig versponnen.

Robert wurde ein einwandfreier Korrespondent und erlebte die nächsten Jahre in einfacher Ruhe, ohne sich Wallungen von Ehrgeiz und zielbewußtem Streben hinzugeben. Wohl hatte ihm die Mutter durch die wiederholte Erzählung des Wunders seiner Kindheit das Bewußtsein seiner dem Schicksal wohlgefälligen Fähigkeiten einzuschärfen versucht. Robert

hatte gelächelt und, als er die Mutter sich kränken sah, mit gespielter Hoffnungsfreude zugehört.

Als er sein geregeltes Leben beinahe schon als zwecklos zu empfinden begann und mechanisch an den Vergnügungen und nächtlichen Streifzügen seiner Berufsgenossen teilnahm, um sich zu beweisen, daß ihn doch nichts Wesentliches von ihnen unterschiede, kam auf einmal eine schöne Geschäftigkeit in seine Lebensweise. Er hatte an einem lieben Mädchen Gefallen gefunden. Nach einigen Monaten reizvollen Werbens ward ihm das Glück ihrer innigen Neigung zuteil.

Mit Hedwig erlebte er einen Frühling, der ihn vollkommen seinem ereignisarmen Dahindämmern entriß. Die Geschehnisse des Alltags begannen ihn zu ergreifen; er lernte die Menschen mit klaren Blicken betrachten; seine Berufsarbeit verrichtete er mit Eifer und in dem belebenden Bewußtsein einer wachsenden Begeisterung, die den ersehnten freien Stunden in Hedwigs Gesellschaft galt.

Die Wärme ihres täglichen Verkehrs steigerte sich, so daß schließlich nur mehr das bange Verlangen nach der letzten Vereinigung Roberts Blut beunruhigte. Hedwig ahnte kaum die Verwirrung, die sich seiner allmählich bemächtigte. Sein ehrliches Wesen erschauerte vor dem Gedanken an die Notwendigkeit der plötzlichen Lösung dieses Verhältnisses, das ihn erhitzte und in einen Wirbel von Glück und Wehmut riß.

Es wurde Sommer. Die beiden jungen Menschen wurden nicht müde, im Sonnenbrand über staubige Landstraßen ins Freie zu wandern, vor die Stadt hinaus, bis sie im Schatten entlegener Waldungen sich dem Glück ungestörten Beisammenseins aufatmend überlassen konnten. Hier war es, wo die Gewalt seiner überhitzten Sinne Robert gleichsam unbewußt die schwerste Forderung an Hedwig stellen ließ.

Nach tändelnden Liebkosungen und heftigen Küssen, die ihre Gesichter glühend zu einander getrieben hatten, lagen die Verliebten mit unter dem Rücken verschränkten Armen

auf dem knisternden Waldboden und schauten in unruhigem Schweigen zum Himmel empor. Und während Hedwig mechanisch mit der rechten Hand ihr Haar von Blattstengeln und trockenem Laub befreite, sah Robert plötzlich in furchtbarer Klarheit den Abgrund vor sich, über dessen Rand ihre Liebe hinabzugleiten drohte. In wachsender Verwirrung erwog er die Unmöglichkeit, so weiterzuleben. Da er an eine eheliche Verbindung mit der Geliebten, die von einfacher Abkunft war und einem Beruf nachging, mit Rücksicht auf den Widerstand seiner Mutter nicht denken durfte, besand er sich erregt vor der Wahl zwischen der schmerzhaften Lösung ihres Verhältnisses oder —

Mit verzweifelter Glut umschlang er das Mädchen, seine Küsse fielen schmerzhaft und fremd in ihr Gesicht, auf die Wangen, in die Mundwinkel und wie Blutstropfen brennend über das wirre Haar der Schläfen... Dann hauchte er ihr küssend die Frage in das Ohr: „Willst du mein werden, sag, ganz mein...?“

* * *

Die Eile, mit der Hedwig am nächsten Sonntagnachmittag durch die Straßen ging, fiel allen Leuten, die so hastlos wie eben am Sonntag, zumeist in Begleitung, des Weges kamen, auf. Allmählich verlangsamte sie ihre Schritte. Ihre Blicke streiften verstohlen die Straßentafeln an den Edelhäusern. Sie begann unregelmäßig zu atmen und eine Glutwelle überfloss ihr Gesicht, um es nicht wieder zu verlassen. Dann bog das Mädchen in eine Nebengasse ein und schritt frei und entschlossen auf ein Haus zu. —

— Robert stand in dem gemieteten Zimmer und versuchte es gemütlicher einzurichten. Er nahm die Porzellanfigürchen vom hohen Rand der Sopphalehne und verteilte sie auf dem Spiegeltisch und auf den kahlen Schränken. Frische Rosen ließ er aus den schlanken Vasen duften. Als Robert an den mit Erfrischungen bedeckten Tisch trat, um eine Fliege

von dem Aufsat mit Obst zu verjagen, spürte er einen bitteren Geschmack im Munde. Gleichzeitig bedrückte ihn die schwüle Luft des schlecht gelüfteten Zimmers. Er öffnete das Fenster; die Beklemmung wich nicht. Eine Verbrießlichkeit, die an Ekel grenzte, hatte von ihm Besitz ergriffen. Er hatte das sichere Gefühl, daß diese Minuten der Erwartung Häßliches bargen, ja daß dieses Warten unwürdig war. Ließ sich denn kein Ausweg mehr bahnen? Sollte dieses märchenschöne Verhältniß, das ihn beglückt und zu tätigem Leben erweckt hatte, enden wie ein schales Abenteuer von der Gasse?

Er lächelte schmerzlich. Würde sie überhaupt kommen? Nein, sie durfte es nicht tun. Er mußte sie hassen, wenn sie käme... Seine Gedanken verwirrten sich. Er sprang zur Türe und versperrte sie. Dann legte er den Schmutz des Zimmers von den Möbeln herunter und warf die Blumen in den Winkel. Ihn besaß der einzige Gedanke: „Sie darf nicht kommen!“

Er murmelte diese Worte mechanisch vor sich hin, während er sich aus dem Fenster beugte, um die Gehsteige zu mustern. Er sah Mädchen in lichten Gewändern still und freudig vorübergehen. Ihre bunten breiten Hüte hinderten ihn, aus der Höhe des dritten Stockes die Gesichter zu unterscheiden. Doch er hätte Hedwig an ihrem Gang, an dem freien Schwung der Arme erkannt und an den unmerklichen Eigentümlichkeiten ihres Wesens, wie sie nur der Liebende untrüglich erkennt. Hedwig kam nicht.

Beruhigt und doch unmutig wandte Robert den Oberkörper in das Zimmer zurück. Da hörte er ein leises abgerissenes Pochen an der Tür. Er fuhr zusammen und stürzte zur Klinke hin. Doch nein, es mußte ein Irrtum sein; vielleicht hatte ein Fremder die Wohnungstüren verwechselt. Er war doch nicht kurzichtig. Ganz deutlich hatte er im Sonnenglanz die Straßenbreite überblicken können. Mochte pochen, wer da

wollte, Hedwig konnte ja nicht hier sein. Er hätte sie bemerken müssen.

Aber wenn sie jetzt gekommen wäre, während er an der Türe stand und zitterte? Mit einem Satz war er beim Fenster und spähte erregt hinaus. Um ganz sicher zu sein, lehnte er den Rücken an den warmen Fensterrahmen und stützte die übergeschlagenen Beine seitlich auf das Fensterbrett, so daß eine leichte Neigung des Oberkörpers genügte, um ihn sowohl die Straße als auch die Türe beobachten zu lassen.

Da wiederholte sich das Pochen. Robert brauchte den Aufschrei, der ihm ent schlüpfen wollte, nicht zu unterdrücken. Etwas krampfte ihm die Kehle zusammen, eine Ahnung erfaßte ihn. Vielleicht war Hedwig einfach auf dem dießseitigen Trottoir gekommen, dicht an die Mauern der Häuser gepreßt. Oder es war ein Bote, den sie gesandt hatte und der nun ungeduldig klopfte...

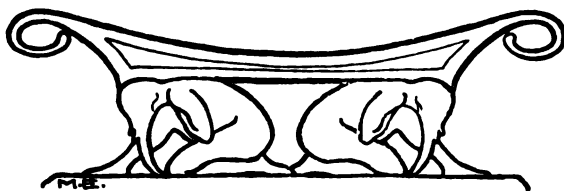
Wieder überkam ihn dieses häßliche Gefühl der Enttäuschung. Er fühlte seine Glieder, seine Gedanken erstarren; willenlos saß er auf dem Fensterbrett und sah verschwommen den Blick seines Spiegelbildes auf sich ruhen. Alles in ihm drängte nach einer Entscheidung. Er kämpfte seine Erregung nieder und begann seine Gedanken zu sammeln.

Ob sie gekommen war oder gar nicht käme, was hatte dieß mit seinem Glück, mit seiner Zukunft zu tun? Ob er sie nähme wie eine Heilige oder wie eine Dirne, was bedeutete das für die Tage, die er noch zu durchleben hatte? Denn — nun fühlte er es, heißer als die Sonne, die ihm Wangen, Brust und Rücken fengte —: er liebte Hedwig mehr als sein Leben. Sie mußte sein werden vor Gott und den Menschen. Vor Gott...? Wie Schuppen fiel es da von seinen Augen. Stand ihm nicht das Recht zu, sich an den Glauben an das Wunder seiner frühen Jugend zu klammern? Vielleicht hatte die Mutter klar gesehen. Die Zeit des ereignislosen Dahindämmerns war nur eine Periode der Vorbereitung gewesen,

in der sich die geheimen Kräfte in ihm gesammelt hatten, während er gleichgültig dahinlebte und die Hoffnungen der Mutter bespöttelte. Die Probe... Es galt, das Schicksal auf die Probe zu stellen. Er hatte ja nichts zu verlieren. Hedwig...? Ihr zu Liebe sollte es ja geschehen. Und die Mutter? Ihr galt es den Glauben wiederzugeben, ihre Hoffnungen zu bestätigen. Er sah die geduldige Frau vor sich und hörte sie das wunderbare Geschick erzählen. Eine innige Zuversicht erfaßte Robert. Er erlebte das Wunder gleichsam wieder. Ganz lebendig war ihm alles: Er hörte die Knaben auf der Gasse rufen, die Sonne streichelte ihn warm, eine Glas-Kugel rollte bunt über den Sand... Roberts Gedanken stockten: Der Sturz, der Sturz?! Das Wunderbare fehlte noch; aber er fühlte, er würde es wieder empfinden. Denn nun war er überzeugt, daß es in ihm war. Und das Schicksal wartete, daß er es auf die Probe stelle. Und dann würde Alles gut werden —.

Die Türklinke knirschte, jemand rüttelte daran. Eine Stimme rief leise und bang: „Robert, Robert, bist du hier?“

Er erbleichte. Da war es. Das Wunder rief. „Ich komme gleich“, flüsterte er selig lächelnd, beugte sich in die laue Luft hinaus und ließ sich niedergleiten.



Bruno Franke / Mächtliche Alpenpost.

Mit jedem Serpentin in wildre Welten
Schau ich hinein vom kalten Außensitze,
Schon peitscht der Eiswind dort die monddurchhellten,
Zerfetzten Wolken um die höchste Spitze . . .

Der Rutscher neben mir ist eingeschlafen,
Dem solche Nachtfahrt Pflicht und Last bedeutet,
Den Anstieg läßt er seinem starken, braven
Dreispann, das nickernd in die Tiefe läutet . . .

Und jählings schneller klingen alle Schellen . . .
Aufschreckend faßt der Schläfer nach den Zügeln.
Des Passes Scheide. Ueber uns, im Hellen,
Ein Riesenvogel mit entspannten Flügeln.

Richard Smetal / Ausgleich.

In mein jauchzendes Lied
Quillt eine Wehmut,
Ein Gedanke von dem, was geschieht
In einer noch fernen Einsamkeit:
Und still wird mein Blut.

In mein trauerndes Leid
Klingt ein heller Ton
Aus einer fernen Fröhlichkeit
Und meine Sinne fühlen schon
Lächelnd und gut.

Helles Erlauschen,
Dunkles Verrauschen
Und gleicher Schlag von rot und blauem Blut.

Parias Erhöhung / von Carl Dallago.

Ein winterlicher Nachmittag. Mein Schritt ist talwärts gerichtet. Der weite, dunkle Klang der Weihnachts-
glocken bringt mich für eine Weile wieder den Meinen zurück. Es geht rasch zu Tal, wie angezogen von unbestimmten Gelüsten. Immer weniger werden der Wellenlinien von Graten und Gipfeln, immer höher die zunächstliegenden Wandungen der Berge. Die Luft wird weicher und schmiegsamer, der Erdboden dunkler, mein Menschentum menschlicher, nachgiebiger und zutiefst wieder begehrllicher. Bald stehe ich vollends in der Talsohle: Der weite See vor mir dunkelt weich in grauumflorter Bläue, die Weiten rings sind mit Glockenstimmen angefüllt. Himmel und Berge von Nebelstreifen durchzogen und in bleiche, müdschimmernde Schleier getaucht. Eine Witterung wie von jungen Weiberhänden gesponnen, die müde nach Liebe verlangen. Ich sauge alles wonnig wie süßen Duft in mich ein. Dann trägt mich mein Schritt hastig und in freudvoller Unruhe meinem Hause zu.

* * *

Weihnachtsmorgen. Der Tag ist kaum aufgestanden und steht verschlafen und unlustig zum Fenster herein, das halb offen steht. Ein großes Glockensingen hat mich aufgeweckt. Kühle, herbe Luft fließt lautlos ins Zimmer. Das Wetter scheint verhangen und weich wie in den letzten Tagen. Von reichlichem Schlaf fühl ich mich erstarrt. Ich sehe mich in meiner Behausung um, die mir fast fremdbartig vorkommt, so sehr gewöhnte ich mich an mein Stübchen im Bergdorf, wo ich lebte wie ein Eremit.

Etwas Unruhiges ist in mir — etwas Frühlingshaftes. Von Zeit zu Zeit wende ich den Kopf und horche auf das Nebenzimmer hin, wo mein Weib schläft. Dann setze ich mich im Bette auf. — Ich weiß nun, was meine Sinne füllt und versuche mein Wesen davon abzulenken. Ich rufe mir den Weihnachtsbaum vor Augen und die Freude meines Kindes

baran — daß Glück in seinen strahlenden Augen. Es nützt nichts. Die Unruhe wächst in mir — es ist eine Fülle in mir wach, die mir fast weh tut — die mich zum Ausgeben drängt. Ich erhebe mich und gehe in die Küche hinaus, wo für mich ein kühles Bad bereit steht. Die kalte Nässe schlägt bald heißend um meinen ganzen Körper. Aber die Glut in mir ist noch immer da, sie kommt von innen heraus. Da tret ich, nicht länger verhehlend, wie ich bin, in das Zimmer meines Weibes. Es scheint eben erwacht zu sein und hat den Blick nach mir gewandt. Wie es mich so dastehen sieht, weiß es auch schon, warum ich komme, und es fragt mich, ob ich sie auch noch liebe. —

Der große Spiegel mir gegenüber fängt meine ganze sonnenbraune Gestalt auf, die schweigsam und noch feucht vom Bad aufragt, dampfend aus allen Poren der Haut. Eine Stimmung geht in mir um, die sich nichts vergeben will und lieber alle Not auf sich nehmen. So halte ich da mit meinem ganzen Verlangen, das Gesicht, daraus die Bartstoppeln rauh und ungepflegt noch von meinem Bergaufenthalt her hervortreten, wie abgelehrt. Und ich presse nur aus meiner Natur heraus, die sich ganz Paria fühlt in diesem Augenblick: daß ich keine Rechte will, nur ein Abgeben aus freien Stücken, — daß mir lieber wäre als unsere Ehe ein freies Zusammensein, das sich immer wieder aus sich selbst erneuern müsse im Verlangen der Liebe. Ich sehe noch die mächtige, helle Haarflut meines Weibes und das Weiß von Hals und Schulter zu mir herüber schimmern, und mein Blick haftet flüchtig daran. Dann wende ich mich ab und schreite etwas zwanghaft durch mein kühles Zimmer meinem warmen Bette zu. Bald vernimmt mein zitternd aufhorchendes Ohr einen willigen Schritt hinter mir von bloßen Füßen. Da jauchzen alle Stimmen in mir Beifall der Natur meines Weibes, und heller verkünden von draußen her die Weihnachtsglocken Freude und Frieden.

* * *

Der Nachmittag ist trüb und nebelig mit feuchtkaltem, winterlichem Luftzug. Ich wandere langsam die Ponalestraße hinan, die still und einsam daliegt in Feiertagsruhe. Die hohen, jähren Felselhänge zur Seite ragen grau und schwer ins bleiche Gewölk hinein. Unten dehnt sich der See weit und wellenlos in bleichem Blau.

Eine müde Traurigkeit geht mit mir, die viel von der frostigen Weltlichkeit des Tages in sich trägt. Es ist wohl nur ein Ebbezustand der Seele, der sich gleichsam als Hinterlassenschaft der Lustflut der Morgenstimmung geltend machen mag.

Ich bin in die Schlucht eingebogen, darüber die Brücke führt. Die Fahrstraße steigt rechts von mir in Windungen den Berg hinan. Die Felsenhänge über mir rücken mehr zusammen. Unten tost der Wasserfall, der sich mit weithin aufschäumendem Gischt in den See ergießt. Und indem ich auf der anderen Hangseite einen Pfad emporsteige, der ins Ledrotal führt, wird der weite Spiegel des Sees von den Felsenhängen immer mehr meinem Schauen entzogen. Zuletzt liegt er unten ferne, ein Dreieck, stahlblau leuchtend, mit dem einen Ende den mächtigen Baldohang bespülend, die anderen Ufer hineinbreitend unter wilden, jähren Gewänden, daß von mir aus zu beiden Seiten sich austuend in den See hinaustritt.

Die Wildnis um mich greift wie ein Erkennen in meine Seele. Der rauhen Abgeschlossenheit mit den trüben Farben und der winterlich wellen Luft entquillt eine Stimmung der Fügsamkeit — einer weiten Fügsamkeit für alles Geschehen in sich. Ich begreife: es ist eine Paria-Stimmung — eine Stimmung, die den Einsamen hält und erhält, — sie wird ihm noch Ueberwindung und Sieg. Wer einmal rein nur auf sich selber baut und vertraut — auf seine Menschen-natur — auf das Fremdeste und Dunkelfte in sich, muß alle Vorkommnisse in sich lieben lernen. Es heißt: das amor

fati in sich verlegen, wie es die große Natur tut, die niemals klagt, sondern duldet und schweigt. Alles Klagen hat erst die Menschheit in die Natur hineingetragen. Und doch bedeutet der Mensch noch immer die mächtigste Natur. —

So im Ueberfinnen der Dinge muß ich auf einmal meine Traurigkeit lieben. Ich staune, wie allmächtig die Seele ist. Es ist, als ziehe Sonnenschein und Frühlingsweide in mein winterliches Dasein ein.

* * *

Die Weihnachtsglocken haben ausgeklungen, die Feiertage sind verrauscht. Mein Schritt ist wieder meinem Bergdorf zugewandt. Das Gewölk hängt überall zerrissen, lichte Bläue füllt auf neue die Himmelsweiten und breitet sich flärend um blendendweiße Grate und Gipfel. Auf die winterliche Welt fällt fließender Sonnenschein, an die Fröste der Erde schlägt das neue Wachsen des Lichtes.

Den Gang, daran mein Pfad sich emporwindet, bespült die Nachmittagssonne. Ich schreite langsam, von Gedanken umschwärmt, die immer mehr von mir Besitz nehmen und in mein Empfinden eindringen. Immer fester und klarer spricht in mir die Gewißheit auf, daß das Außergefetzte — das völlig Vereinsamte und abseits Stehende es ist, das im Dasein noch einmal das Maßgebende — das Bestimmende — das Aufrichtende und Führende abgibt, — daß, wer einmal der Welt noch Heiland wird, zuerst Paria sein muß: ein Mensch, der von allem abgefallen ist, der alles verlassen hat, der jede äußerliche Schutzwehr und Verankerung von sich wirft, — ein Mensch, der Mensch geworden ist. Er ist sich selber Versicherung genug, dem Rätselhaftesten in sich leistet er willig Gefolgschaft. Es weht um ihn die völlige Unsicherheit, was er ist — was mit ihm geschieht, wie bei der Natur selber, der gleich er gelassen auf alles Geschehen zu harren scheint und alles wandelnd in sich aufnimmt. Es macht ihn einzig stark und Stand haltend

jedem Ansturm von außen her. Sein Allein stehen gibt seiner Macht erst die übermächtige Sicherheit, die ihn zuletzt über alles triumphieren läßt. Sein Triumph ist seine Unverwundlichkeit — sein Ueberleben. An ihm und seiner Stellung zu allen den falschen äußeren Machthabern der flüchtigen Gegenwart erfüllt sich das weite Wort Jesu: „Und die Letzten werden Erste und die Ersten die Letzten sein.“ Es bedeutet: Paria-² Erhöhung.

Eine laute freudvolle Helle belebt meine Seele, in der das Bild des Paria lebendig umgeht. Es verdichtet sich in ihr in all seinen Dunkelheiten als lichtestes Ziel. Sie erkennt in allen Großen eine Paria-Periode und in den Größten und Eigenmächtigsten reichen die wesentlichsten Paria-Merkmale durch das ganze — einmal zu sich selber gekommene Leben und über das Ende hinaus. So schaut meine Seele in gewissem Abstände als Allergrößte: Jesus und Nietzsche. Beide vollendete Paria-Typen. Der letztere bis an sein Ende zu größter innerer Vereinsamung und Abgeschlossenheit verurteilt, leidend nach verstehenden Freunden, sich verzehrend im eigenen Feuer, daß die großen Gedanken seiner Seele erzeugt und zuletzt den eigenen Geist in Nacht begräbt. Der andere, — heute noch nach fast zweitausend Jahren in die Gegenwart hineinleuchtend als ein „Licht der Welt“, als ein unbegreiflich Hohes, voller Rätsel und Wunder —, starb, gerichtet und verurteilt von seinen nächsten Mitmenschen, den gemeinen Verbrechertod.

Meine Seele besinnt sich tief, diesen Verlauf der Dinge verstehen zu können. Wie man so handeln konnte an dem reinsten und seltensten Menschen, — an einem, der von niemandem mehr nahm, der nur geben wollte — nur abgeben? — An ihm, der geschlechtstfrei da stand, wie keiner vor ihm und keiner nach ihm, soweit man zu schauen vermag! — Und verständnisvoll blüht es in meiner Seele auf: Jesus, der größte Paria: daß er nichts mehr erstrebt

— nichts mehr will — nichts mehr bedarf von außen her, macht ihn dazu, macht ihn zum machtvollsten Menschen der Welt, macht ihn zugleich hassenswert allen jenen, die nur durch Zusammenstehen Macht aufbringen und entfalten können, die damit ihre eigene Ohnmacht eingestehen und zugleich verbergen. „Die Welt“ ist angefüllt mit solchen Machtbeständen. Staat und Kirche erwachsen zumeist auf solchem Boden, die herrschende Allgemeinheit als Gesellschaft — Sitte und Säkung, als Einrichtung sind solche Bestände. Sie alle verhelfen einem Unsichmachtlosen zur Herrschaft. Jeder Abfall von ihnen wird ein Machtausfall am Bestande solcher Herrschaft und als Beispiel gefahrdrohend für ihr Bestehen überhaupt. Es erweist sich daher als nötig für den falschen Machtbestand, ein von ihm abweichendes Tun zu ahnden. Und erzogen und gewöhnt daran, diesen Machtbestand als das Wahre und Unverleßliche hinzunehmen, hilft alles mit, was sich nicht zu innerer Selbstständigkeit durcherarbeitet, auf jede Paria-Veranlagung Steine zu werfen. Es ist gut so: sie werden Prüfstein der Paria-Veranlagung und alle Gegnerschaft wird durch solches Tun gegen ihr Wollen zu Diensten für die Entwicklung und Entfaltung des Paria eingespannt. Sein Tun wird eben noch einmal Diktation: ihm gehört immer die Zukunft, die notwendig seine Kraft erweist — seine Erhöhung bringt.

Helles Frohlocken bricht in meiner Seele aus: sie schaut das beständig Wankende des ganzen gesellschaftlichen Machtgefüges und aller hochtönenden Pluralbegriffe. Wie sie sich nur mühsam aufrecht halten, eine glatte, gleißende Außenseite aufweisen und innen überall brüchig, hohl und morsch sind. Sie können nur stehen, wenn sie zusammenstehen, — nur vorwärtskommen, wenn sie einander halten und führen. Ein Fehlendes an Natur ist ihnen Lebensbedingung; es bedingt zugleich das sofortige Versagen ihrer Lebenskraft für dort, wo das Leben als Natur in ungehemmter Kraft und Form ins Dasein tritt.

Hier begegnet meiner Seele im Schauen die Erkenntnis, daß alle Kunst die eigentlichste Betätigung des Paria ist. Dieser, da und dort inner- und außerhalb der Gesellschaft auftauchend, findet im Kunstschaffen endlich einzige Zuflucht für die Not und Fülle seiner Natur. Kunst im höchsten — im schöpferischen Sinne ist das Werk des Paria. Sein Sichabfinden mit der Welt, zugleich seine edelste mögliche Lebensführung.

Hier dämmert mir noch aus Tiefen Verständnis auf für das häufige Freitod- oder Wahnsinnsende bedeutender Dichter und Künstler. Ich denke an Hölderlin, Lenau und Nietzsche, an den Fall des großen Paria, Heinrich von Kleist, an den allzu frühen Freitod Otto Weiningers und des jungen, bei aller Tiefe ungemein zarten Walter Hasencamp, die beide vielleicht ein Hineinsehen in Gesellschaft und Beruf — in die Philisterwelt (bei Weininger wohl auch in die heutige Weibssphäre) so ungeheuer zurückschreckte, daß sie sich nicht mehr ertrugen in der sie erdrückenden Wirklichkeit.

Auf der anderen Seite rücken mir die vielen anmaßenden und geschwägigen „Kunst“-Unternehmungen in die trübschimmernde Atmosphäre ihrer geschäftlich geschäftigen Tätigkeit. Alle Betonung — alle Fürsorge sehe ich bei derlei Betätigungen auf den Begriff Publikum und Gesellschaft gerichtet; den Begriff Kunst paßt man den Wünschen dieser „Gesellschaft“ an. So entströmt auch solchem Unternehmen übler Geruch für die Lebenssphäre des echten Künstlers — des Paria; — um so übler und verfänglicher, als sich hier ein im Grunde zumeist eitles gesellschaftliches Bestreben und speiherische Ehrsucht die Farben der Zufluchtsstätte des Paria aneignen und oft täuschend maßiert sich aufspielen als Pflegestätte der Kunst. — — —

Aber nicht länger bleibt meine Seele am Uebersinnen von derlei Dingen hängen. Ein wildes Empfinden kommt in mich, daß alles entschlossen von sich abschüttelt. Frei und

froh steh ich da auf eigenen Füßen, tief mich beugend vor aller Natur, hoch und stolz mich aufrichtend vor allem, was Gesellschafts- und Mehrheitsbegriffe mir anmaßend zutragen. Es ist, als brauchte ich oft ein solches Gegenüber zur eigenen Aufrichtung und Sicherheit.

Doch nur meine Großen dauernd im Auge behaltend und andächtig ihren Unblick genießend, will ich mit meiner Natur ihnen nachfolgen. Es heißt mich, meine eigenen Wege gehen — meine Pariawege. Und so meiner selbst teilhaftig werdend, an Vorhergegangene mich anschließend und Kommenden wieder Anschluß bringend, fühle ich mich als fortschreitende Sicherheit, die bemüht ist, jeden Rest eines Kompromisses vollständig in sich zu tilgen. Zugleich kommt eine Weite in mich wie ein Ueberschwang, die lächelnd sich einzusetzen begehrt für die Art und das Wachstum des Paria, — die alle Zurücksetzung und Erniedrung für Erhöhung nimmt. Sie sagt mir glaubensfelig, daß meine Seele davon übertönt: Wir — vielleicht die Mitträger und Mitschöpfer einer Kulturerneuerung — wir Entwicklung — wir Wandlungen — wir Natur — wir Paria: wir wiegen im Leben und im Todfein eine ganze Gesellschaft — ja jede Art von Gesellschaft auf. — — —

* * *

Ich bin wie im Rausche auf der Höhe angekommen. Der Abend breitet sich rein und klar um mich aus und umarmt Täler und Hänge mit seinen schattenblauen Händen. Vereinzelte Sterne treten schon zaghaft funkelnd in die Himmelsweite. Stücke von Berglämmen tragen noch glühendes Licht. Vor mir in halber Dämmerung kauern zwei kleine Bergdörfer wie große Vogelnester zwischen Hängen und Mulden eingefügt. Zuhinterst halbverloren — das fahle Hüttengewirr an fahlem, spärlich beschneitem Hange überragend — der Kirchturm meines Dorfes.

Eine kleine idyllische Freude besetzt meine Seele mit Glück.

Arthur von Wallpach / Ohne Mittler.

„Jesus meine Zuversicht!“
Wem dies Wort im Herzen zündet,
Ist es eine Bahn voll Licht,
Die vor Gottes Antlitz mündet.

Doch die Liebe, hochgeschwellt,
Wird die Bühnen nicht verfluchen,
Die durchs Labyrinth der Welt
Selbst den Weg zum Himmel suchen.

Kluisenschädel's deutscher Literaturspiegel.

Eine Blütenlese.

Ich will nicht geistreich, geistvoll oder fein pointiert schreiben. Ich würde mich für keinen dieser Lobsprüche bedanken. Ich bin glücklich und zufrieden, wenn ich mir im Laufe der Zeit ein einziges Wörtlein verdiene. Das lautet: „ehrlich.“ ... Ich schreibe ja nicht für ästhetische Sees, sondern für das Volk.

*

Es gibt einen eigenen Stil, mit dem man sich in das Herz des Volkes schreibt. Und diesen Stil hat Ganghofer los.

*

Es ist ja doch alles verwandt auf Erden.

*

Wir sind Barbaren, solange es einen Krieg gibt, wir sind kaum mit tastendem Fuß auf der ersten Sprosse der hohen Leiter zur Kultur, solange wir die Greuel des Krieges dulden. Dieser Ausruf drängt sich jedem auf die Lippen, der noch als Mensch fühlt, während er diesen Roman liest. Und wenn er ihn aus der Hand gelegt hat so geht er ihm noch tagelang nach.

*

Ich habe alle Achtung vor dem Kriegsbroman der Bert
v. Guttner und vor den Kriegsnovellen Detlefs von Lilien-
cron. Walter Bloem hat ihnen aber den Rang ab-
gelaufen.

*

Ein großes Kunstwerk haben wir ja in diesem Schlüssel-
roman, der unverkennbar die Züge des Königs
Ludwig II. von Bayern trägt, nicht vor uns.

*

Es ist schier ein Uebereifer des Erzählens in diesem Dich-
ter, der .. ihn auch zu einer stilistischen Flüchtig-
keit verleitet, die saloppe Ausdrücke gerade dort
manchmal durchrutschen läßt, wo wir künstlerische Plastik
gewünscht hätten.

*

Das tragische Schicksal eines jungen jüdischen Rechts-
anwaltes, der sich für eine professionelle Verbrecherin ge-
gen das keimende Leben einsetzt.

*

Er (Robert Michel) schwankt zwischen Allüren der Mo-
derne und einem ebenfalls nicht echt wirkenden simplen
Fibelstil, der da und dort gefährlich ins Banale
überschlägt.

*

Die Sprache fließt in einem bilderreichen Strom, trunken
vom eigenen Wort und doch vortrefflich in der Plastik. Da-
zwischen schnalzt dann plötzlich ein Feder Peit-
schenknall...

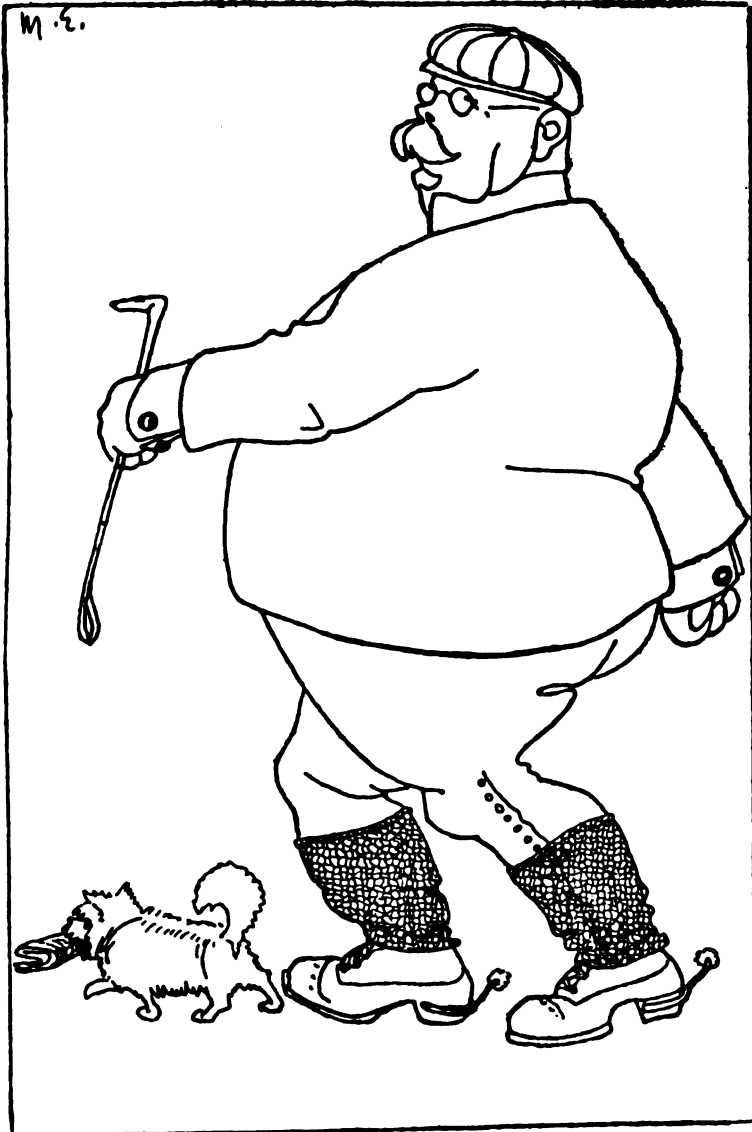
*

Was hätte aus diesem Stoff ein großer Satiriker machen
können! Dauthendey ist über eine phantastische Gro-
teske nicht hinausgekommen, die noch dazu ziemlich verzeich-
net ist und mit vom Zaun gebrochenen Geschmack-
losigkeiten arbeitet.

*

Ich habe diese Dichtung in einem Zug gelesen, vielfach
wie von einem innern Zwang getrieben laut gelesen.
Und ich hatte schließlich den großen und andachtsvollen Ein-
druck davon, als ob ich dem Spiel einer mächtigen Orgel

(gez. von Max v. Esterle.)



Alma Mater
Oenipontana V.

Professor Thomas Friedrich.

mit allen ihren Registern gelauscht hätte. (Max Geißler „Das Tristanlied“.)

*

Wir sollten viel mehr gute Gedichte lesen, als es geschieht, weil wir uns sonst manchen innern Wert rauben, der uns leicht zuteil werden kann.

*

Sie schafft namentlich in dem Helden, der schuldlos die Verachtung eines Judas trägt und schließlich daran zugrunde geht, einen so mächtigen Charakter, daß — mancher froh wäre, wenn er so was auf die Bühne zu stellen hätte.

*

Es hat mir immer für ein Zeichen besonderer Begabung gegolten, wenn ein Dichter selbstherrlich über die Jahrhunderte schaltet, wie mit einem Runenstab die Schatten der Vergangenheit etc.

*

Wenn man keine Brücke findet, dann muß man springen.

*

Die Satire resultiert deshalb eigentlich aus der Freude an der beobachteten und richtig erfaßten lustigen Situation.

*

Keine Situationskomik. Wie trefflich ohne dieses Requisit auszukommen ist und wie man sich doch durch drei Akte glänzend unterhält, dieses Problem hat Ettlinger reslos gelöst. Ettlinger hat ganz entschieden das Zeug zum feinen Lustspiel.

*

Wir plätschern mit Behagen in dem satirischen Humor dieser Szenen, ob uns der Dichter nun in ein Literatenkaffee führt, uns an einer spiritistischen Sitzung oder an einem Begräbniß teilnehmen läßt...

*

Köstliche Charakterzeichnungen schöpft Pressber aus der menschlichen Menagerie gewisser moderner Literatenkreise, die unter dem Sammelbegriff der seit jeher unsterblichen Sippe der Nichtskönner, Neider und Nörgler am besten gekennzeichnet sind. Der Roman Pressber's, in dem der

Humor eine durchaus glückliche Ehe mit einer gesunden Satire eingegangen ist &c.

*

Ich kann den lebendigen Impuls, der mir aus diesem Werk entgegenströmte, nur mit dem Eindrucke der unmittelbaren Nähe Goethes vergleichen, den ich bei meinem ersten Besuch des Goethe-Hauses in Frankfurt empfang.

*

Was einst viele Gemüter erbaute, ist in seiner unfreiwillig komischen Naivität für uns Menschen von heute eine ganz drollige Lektüre. Diese Heiligen mit ihrer Angst vor den Umstrickungen der bösen Welt wirken vorwiegend recht belustigend.

*

Es war ein ebenso glücklicher als aussichtsvoller Gedanke, die Autoren des Verlages L. Staadmann zu einer Anthologie zu vereinigen. Julius A. Wenzel hat das in seiner Sammlung „Vom freudigen Schaffen. Eine Anthologie aus unseren Tagen“ unternommen. (Leipzig, L. Staadmann.) Zwanzig Dichter finden sich da in einer geschickten und mit gutem Geschmack getroffenen Auswahl vereint: Bartsch, Dreesen, Otto Ernst, Ertl, v. d. Gabelenk, Geißler, Ginzler, Greinz, Hans Hart, Heubner, Müller-Guttenbrunn, A. De Nora, Ostini, Rosegger, Schönherr, Schöttler, Schredenbach, Söhle, Spielhagen, Terramare. Namen, die den verschiedensten Zweigen dichterischen Schaffens angehören und die trotzdem ein gemeinsamer großer Zug verbindet: die aufrechte und stolze Lebensbejahung, eine Weltanschauung, die fern ist von allem tränkenden Pessimismus, von jeder dekadenten Richtung. Die Novelle und Skizze herrscht in dem Bande vor. Heimatkunst und Humor, Schalk und Laune, Gemütsstiefe und feine Stimmungsmalerei, Lebenswahrheit, Mark und Kraft geht durch dieses Buch. Es ist ein gesundes Buch, ein mannhafter gemeinsamer Aufstieg zu den wahren Höhen der Dichtkunst, wo es keinen Firlanz, keine Pose, nichts Gemachtes und Unempfundenes gibt. Was in diesem freudigen Schaffen sprudelt, das sind eigene Quellen, die zu einem mächtigen Strome zusammenfließen. Keine trüben Fluten, kein reizendes Wasser. Ein

klarer Wellengang, in dem sich reiche Ufer und die Sonne eines lichten Tages spiegeln. Diese Anthologie ist wie selten eine berufen, ein Volksbuch zu werden, wozu ja auch der staunenswert billige Preis (1 Mk. 80 für den hübsch gebundenen umfangreichen Band) beitragen wird. Möge dieses echt deutsche Buch eine Verbreitung nach vielen Tausenden finden. Sein Inhalt kann nur freudige Erhebung bringen und einen frohen, lebensbejahenden Widerhall in der Seele des Lesers.

*

Keine Höhen, zu denen wir aufstarren. Alles ist uns nah. Wir sind mitten drinnen.

*

Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich diese stumme Tragödie im Hochgebirg weinend zu Ende gelesen habe. Daß soll dem alten Rosegger einer nach machen! Der ist noch viel jugendkräftiger als so manche andere, die sich jung heißen. Und wie verschwindet alles Uebermenschen-tum &c.

*

Das ist goldener, sonniger, aus dem Innersten quellender Humor, der die Dinge der Welt nicht mühselig wickelnd mit einer künstlichen Blendlaterne beleuchtet.

*

Man liest mit dem innigsten Vergnügen die Gründung des Burschenvereines Ramlsing unter der Aegide des braven Pfarrers Wamperl... Es ist echter bajubarischer Humor, der in diesen drolligen Epöden liegt, jene olympische Wurstigkeit, die mit voller Seelenruhe über all die „Pazi“ lacht, die auf unserer Erdrinde krabbeln und eine mehr oder weniger ausgiebige Rolle spielen. Der Humor A. De Nora's ist breit, behäbig, in seinen Pointen massig und kraftvoll zutreffend. Rein stichelnder Humor, nein, ein Hammerschlag auf den Nagelkopf, ein Maßkrug auf den Schädel des Gegners. Ein erquickender (!) Humor, der restlos befriedigt und keinen bitteren Nachgeschmack hinterläßt.

* * *

Kurz, ein Humor, dem nur geborene Kluibenschädel gewachsen sind. Glückliche Meister dieses freudigen Schaffens! Tränen der lachenden und Tränen der weinenden Seligkeit, beides fließt ihnen im Maßtrug ihrer Weltbetrachtung zu jenem edlen Naß zusammen, an dem sich die Gemüts-tiefe des Pöbels berauscht und Prosit ruft. Kein Wunder, daß Herr Greinzens Begeisterung sich bisweilen übernimmt, wo es gilt, jene mark- und kraftvolle Staaßmannschaft zu feiern, zu der er selbst gehört und deren Reden, wie wir hörten, ein gemeinsamer großer Zug, eine ideale Gütergemeinschaft verbindet: die sentrechte stolze Lebensbejahung, eine robuste optimistische Weltanschauung, ein mannhaft vereinter gradus ad parnassum und was dergleichen Ideale mehr sind, die diesen großen Zug ins Allgemeine haben. So trefflich aber Herr Rudolf Greinz als Lokomotivführer dieses idealen Güterzugs am Plaze sein mag — wenn er diese seine ursprüngliche Bestimmung zu vertuschen und die Zugkraft seiner Aktion dadurch zu steigern sucht, daß er sich im selben Zug zum Blitzzugsführer durch die deutsche Literatur des letzten Jahres aufwirft, so wird die Situation „kritischer“, als es in seiner Absicht lag, und es erwächst einem die Pflicht, ihm mit jener Blendlaterne heimzuleuchten, die auch der sonnigste Humor nicht in den Schatten stellt. Und da der flinke Urheber dieses pfiffigen Betriebsmanövers vollends keine andere Legitimation vorweisen kann als seine fettgedruckte Ehrlichkeit, so muß er sich gefallen lassen, daß der „dürre“ Wiß, den seine behäbige Geistverachtung im Schweiße ihres Humors bespöttelt, mit „olympischer“ Wurstigkeit im Bremserhäußl Platz nimmt. Nicht um zu verhindern, daß der Staaßmann'sche Gütertransport ungefährdet ans Ziel seiner geschäftlichen Bestimmung gelange; im Gegenteil, um ihm den Umweg über Stationen zu verleiden, die nicht auf seiner Allerwelts-Route liegen. Um kusch zu rufen, wenn Herr Kassian Kluibenschädel zu flüchtigem Aufenthalt Namen wie Liliencron, Heinrich Mann, Dauthenden, Bédier und — Nietzsche ausruft. Daß es in jenem kurz abfertigenden Ton geschieht, der einem rechtschaffenen Schaffner, der seinen Fahrplan und die Instruktion im Kopf hat, stets von Herzen kommt, ist ein zu schwacher Trost für die Enttäuschung, daß einer, der mit seinen innigsten Gefühlen nach Ramlings tendiert, diese

Namen überhaupt im Munde führt. Ist doch an diesem literarischen Kurzbuch des Herrn Greinz nichts verdienstlicher als das, was er entschuldigen zu müssen glaubt: die notgedrungene Unvollständigkeit, die willkürliche Beschränkung seiner Auswahl. Aber wenn schon so viele unberücksichtigt blieben, die eine Würdigung durch Herrn Greinz nicht minder verdient hätten als die Staaßmann-Autoren, die alle gewissenhaft herausgestrichen sind, warum, so fragt man sich, mußten Dichter zu billigem Aufpuß herhalten, die im Umkreis dieser kritischen Rundschau ein Recht auf Ignorierung, nicht bloß auf Bagatellisierung hatten! Wie kommt der unbulgäre Glanz ihrer Namen dazu, von einem Spiegel deutscher Literatur eingefangen zu werden, aus dem nichts herauschaut als die unverhüllte literarische Physiognomie des Herrn Greinz und der verschleierte Reklame-Trick eines Verlegers! Wozu diese Verstatthung eines kommunen Betriebs! Erstes bis vierzigstes Tausend steht auf diesem Dokument einer großzügigen Geschäftsbejahung. Es kostet 20 Pfennig. Das ist billig, wenn man der Versicherung des Herrn Greinz Glauben schenken will. Aber es ist unbillig, wenn man die Firma Staaßmann einen idealen Unternehmungsgeist betätigen sieht, dem nichts so sehr am Herzen liegt, als die „großen Massen des Volkes“ für die zeitgenössische Literatur zu interessieren — und wär es auch nur zu dem Zweck, um dieses Interesse möglichst unauffällig hinter's Licht der eigenen Interessen zu führen. Dieses Recht läßt sich der rührige Verlag nicht nehmen. Um keinen Preis. Er läßt's dafür den Leser etwas kosten. Kostet es, was es wolle.

Ludwig von Fiedler.

I. Literarischer Abend des „Brenner“

Innsbruck, kleiner Stadtsaal

Donnerstag, 4. Jänner 1912

$\frac{1}{2}$ 8 Uhr abends

VORLESUNG KARL KRAUS aus eigenen Schriften

I.

**DER BIBERPELZ
DER TRAUM EIN WIENER LEBEN
DIE WELT DER PLAKATE
(Satiren)**

II.

**DIE CHINESISCHE MAUER
(Essay)**

Sitzplätze zu 3.50, 3.— und 2.— Kronen
Stehplätze 1 Krone.

Studentenkarten (gegen Vorweis der Legitimation) 60 h

* * *

Kartenvorverkauf ab 28. Dezember in der Papierhandlung
Max Jeggle am Burggraben

Schriftliche Vormerkungen auf Sitzplätze nimmt der
Brenner-Verlag, Karlstraße 4 entgegen

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG
erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER
UNSICHERHEITEN

Streifzüge eines Einsamen.

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Werke von Hermann Wagner.

DIE ROTE FLAMME. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M 3.—.

DIE FEINDLICHEN MÄCHTE. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M. 3.—.

DAS LÄCHELN MARIÄ. Roman. Axel Juncker Verlag, Berlin. — Preis geh. M 3.—, geb. M 4.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

== Telephon Nr. 34 ==

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr. 27

O. Wilfling

Juweller und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker
und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

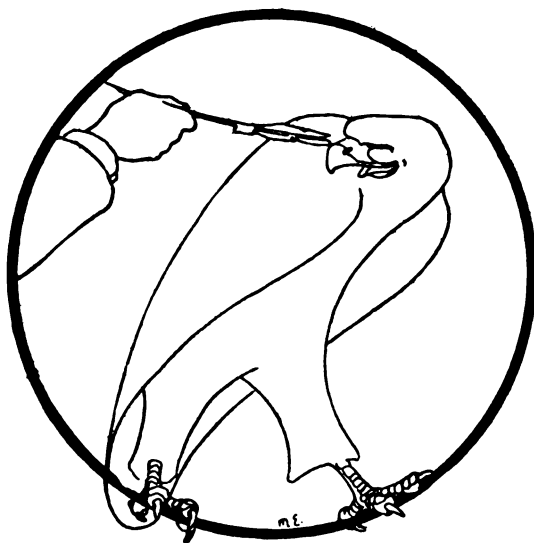
Telephon Nr. 1801

liest über 100 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. Prospekte gratis und franko.

Für Weihnachten empfehlen wir:

TIROLS KORYPHAEN

ERSTE FOLGE



KARIKATUREN VON MAX ESTERLE

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

Preis K 1.80.

II. Jahr.

Heft 15.

Der Brenner

Halbmonatschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Philister / Ludwig Seifert:
Widmung / Peter Scher: Der Mann vom
Biz Popena / Karl Schoßleitner: Das Blau-
bart-Thema / Hugo Neugebauer: Oliven /
Hartmann: Brigner Chronik XI / Benedikt:
Junsbrucker Kunstschau XIV / Karikaturen-
folge 39: Max von Esterle: Heinrich Kühn.

Brenner-Verlag-Junsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1.75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Dasselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verboten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.
Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel. Schreibmaschinen: Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 1. Jänner 1912. Heft 15.

Philister / von Carl Dallago.

urch herbstliche Wälder streifend, die in ihrem Farbenzauber ungemein wohlthuend auf mich wirken, sinne ich nach über den Begriff Philister. Es eilt mir nicht mit seiner Feststellung. Vielleicht komme ich auf Umwegen zum Ziel.

Ich frage mich: Könnte ein Philister meine Lebensweise aufnehmen? — Er wäre todunglücklich. Könnte er Einsamkeit aushalten? — Er würde toben. Könnte er nachsinnen über Dinge, die keinen Vorteil bringen? — Er will doch kein Narr sein. Was will er denn? Er will s c h e i n e n und darum nicht allein sein. Wenn er nur nicht an sich und die Dinge mit nutzlosem Denken heranzukommen braucht! Wessen er bedarf, ist: die Gesellschaft und das praktische Vorwärtkommen mit allem, was drum und dran hängt. Er will das Dasein gesichert. Er stellt es sich vor als etwas zwischen vier Wänden und gut eingerichtet. Er stellt sich auch das Jenseits noch so vor, wo er daran denkt. Und er denkt daran, wenn es ihm hier weniger gut geht. Seine Verankerung liegt in der Menge. Daß viele da sind, die wollen wie er: es gibt ihm seine Sicherheit. In der Mehrheit lebt er, ist er zu Hause. So ist ihm das Herkömmliche — das Konventionelle, als das Diktat der Vielen, auch Leitstern und prägt ihm sein Verhalten und weist ihm die Wege zu seinen Zielen. Und diese sind: Wohlleben und Ansehen. Aber er denkt nicht, sich beides nur durch Fähigkeiten zu verdienen. Er fragt sich so: Was verleiht nächst dem Gelde Wohlleben, Rang, Ansehen?

— Die Gesellschaft. Sie wird ihm daher erste und letzte Instanz für sein Tun. So empfängt der echte Philister sein Leben gleichsam erst von der Gesellschaft: es ist ihm seine Geltung bei ihr. Die Folge ist: er hascht emsig nach lauter äußerlichen Dingen. Er feilscht um sie, erhandelt sie sich, tauscht sie ein für sein Betragen — für sein Sichfügen — für sein Sichverwendenlassen. Er hat kein Gefühl dafür, daß ein so Erreichtes am Menschen totes Gewicht ist; ihm macht es erst den Menschen aus. Sein ganzer Mensch ist auf Einnahme gestellt, nichts an ihm auf Abgeben. Er weiß nichts vom Glück des Lebens — nichts von der Natur, an der alles Abgeben ist; die vielleicht zerstört, um immer wieder geben und verschwenden zu können. Er gibt nur, um mit Gewinn zurückzuerhalten. So spendet er nur dem Wohlhabenden und drückt sich vor der Armut, mag er an äußerem Gut noch so reich sein.

Hier schaue ich den notwendigen Gegensatz zum Philister im schöpferischen Menschen. Das Gegensätzliche an diesem erstreckt sich auf alles: auf Ziele und Trachten, auf Tun und Lassen, auf Charakter und Wesen, auf die Ausatmung seines ganzen Menschentums. Zugleich zeigt sich mir, daß es heute keinen eigentlichen Philisterstand oder -Beruf gibt, daß der Philister jeden Stand und jeden Beruf einnimmt, daß er wahrscheinlich in den sogenannten gebildeten Berufen beinahe die Regel und der Nichtphilister die Ausnahme ist. Aber wie die Regel die Ausnahme erst wertvoll macht, so die Philister-Menge den vereinzelt Nichtphilister in jedem Berufe. Auch im Künstler- und Dichter-Beruf. Denn die wenigen Berufenen werden auch hier von den vielen Unberufenen überwuchert. Die geregelte Buhlschaft von Presse und Gesellschaft, der Herd und die Brutstätte des Philister-tums, ist auch hier bestrebt ihre Wesensverwandten, die Unberufenen, gegen die Berufenen auszuspielen. Daher das Sichbreitmachen des Philisters auch in der Kunst. Der lez-

barste Teil der Kunst, die Literatur, offenbart es in unerquidlicher — ja oft wüster Deutlichkeit.

* * *

Es mögen in der heutigen Gesellschaft alle Abstufungen vom gemeinen Philister bis zum schöpferischen Menschen vorhanden sein. Der wahrhaft schöpferische Mensch aber gehört nicht mehr der Gesellschaft an. Daran ist nichts zu ändern. Es mag manchmal wie unbewußt sein, weil er sich selber darüber noch nicht Rechenschaft ablegte. Er mag auch in der Gesellschaft weilen. Er mag sogar von ihr Huldigungen hinnehmen. (Es kommt selten genug vor.) Sein inneres Menschentum, die Quelle seines Schöpferischen, berührt es nicht. Das ist außerhalb der Gesellschaft verankert. Freude und Schmerz des schöpferischen Menschen, und mit ihnen sein Tun und Lassen, sind den Händen der Gesellschaft völlig entwunden. Wo das nicht zutrifft, ist das schöpferische Element noch nicht reif oder stark genug, oder es ist bereits angekränkelt und verdorben.

Das schöpferische Element kommt der Gesellschaft nicht entgegen. Es ist feindliche Witterung da. Je mehr sie sich gegenseitig entblößen, um so größer werden die Gegensätze. Das schöpferische Element treibt der Menschwerdung zu: es eröffnet in den Menschen wieder den Menschen. Die Gesellschaft treibt von der Menschwerdung ab: sie verschließt und unterdrückt in den Menschen den Menschen. Wo ein großer schöpferischer Mensch auftritt — sei es Satmench oder Künstlermensch —, geht er über die Gesellschaft hinweg wie über Schlafen — wie über Ueberbleibsel ausgebrannter Leben. Es muß so sein, denn, wer das Ansehen der Natur in sich trägt und lebt, gewahrt die ganze Nichtigkeit des Ansehens der Gesellschaft als eines Angelernten und Vereinharten. Die Gesellschaft ist das Erste, das vom schöpferischen Menschen überwunden werden muß.

Ist einmal soviel erkannt worden, verspürt man — oft bis zur schmerzvollen Greifbarkeit — bei weiterem Hineinsehen in das Leben der Gesellschaft: Der Mensch bringt nicht mehr zum Menschen durch. Sein Dasein empfängt das Leben nicht mehr vom Quell. Es hat sich um sein Menschentum eine gleißende Kruste — eine auffaugende Umpanzerung gebildet, die alles Leben in Empfang nimmt, trübt und verflacht und so erst weitergibt. Diese Umpanzerung ist die Vermittlung. Sie ist in der Religion da, in der Kunst, im Leben. In der Religion ist es das dogmatifizierende Element, die Kirche; in der Kunst das profanierende, die Presse; im Leben das rationalisierende, die Gesellschaft. Ueberall bedeuten die drei eine Veräußerlichung — eine Verschneidung — eine Verengung. Wo sie lange Zeit ungestört ihr Handwerk treiben, entstellen sie oft die ursprünglichen Begriffe bis zur Unkenntlichkeit. Im Menschentum des schöpferischen Menschen leben diese Begriffe neugeboren wieder auf. Seine Schöpferkraft spiegelt die Ursprünglichkeit. Und es werden langsam die Schäden und Entartungen erkannt, die derartige Vermittlungen am ursprünglichen Stand des Menschen und der Dinge angerichtet haben. Es gilt nun die eigene Sichbefreiung: die Ausscheidung solcher Vermittlung. Dann erst bringt der Mensch wieder zum Menschen durch.

* * *

Der Philister hat sich durch die Presse in der Literatur eingebürgert. Heute findet er in dieser bereits sein Gedeihen auf Kosten des schöpferischen Schriftstellers — auf Kosten des Künstlers und Dichters. Die rapide Zunahme der Romanschreiber, die ihr Geschäft in der Literatur machen, spricht deutlich genug. Sie zeichnen sich im allgemeinen dadurch aus, daß sie niemals einen eigenen Gedanken haben. So verursachen sie keine Störung dem Hergebrachten, und die Gesellschaft hat nicht zu befürchten, daß von ihnen

an das eingefärgte Menschliche gerührt wird. Taucht als Ausnahme da oder dort einer auf, der dieses Menschliche in Typen, die der Gesellschaft nicht angehören, künstlerisch zur Darstellung bringt, so findet man vielleicht an ihm interessant die Vorführung vom Wesen und Treiben so fernstehender halbberwilderter Menschen. Daß der Künstler in ihnen sein Menschentum unterbringt — seinen Hang nach Menschentum, den er in solcher Form als ein Lebendiges und Wertvolleres der Gesellschaft entgegenstellt, das bemerkt niemand und will niemand bemerken. Presse und Gesellschaft, blind vor Dünkel, sehen immer nur Fortschritt und müssen so sehen, um das Verlogene und Verfallene ihres Tuns vor sich selber zu verbergen.

In den bildenden Künsten ist es noch leichter von den Vermittlern der Kunst getäuscht zu werden. Der schöpferische Künstler dringt hier vielleicht eher durch. Aber man liest von ihm nicht das Schöpferische ab, sondern hält sich nur an das Ueßerlichste. So gilt heute noch bei Markt und Presse Giovanni Segantini als der Maler des Engadin oder des Hochgebirges. Daß seine Seele in seinen Bildern lebt, die darauf ausging die Natur dem Menschen zurückzuerobern und dem Menschen das Endlose, das ihn mit allem Rätselhaften in Verbindung setzt: das kann weder Presse noch Gesellschaft brauchen. Anderen Maler-Künstlern ergeht es nicht besser. Und doch ist vielleicht gerade im Malerischen das Künstlerische erst dann vorhanden, wenn es der Darstellung gelingt, dem Dargestellten die Begrenzung zu nehmen. Ist doch das schöpferisch Künstlerische wie eine Einverleibung in das Rätselhaft-Endlose durch das Wesen der eigenen Persönlichkeit. Damit doch haben Presse und Gesellschaft nichts zu tun.

Hier lehre ich zum Philister in der Literatur zurück. Er ist bereits sesshaft in ihr. Seine freieste Spielart weist noch genug Gegensätze auf zum schöpferischen Menschen. So sieht

einer dieser freien Gattung in der heutigen Zeit einen wahren Segen für den Dichter. Sogar in der Provinz. Und meint: „Kein Fluch mehr ist die Poesie... und wer ihr Zeichen auf seiner Stirne trägt, der ist nicht mehr verfehmt. Der neuen Zeit haben sich auch die Bergtäler... nicht länger verschließen können, und mit ihrem Einzug ist der mißtrauische Haß gegen die Poeten von selbst allmählich verstummt.“

Ich sage mir dagegen: Vielleicht, wenn sich unsere Bergtäler dieser neuen Zeit mehr verschlossen hätten, wäre heute das Schrifttum, und mit ihm die Dichtung, nicht auch bei uns in die Hände so vieler Unberufener geraten. Die sind freilich nicht verfehmt. Nie und nirgends. Aber der schöpferische Schriftsteller, der Dichter, hat in unserer veräußerlichten, geregelten Zeit vielleicht einen schwereren Stand als je. Denn das Schöpferische ist es, das verfehmt. Es reiht die Luft auf zwischen sich und allen herkömmlichen Beständen, die ihm ein getrübt und vielfach ein Erstarrtes, ein Totes, bedeuten. Und so ein Schöpferisches bringt neues Blühen, gibt neues Leben. Das isoliert, das schafft Distanz. So verfehmt sich einer, der Schöpferisches gibt, gleichsam selber. Sein Verhalten, das seine Seele ausströmt, ruft in der distanzierten Gesellschaft die Achtung hervor. Denn so einer nimmt nicht nur nicht den Platz ein, den ihm die Gesellschaft bereit hält, sondern er hat in sich für die ganze Gesellschaft keinen Platz übrig. Daher wird es immer noch so sein: daß so einer „das Zeichen auf seiner Stirne trägt“ —, daß gegen ihn „der mißtrauische Haß“ da ist, — daß er sehr vereinzelt steht. Die gegenteilige Ansicht, die journalistischen Vermittler-Naturen und Gesellschaftsmenschen eignet, sieht und wertet eben das Verwandte, den Philister, noch am Dichter. Und es läßt sich nicht leugnen: Es überkommen auch den schöpferischen Menschen schwache und müde Stunden, die ihn willig finden, dem Philisterium zu opfern. Doch das ändert an der Sache nichts.

* * *

Wie weit das Philistertum bei uns bereits die Literatur angefressen hat, bekundet mir der Aufsatz „Der Verbrecher in der Literatur“ von Karl Hans Strobl im „literarischen Echo“. Herr Strobl will dartun, daß der Verbrecher in der Literatur bereits gesellschaftsfähig sei und nennt dieses Abancement „Amerikanismus“. Die ausgeflügelte ironische Tonart, die sich hörbar macht, scheint zwar daran Anstoß zu nehmen, aber es ist so vorsichtig getönt gesagt, daß, falls es Beifall fände, es auch ernst gemeint sein könnte. Dieses dem Publikum Unheimstellen der Bestimmung, wie etwas gemeint sei, ist immer verdächtig. So machte mir das Gehörte einen unangenehmen Eindruck. Was will er?, fragte ich mich. Ich fühlte, da vermute ich einer seine Gesinnung. Und der unangenehme Eindruck verstärkte sich. Es ist alles auch viel zu fesch und schneidig dargeboten. Die einschlagendsten Gemeinplätze marschieren vor einem auf, stramm und sicher aneinander gereiht. Der laute Schritt der Sätze scheint einen inneren Mangel übertönen zu wollen. Es ist gewiß die Arbeit eines Könners!

Hier erinnere ich mich, seinem Namen in den Hefen der Könner-Zeitschrift „Licht und Schatten“ bereits begegnet zu sein. Er trat darin auf in den mannigfachsten Kostümen. Der Mann muß ungemein geübt sein im Scheinen — im Vortäuschen. Und da erkenne ich den Philister. Jetzt fällt mir auch ein, wie ein Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ einmal einen „Meisterroman der Phantastik“ anpries. Der war auch von ihm. Das Feuilleton aber war so elend dilettantisch, daß ich vom „Meisterroman“ auch genug hatte. Daß Herr Strobl die Phantastik und das Spannende liebt, glaube ich gern. Er mag als Rollenstudierender auch fleißig hinter Edgar Allan Poe her sein. Das abenteuerlich Phantastische imponiert ja dem großen Publikum, und als Rolle ist es ungefährlich. Wenn aber so einer ein wichtiges Gebiet der Literatur und des Menschentums mit seinen kostümierten

Scherzen betritt, dann möchte man abwinken. Daß geübtere Ohr erhört zu leicht aus der Schneidigkeit und Sicherheit des Auftretens das umwickelte Geflüster.

Im Aufsatz liest sich: daß Schiller „katholischer Moralist“ — und daß seine Ethik „ausgesprochen dualistisch“ ist; daß Nießsche „die kraftvollen, bedenkenfreien Verbrechernaturen der Renaissance“ bewundert; daß in der Romantik, „in diesem Kreis wildwüchsiger Individualitäten“ genug Dinge vorgingen, „die dem braven Zeitgenossen die Haare zu Berg stehen ließen“. Und noch mehr derartiges, untermischt mit Flunkerschüssen, wie: „Der Fall Schiller illustriert die künstlerisch-ethische Grundanschauung der Literatur von zweieinhalb Jahrtausenden“ — oder „Verbrechertum ist Lebendigkeit in ihrer leichtesten fäkalischen Form“ — oder „Im Alltagsleben, im gleichförmigen Gang der Ereignisse — es ist immer, als warte der Verbrecher in uns auf seine Gelegenheit“ — oder „In der Schwarz-Weiß-Manier von Anno dazumal stand er ganz im Schatten, dann kam die Zeit des Helldunkels, da man seine Seele suchte und den Menschen in ihm, jetzt steht er ganz in Glanz und Glorie. Kürzeste Formel: früher wurde der Held zum Verbrecher, jetzt wird der Verbrecher zum Helden“. Und der Held zum Philister. Diese wichtige Ergänzung bleibt uns Herr Strobl schuldig. Dafür fährt er fort darzutun, wie er mit allem Neuesten auf diesem Gebiete auf vertrautestem Fuße steht, und harrt in dieser stattlichen Geste aus bis ans Ende, wo er dem vermeintlich neuesten Verbrechertyp in der Literatur noch einmal den Glanz seines Witzes schenkt: „Dem smarten Amerikaner — —, dem Virtuosen in seinem Fach, — — dem die halben Millionen zufliegen und — nicht zu vergessen — die Misses“. Vor Schluß huldigt Herr Strobl eiligst noch der deutschen Gemütsiefe, die er Mutter Wolfen in Gerhard Hauptmanns „Biberpelz“ nachrühmt. Aber man hat das Gefühl, als wolle er, wie bisher, mit seinem Wissen und Können,

nun auch noch mit seiner deutschen Gemütsiefe flunkern.

So erst mich ins richtige Verhältnis setzend zum Gelesenen, lese ich nochmals den Anfang des Aufsatzes: „Seine Laufbahn begann ganz tief unten. Der Verbrecher ist ein Emporkömmling in der Weltliteratur. Er war verachtet, gehaßt, gefürchtet, gemieden und ausgestoßen. Sein Unbild war dem Guten ein Greuel, und wenn er ein Ende mit Schrecken nahm, so war Jubel und Zufriedenheit allenthalben. Irrend wie war er von Gott gezeichnet oder der Böse hatte ihm sein Kennzeichen aufgeprägt. Rothaarig, bucklig, hinkend oder schieläugig wanderte er durch das Leben, und wer Augen hatte zu sehen, der konnte nicht im Zweifel sein, daß diesem abschreckenden Aukeren eine gleich abscheuliche Seele entspreche. Jetzt aber bewegt er sich mit voller Sicherheit im Salon, trägt Frack und Smoking genau nach der Vorschrift, durchbrochene Seidenstrümpfe und eine Kamelie im Knopfloch. Im Gegensatz zu anderen Emporkömmlingen könnte man ihn für den Aristokraten halten, für den er sich oft genug ausgibt.“

Und nun finde ich in Herrn Strobl selber die Lösung dieser romantischen Darstellung. In ihm geschah das vermeintliche Emporkommen des Verbrechers, nicht in der Zeit und Literatur. Zuerst als Kind sah er den Verbrecher so, wie er ihn uns zuerst schildert: er hatte es vom Hörensagen. Nachher ward das Kind Schuljunge, wuchs und lernte und wurde Amtsperson, dann Gesellschaftsmensch, zuletzt — Philister in der Literatur. Der schrieb den Artikel und sieht den Verbrecher in Smoking und erinnert zugleich selber sehr an den smarten Amerikaner, „der ein wohl assortiertes Lager von Paradoxen und Aphorismen hat (im Wilde'schen Ausverkauf billig erstanden)“ oder sonstwo.

So kam diese literarische Verbrecher-Schaubude zustande, in der ein Könner seinen inneren Mangel ausstellt, den er dem Verbrecher zulegt. Wenn Herr Strobl ein Dichter

wäre, wenn er je einen eigenen schöpferischen Gedanken ausbrächte, dann hätte er seiner ausgestellten Wahrnehmung einen Sinn und Kern geben können. Sie würde dann vielleicht aussagen, daß in der Gesellschaft als Institution die Herkunft des Verbrechers zu suchen ist, daß das Verbrechen zumeist aus der gesellschaftlichen Ordnung hervorgeht, die ein Gewalttames am Menschen bedeutet. Daß sich Künstler und Dichter von jeher des Verbrechers annahmen, als eines innerlich Verwandten. Daß der Verbrecher so in die Literatur kam, wo immer es Literatur gab. Doch das alles fällt Herrn Strobl nicht ein. Über geistreich und alles-wissend und -könnend zu sein: welcher Philister gäbe sich nicht gern dafür aus? Und so flirrt Herr Strobl, der Gesellschaftsmensch, um den Verbrecher herum und läßt ihn schließlich als Elegant in der Gesellschaft heimisch werden. Es besagt: Er verphilistert sogar den Verbrecher. Es wäre das Faulste und Morsteste, was sich eine Literatur leisten könnte. Der Künstler und Dichter sträubt sich schon gegen einen solchen Gedanken. Der Verbrecher ist ihm immer noch im Grunde der Ausbruch eines Menschentums und nur ein Geseitertes in der Wahl der Mittel. Und immer ehrt er in ihm noch das Wachsen dieses Menschentums, das der Gesellschaft verloren ging. Aber heute wimmelt es unter den Literaten von Philistern und nichts, was sie berühren, ist vor Verphilisterung sicher. Es ist auch der Grund meines Verweilens bei einem Geschriebenen, das an sich belanglos wäre.

Wie es heute aussieht, ist aber die Gesellschaft bereits das brandende Meer, darin alles untertaucht, auch Künstler und Dichter, kaum daß noch bei diesem und jenem der Schopf sichtbar ist. Presse und Zeitschriften, alles Oeffentliche hilft mit das Philiströse hineintragen in Menschen und Dinge. Es erfrecht sich in der Literatur ein Ton umzugehen, der das Ausgesehte — das Alleinstehen — das Einsamsein — das Aushalten als ein Versagen bezeichnet, als ein Min-

derwertiges und Unzulängliches. Herr Strobl, der überall vom Laufenden nimmt, spielt ihn uns so vor: „Der Künstler von heute ist ein halber Geschäftsmann geworden, er hat einen Blick für „Konjunkturen“, er wünscht nicht durch wirre Lockenfülle und flatternde Krawatten aufzufallen. Die Peter Hille sind ganz seltene Vertreter einer aussterbenden Gattung. In der Großstadtboheme von heute verbleiben zumeist nur die, die es nicht weiter bringen, weil sie nicht können. Aber im Busen eines jeden von ihnen brennt die Sehnsucht nach einer Feuilletonredaktion oder nach einer Lektorstelle bei einem Verlag“. — —

Gut, mein Herr, es soll Ihr Recht sein, Künstler und Dichter nach I h n e n zu beurteilen. Gewiß doch ist, daß kein Künstler oder Dichter S i e n a c h s i c h beurteilen wird. Und wenn die Künstler und Dichter aussterben, so stirbt für diese Zeitweile auch die Literatur aus, insoferne sie mit Kunst und Dichtung noch zu tun hat. Der „Konjunkturen“-Mann kann sie bestimmt nicht ersetzen. Der ist nicht Künstler, da verwechseln Sie! Der ist Nur-Könnner. Der spielt überall seine Rolle gut: im Berufsleben, in der Gesellschaft, in der Kunst. Der Künstler nirgends. Der kennt keine Konjunkturen. Er ist Schaffender und hört nur auf sich und will nur sich anbringen. Demnach ist der Künstler und Dichter an keine Lebensweise gebunden, (auch der Lektor — sogar der Zeitungsredakteur kann Künstler — kann Dichter sein, wenn derlei Beruf auch sicher nie von ihm innerlich ersehnt ist) wohl aber an eine Denk- und Gefühlswiese: an die eigene. Wo die fehlt, ist etwas nie Kunst — nie Dichtung, mag es noch so könnnerisch und wissnerisch und schneidig vorgetragen sein.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Widmung / von Ludwig Geisfert.

Dir wünsche ich, daß eine weiche Hand
An einem Abend deine Stirn berührte,
Da deine Seele nicht den Frieden fand,
Nach dem — ich weiß — sie lange Sehnsucht spürte;

Daß deine Seele sich der Hast entleide
Und einmal, selig, ganz nur dir gehörte, —
Wie würdet ihr euch jubelnd grüßen beide
Gleich Freunden, welche lang ein Fremder störte!

Sie wird vielleicht ein leises Lied dir singen,
Dein eigen Lied, das du noch nie vernommen,
Des Alltags heiß're Stimme muß verklingen
Und eine große Stille wird dich überkommen.

Dann laß uns eine hohe Weihestunde
In weißer Winter einsamkeit erleben,
Ich zeige dich den Bergen in der Runde:
Wollt diesem Bruder eure Stille geben!

Der Mann vom Piz Popena / von Peter Scher.

ir waren den ganzen Vormittag auf der Umpezzaner
Dolomitenstraße gegangen. Wir kamen nur lang-
sam vorwärts, denn es war ein glühender Tag;
außerdem hatten wir, Clarissa und ich, das Kreuz auf uns
genommen, einem Priester — um mit seinen eigenen Wor-
ten zu sprechen — die Wunderwelt der Gletscher zu er-
schließen.

Er hieß Erich, stammte aus Dresden und war mit Clarissa
weilläufig verwandt.

Erich war ein guter Junge, der nur etwas leicht in einen Zustand taumelnder Naturbegeisterung geriet. Wir fanden es erstaunlich, daß er bei dieser Veranlagung noch nie in die Berge gekommen war. Aber wir beruhigten uns darüber, denn wir sahen, daß er das Versäumte mit Ausdauer nachholte.

Es war, ich gestehe es, etwas anstrengend für Clarissa und mich, seiner Naturbegeisterung stand zu halten. Er dampfte förmlich von Erdgeruch und fand für jede neue Erscheinung sogleich das adäquate poetische Bild.

„Seht nur,“ schrie er, als wir am Monte Piano standen, „seht nur den grauen Felsen — wie sieht er doch gleich —.“ Er grubelte einen Augenblick, dann jauchzte er: „Ich hab's! Er sieht aus wie ein Riese, dem ein Kübel voll Teig über den Kopf gegossen wurde.“

„Erich,“ schrie Clarissa, „du bist wirklich ein Poet!“ Fünf Minuten später brannte er darauf, den Namen einer kleinen Spitze in der Nachbarschaft des Piano zu erfahren.

„Es wird der Pianino sein,“ sagte ich eifrig. Aber da machte Clarissa hinter Erichs Rücken beschwörende Bewegungen; mir schien, ich sei doch wohl zu weit gegangen. Erich schwieg einige Minuten nachdenklich, aber da passierten wir die Rienzschlucht. Die „Zinnen“ tauchten auf, und vor uns, in der Ferne, funkelte am Boden der glasgrüne Spiegel des Dürrensees und in der Höhe die Eissfelder des Cristallo. Es war unzweifelhaft, daß dieser Anblick den Verstimmungsprozeß in Erichs Seele unterbrechen mußte, ehe noch die Bewußtseinsgrenze erreicht war. Er stieß schrille Jubelrufe aus, schüttelte uns beiden die Hände und fand überaus kühne und originelle poetische Vergleiche.

Unter solchen Abwechslungen wandelten wir, leuchtend und genießend, zwischen Bergen dahin. Die Sonne brannte — wie Erich bemerkte — das grüne Glas des Dürrensees zu Milliarden hüpfender Sterne; von dem schwarzen Turm

des Popena fiel ein breiter Schlagschatten scharf abgezirkelt auf das Schneefeld des Cristallo.

Erich, von allem diesen besinnungslos, taumelte bereits mit erheblichem Vorsprung vor uns.

Plötzlich rief Clarissa: „Sieh nur, Erich hat Anschluß gefunden!“

In der Tat: er unterhielt sich mit einem Mann, der am Rande des Sees auf einem Meilenstein hockte. Beide hatten die Gesichter dem Cristallo zugekehrt. Erich gestikulierte heftig, während der Fremde in der Haltung eines Skeptikers den Kopf wiegte.

Als wir ganz nahe gekommen waren, erhob er sich phlegmatisch.

Erich beeilte sich: „Mag, Clarissa — der Herr Doktor ist Berliner!“

Der Doktor verbeugte sich kurz, wobei er immer auf eine merkwürdig charakteristische Art den Kopf wiegte. Dann rutschte er auf seinen Meilenstein zurück und richtete wehmütig verärgerte Blicke auf die Gletscher.

Wir freuten uns natürlich sehr, hier oben einen Berliner zu finden. Der Doktor schwieg, starrte auf die Berge und beschäftigte sich mit seinem Zif.

Da meldete sich Erich: „Noch eine Überraschung —: der Herr ist Theaterkritiker.“

„Übrigens, Herr Doktor,“ begeisterte sich der unermüdliche Lyriker sogleich wieder und sein Gesicht leuchtete vor Freude über seinen Einfall, „übrigens müssen Sie zugeben, daß der große Regisseur“ — er hob pathetisch die Hand zum Himmel — „hier ein Meisterstück der Inszenierungskunst geliefert hat!“

Erich sah mit offenem Munde von einem zum andern. Er wartete bestürzt auf ein Kompliment. Aber nichts dergleichen geschah; nur Clarissa stammelte automatisch ihr „Erich, du bist — —!“

Hingegen geschah im nächsten Moment etwas Unerwartetes. Der Doktor, dessen Gesicht sich greulich verzerrt hatte, schnellte von seinem Stein hoch, spuckte aus und fauchte: „Der große Regisseur — hä — hä —!“

Wir fuhren erschrocken zurück. Erich duckte sich unter einer unsichtbaren Faust; Clarissa umkrallte meinen Arm.

Der Doktor grinste, ließ seinem Tit vollends die Zügel schießen, spuckte abermals aus und wiederholte: „Der große Regisseur — hä — hä —!“

Hierauf sank er wieder auf seinen Meilenstein, kratzte sich nervös auf dem Kopfe, brannte seine Schagpfeife an und machte eine einladende Geste. Wir gruppierten uns im Halbkreis um ihn.

„Sehn Sie da hinauf,“ begann der Doktor, indem er mit einer schlenkernden Handbewegung auf den Kristallo wies, „sehn Sie den Turm da — den Popena — wie wirkt er, he?“

Clarissa und ich sahen uns verlegen an, aber Erich fuhr gleich wie eine Rakete hoch: „Herrlich, herrlich, bester Doktor; der Schatten auf dem Schneefeld — er wirkt wie — wie . . .“

Der Doktor tikte höhnisch und fuhr fort: „Ich will Ihnen sagen, daß ich die Frauentürme in München geliebt habe, weil sie dem Piz hier — in der Form — einigermaßen ähnlich sind. Gott!“ — fuhr er nach einer Pause, während welcher er uns der Reihe nach über seine Brillengläser weg grimmig gemustert hatte, mit Leidenschaft fort — „Gott, was hätte ich hier nicht geliebt! Zehn Jahre lang bin ich, Jahr für Jahr, hierher geflohen, wenn es mir in Berlin zu bunt wurde... Ich kenne in den Dolomiten jede Spitze. Keine Gletscherspalte ist mir verborgen geblieben. Sehen Sie da hinauf —“ er wies aufgeregt wackelnd auf den Popena, der plötzlich, da die Sonne von einer Wolke verborgen wurde, schattenlos in düsterem Schwarz brütete, — „da oben bin ich vor acht Jahren beinahe umgekommen.“

Wir starrten alle drei ehrfurchtsvoll hinauf. Erich stammelte, blaß vor Bewegung: „Im Ernst — um Gotteswillen!“

Der Doktor schien unsere Teilnahme nicht zu bemerken, er fuhr, wackelnd und fauchend, wie zu sich selber fort: „Der große Regisseur! wurde da bemerkt — hä hä — daß ich nicht lache!“

Er wendete sich zu Erich, der etwas gedrückt aussah: „Junger Mann, so habe ich mich auch mal erhitzt. In den ersten Jahren — Gott im Himmel — was waren mir diese Berge! Gigantische Offenbarungen — das ist das mindeste, was ich sagen kann.“

„Sagen wir“, fiel Erich eifrig ein, „Offenbarungen einer gigantischen Inszenierungskunst — da Sie doch Theaterkritiker sind.“

Der Doktor krümmte sich. „Herr“, stöhnte er, „schweigen Sie! Sie wissen nicht, was Sie sagen!“

Wir starrten uns ängstlich an. Clarissa tupfte, hinter dem Rücken des Doktors, an ihre Stirn. Ich wick ihrem Blicke aus und blinzelte nach den Gletschern, über denen eben wieder die Sonne zum Vorschein kam.

Da plakte der Doktor mit der Frage heraus: „Kennen Sie Reinhardt? Max Reinhardt?“

Ich erbleichte. Erich stammelte: „Über gewiß — Herr Doktor — wen fragen Sie das!“

Der Doktor ließ seine scharfen Augen über die Brille weg im Kreise gehen. Sein Kopf wackelte überraschend schnell.

„Nun also,“ schrieb er uns ins Gesicht, „dann können Sie sich doch alles denken! Reinhardt hat das Universum inszeniert — niemand anders als Reinhardt. Wo Sie gehen und stehen, ist Reinhardt! Das hier aber“ — er war aufgestanden und bezeichnete mit einer ausholenden Geste den

ganzen Umkreis — „daß alles ist, nach Reinhardt — zweite Befezung!“

Er stützte sich erschöpft auf seinen Stod. Clarissa und ich saßen ihn besorgt unter die Arme. Die Gute flüsternte mit Tränen in den Augen: „Der arme Mensch“. Mir wirbelte der Kopf.

Da fiel es Erich, dem Lyriker, ein, sich gegen den Doktor zu wenden. Er schmetterte feurig los: „Ich gebe zu — ja, ich möchte darauf schwören — daß Reinhardt — als Regisseur — sozusagen — unvergleichbar — — — aber, lieber Herr Doktor...“

„Halt's Maul“, raunzte ich ihn an, „siehst du nicht, wie es um ihn steht!“

Erich schwieg beschämt, und dann redeten wir dem Doktor zu, mit uns zu kommen — wenigstens bis zum nächsten Gasthaus. Dazu war er denn auch bereit. Er schien nun, durch keinen Widerspruch gereizt, fügsam zu werden wie ein Kind. Nur als wir ihm sagten, daß wir ins Impezzo-Tal wollten, wurde er wieder auffällig. Sein Kopf titte mit unerhörter Geschwindigkeit; er bewegte andauernd verächtlich die Hand und schrie: „Fauler Zauber! Alles zweite Befezung! Reinhardt — nur Reinhardt!“

In diesem Zustand brachten wir ihn in das Gasthaus Cimabanchi an der roten Wand. Hier wurde er durch den guten Terlaner wieder so ruhig, daß wir ihn bereden konnten, mit einem gerade vorbeikommenden italienischen Fuhrwerk mit uns nach Cortina zu fahren.

Unterwegs wurde es ganz gemütlich. Wir unterließen es, mit Rücksicht auf den Doktor, die herrliche Abfahrt ins Tal auffällig zu beachten. Wir begannen vielmehr einen Skat, in dessen Verlauf es uns gelang, die Aufmerksamkeit des Doktors dauernd von der Landschaft abzulenken. Erich benahm sich dabei wie ein Mann.

So kamen wir bis kurz vor Cortina. Ich hatte Clarissa mehrmals ins Bein kneifen müssen, um laute Ausrufe ihres Entzündens zu verhindern. Da mußte es, als wir das Lärchenwäldchen vor der Stadt passierten, dem Rutscher einsalzen, mit einem Hinweis auf das Zuberbädertürmchen der Kirche uns stolz zuzubrüllen: „M Campanile!“

Es war, als ob der Doktor aus einem Traum erwachte. Er sah auf, umfaßte mit einem Blick die Landschaft — links die Cristallo-Gruppe, vor uns das grün leuchtende Gelände — und kreischte auf: „Hä hä — da sehen Sie — zweite Befehung — nichts zu wollen... Reinhardt! Reinhardt!“

Wir beruhigten ihn mit großer Mühe und brachten ihn im Hotel Silvana unter.

Ich telegraphierte am selben Abend: Professor Reinhardt, Europa. Erbiete im Interesse gemütskranken Kritikers sofortige erstklassige Neu-Inszenierung der Dolomiten. Scher.

Das traurige Erlebnis wirkte tief auf mein empfängliches Gemüt. Was war es nur? Die Halluzinationen des Doktors schienen mit unheimlich suggestiver Kraft auf mich einzustürmen. Als ich am nächsten Morgen vom Balkon des Hotels aus die Cristallo-Gruppe in ihrer ganzen Breite vor mir ragen sah, fühlte ich mich gleichwohl im Innersten erkältet. Eine geheimnisvolle Stimme raunte mir zu: Solltest du das bei Reinhardt nicht schon stärker empfunden haben?

Doch genug der Grübeleien. Ich höre Erich und Clarissa die Treppe heraufkommen; sie werden mir Nachricht von unserem Doktor bringen. Und dann das Telegramm! Heute muß ja wohl die Antwort kommen.

Es wird am Ende doch noch alles gut.

Das Blaubart-Thema / von Karl Schofleitner.

Müller und Wolf als individuelle Personennamen verraten so gut wie gar nichts von ihren Trägern und wenn sie einer Dichtung als Titel vorangestellt werden, bleibt der Phantasie noch immer die volle und uneingeschränkte Freiheit bewahrt. Dagegen umgrenzen historische Namen schon weitaus mehr und lenken die Erwartung für das Folgende in näher bestimmte Bahnen: Sie geben zumeist den charakteristischen Zeitpunkt an, mitunter auch das Lokale, überhaupt den realen Hintergrund und erreichen damit die größte Kraft und Präzision, der Phantasie Richtung zu geben und die äußeren Verhältnisse von vornherein anzudeuten und festzulegen. Eine dritte Gruppe von Namen wirft gleichsam ein Schlaglicht nach innen; ich rechne darunter solche wie: Don Juan, Ritter Blaubart oder der Graf von Gleichen und ähnliche. Bei diesen Namen ergibt sich mitunter ein merkwürdiges Widerspiel. Je sagenhafter und ungewisser ihre Herkunft ist, umso bestimmtere und spezieller ausgeprägte Erwartungen rufen sie hervor. Sie verraten schon von vornherein eine besondere Veranlagung und eine ganz bestimmte Stellungnahme ihrer Träger zu einem besonderen Problem und zwar in diesem Falle zum erotischen. Aus dieser verschiedenen Stellungnahme des Helden ergibt sich die charakteristische Eigenart jedes einzelnen dieser drei Stoffe.

Etwa so: daß einer die Frau, zu der er in erotischen Beziehungen gestanden hat, tötet, scheint für den Blaubart-Typus charakteristisch, daß einer nacheinander mit mehreren Frauen erotische Beziehungen eingeht für den Don Juan kennzeichnend. Die Mehrheit der Beziehungen bringt es wieder mit sich, daß der Don Juan eine Frau nach der

anderen verläßt, und zwar umso entschiedener, je stärker ihn ein neues Erlebnis anreizt und entflammt; er möchte sie am liebsten völlig abtun und vergessen und tötet sie gleichsam in sich. Der Blaubart, der sie wirklich und körperlich tötet, scheint nach dieser Betrachtung nur die physische Konsequenz zu ziehen, und insofern er nicht bloß eine Frau, sondern eine Mehrheit von Frauen tötet, gleichzeitig den Don Juan-Typus in sich zu schließen, wogegen er kaum etwas anderes gegensätzlicher und entschiedener ausschließt als den Typus des Grafen von Gleichen, der erotische Beziehungen mit mehreren Frauen zugleich unterhält — wie ich das Problem auffasse — und nicht nach einander wie der Don Juan, und sie nicht tötet wie der Blaubart, sondern mit ihnen lebt.

Damit wäre eine gegenseitige Unordnung dieser Themen vorgenommen und die Reihe angedeutet, deren Grenzstationen markiert werden durch den Blaubarttritt einerseits und seinen polaren Gegensatz, den Grafen von Gleichen anderseits. Zwischen diesen Grenzwerten treibt der Don Juan sein Wesen mit vielerlei anderen erotischen Unholden und Sonderlingen.

Diese Themen haben dabei das eine gemeinsam, daß eine Mehrheit von Frauen mit einem einzigen Manne in Konflikt gerät, und es wäre denkbar, daß ein und derselbe Frauentypus in einem Gleichendrama, einem Don Juan-Epos und einer Blaubartnovelle vorkäme. Das Schicksal der Frau würde sich dann in jedem besonderen Falle danach modifizieren, welchem Manne sie gerade gegenübergestellt wurde.

Die Männer könnte man aber keineswegs so einfach aus einem Werk ins andere transponieren, ohne daß der Gang der Geschehnisse von Grund aus verändert würde. Daraus ergibt sich: in diesen Stoffen sind die Männer das Primäre und Ausschlaggebende, die Frauen nur die Re-

flere und die Spiegel dieser Männer, nicht viel mehr als ihre Opfer, sie sind das Bestimmte, nicht das Bestimmende und kommen somit nur sekundär in Betracht. Es sind vor allem männliche Probleme, Probleme des Mannes, und seiner Schilderung muß der größte Raum zugewiesen werden.

Ich will versuchen das Blaubart-Thema in seiner Eigenart darzulegen und will mich dabei auf die Novelle „Prinz Blaubart“ beziehen, die vor einiger Zeit an dieser Stelle zum Abdruck gelangt ist, weil ich damit an vermutlich Bekanntes anknüpfen kann und zugleich für die theoretischen Erörterungen praktische Hinweise gewinne.

Vor allem aber wird es sich darum handeln, die seelische Struktur des „Helden“ zu erkennen und sein charakteristisches Spezificum herauszufinden, nach dem sich das Programm des Titels am zwingendsten erfüllt, oder anders ausgedrückt, die Frage zu beantworten: Wie kann ein Mensch dazu kommen, das geliebte Wesen zu töten und des weiteren töten zu müssen? Denn lieben, das Prinzip alles Lebens, und töten scheinen sich auszuschließen, wenn man nicht „Sadismus“ dazwischen ruft und dann glaubt, mit Schlagworten und modischen Ausdrücken etwas gewonnen zu haben, die erst recht wieder einer eingehenden Erklärung bedürftig wären. Ich will mich aber dabei nicht aufhalten und schrittweise fortfahren:

Daß einer eine Frau tötet, oder töten läßt, die auf ihn einen Mordversuch unternommen hat, scheint mir durchaus nicht charakteristisch; daß einer eine Frau tötet, weil er sie unerträglich findet und nichts mehr von ihr wissen will, könnte auch sonst noch vorkommen. Auf diese Art wird man vielleicht die Motivierung einleiten, um den Hörer oder Leser zum leichteren Mitgehen zu veranlassen; aber man darf dabei nicht stehen bleiben, denn bei dieser Begründung stünde noch immer die Möglichkeit offen, daß er das nächste Mal, oder vielleicht später, doch noch eine Frau finden

könnte, die keinen Mordanschlag auf ihn unternimmt und die ihm erträglich erscheint, und so wäre der Ausgang der späteren Erlebnisse von der Zufälligkeit des Findens oder Nichtfindens abhängig gemacht. Die positive Möglichkeit eines guten Zusammenlebens mit einer Frau darf es aber für einen echten Blaubart überhaupt nicht geben, wie sehr es auch sonst wünschenswert wäre, und so lange noch ein gutes Ende erwartet werden kann, ist der erforderliche Typus noch nicht gefunden, der dem Namen und seinem Begriffsinhalt entsprechen würde.

Diese Schwierigkeit hat man vielfach auf die Weise umgangen, daß man stillschweigend voraussetzte: Es ist ganz ausgeschlossen, daß dieser Mann jemals eine Frau finden wird, die ihm entsprechen könnte, weil er eben so besondere Ansprüche macht. Daraus würde sich die Folgerung ergeben, daß jedes Erlebnis negativ endigen müsse, und dieses Ergebnis würde der Tendenz des Blaubart-Themas sehr wohl entsprechen, aber es wäre durch eine Annahme bewerkstelligt und aus einem erstarrten, leblosen, nicht weiter erklärten Typus abgeleitet, der einfach vorausgesetzt wird, was allerdings sehr bequem ist. Es scheint mir darum wie ein ratloser Nothbehelf, den ich nicht gelten lasse; ich möchte noch weiter vordringen, bis der tragische Ausgang nicht mehr abhängig erscheint von der besonderen Art der Frau, die er eben in diesem Falle nicht findet, sondern unabhängig davon aus der Art des Mannes selber herauswächst.

Und zwar so: Daß er gerade dort die stärkste Notwendigkeit fühlt zu töten, wo es ihm am schwersten fällt, gerade die Frau zu töten, die am besten zu ihm passen würde, die er am meisten liebt, bei der die Glücksmöglichkeit scheinbar am größten ist und die Aussicht gut abzuschließen am hoffnungsvollsten.

Wenn sogar dieser Fall tragisch endet, dann ist überhaupt keine Rettung mehr zu erwarten, denn jener Frauen, die

weniger zu ihm passen, die er weniger liebt, wird er sich noch viel leichter entledigen. In diesem Widerstreit scheint mir die äußerste Zuspitzung des Konfliktes aufgezeigt, über die man wohl kaum hinauskommt, weil sie den kompliziertesten und schwierigsten Fall darstellt und damit alle übrigen Varianten als Vorstufen und leichtere Fälle vorweg nimmt und ihre nachfolgende Vorführung für das Problem überflüssig erscheinen läßt. Gleichzeitig ist nach dieser Problemstellung der Konflikt auch wirklich aus der Art des Mannes entwickelt und damit im letzten und wörtlichsten Sinne männlich konzentriert.

So weit scheinen die theoretischen und logischen Forderungen erfüllt, dazu kommt noch, daß die praktische und psychologische Vorbedingung für das Zustandekommen eines derartigen Konfliktes durchaus nicht so kompliziert ist, wie durch den langen und umständlichen Weg, auf dem ich dazu gelange, zu befürchten wäre, sondern mit den ursprünglichsten Regungen Beziehungen unterhält und aus elementaren und ganz primitiven Gegensätzen herauswächst.

Um dies zu erweisen, will ich mich gleich auf die Durchführung in der Novelle beziehen und darzulegen versuchen, wie dieser jüngste Blaubart in seine Verwicklung hineingerät.

Ich glaube so: Ein geselliges Familienleben hat er nie gekannt, worin sich sonst das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und die Einsicht der notwendigen Rücksichtnahme auf andere am selbstverständlichsten entwickelt, sondern er ist vereinsamt und mißtrauisch, immer nur auf sich selbst gestellt, herangewachsen, als der einzige Sohn und letzte Sprosse eines alten Geschlechtes, und so hat das Bewußtsein des Fürsichalleinseins alles andre überwuchert.

Sein überentwickeltes Persönlichkeitsgefühl ist der Schlüssel für seine Innerlichkeit: Er fühlt sich als sein einziger, eigenster und unantastbarer Besitz, als etwas für sich Abgeschlossenes, von allen anderen Losgetrenntes, und damit

verbindet sich auf innigste die Abwehr jeder Intimität und Vermischung mit anderen, die er alle auf Grund seiner Stellung als unter sich stehend ansieht, und die wachsame Eifersucht, sich selbst rein und unvermengt zu bewahren. Er äußert darin eine unendlich sensible Verletzbarkeit, ihm erscheint schon jede nähere Anteilnahme, jedes Interesse an etwas Fremdem wie eine Einbuße an sich selbst, und so wehrt er sich dagegen und zwar dort am heftigsten, wo er am meisten Grund hat, fürchten zu müssen, an seiner Selbstherrlichkeit zu verlieren und einer allzugroßen Anteilnahme zu verfallen. Daher hat er auch schon von vornherein eine gewisse Scheu und Aversion gegen jedes „Verliebtsein“, weil der Verliebte das Ziel seiner Sehnsucht außer sich hat und damit in fremde Abhängigkeit gerät, was ihm ein Greuel ist.

Andererseits aber wird er auf stärkste zur Liebe verlockt durch die eigene Sinnlichkeit und das menschliche Bedürfnis, aus der unfruchtbaren und eisigen Erstarrtheit seiner Ichbegrenzung heraus zu springen und Mitmensch zu sein unter anderen, um zur Gemeinsamkeit erlöst zu werden.

Dieser Widerstreit entspricht bereits der präzisen Formulierung des Konfliktes, die vorhin aufgestellt wurde, indem zugleich mit der wachsenden Liebe auch eine stärkere Abwehr gefühlt wird. Alle Scham und Keuschheit geht vielleicht in ihrem innersten Wesen auf die nämlichen Wurzeln zurück, die sein Verhalten bestimmen.

So tritt er seinem Erlebnis entgegen, das zugleich sein erstes ist, und damit kommt zur allgemeinen Voraussetzung noch eine besondere Verschärfung hinzu, die seine Abwehr verstärkt. Bei einem Mädchen würde man sagen, es sind die Widerstände der Jungfräulichkeit vor dem Weibwerden, die sich geltend machen. Die Anwendung auf den Knaben der Uebergangsjahre dürfte vielleicht in dieser Weise weniger gangbar sein und auch seltener zutreffen, weil die Knaben meist zu früh in den körperlichen Mechanismus sexueller

Betätigung eingeführt werden, bevor sie noch fähig sind, feelische Reflexe zu haben und innerlich dazu Stellung zu nehmen; und sie begehen dann ihre Abenteuer zumeist nur halbbewußt in einer dumpfen Tierheit, die bei manchen für das ganze folgende Leben anhält. Es sind diejenigen, die sich hernach die Ueberpotenten und Kraftmeier zu sein rühmen.

Der Prinz bildet in diesem Sinne eine Ausnahme, ihm sind alle diese Dinge praktisch noch neu, wenn er auch viel darüber gedacht und gelesen hat, möglicherweise zu viel. Sein Liebesverlangen ist darum mit mancherlei Gedanken, Hoffnungen und verfeinerten Ansprüchen bereichert, aber auch belastet. Es setzt in die körperliche Vereinigung maßlose Erwartungen, wie es seiner Jugend entspricht, weshalb auch die Gefahr einer Enttäuschung umso näher gerückt ist. Ihm ist der Liebesakt kein bloßes Nehmen und keine Gewaltthat, wie vielleicht seinem Vater, sondern selbst wieder ein eigenes Aufgehen und Hingeben; deshalb hält er sich auch für verloren im wörtlichsten Sinne und dünkt sich für die Zukunft in seiner Selbstachtung und Selbstständigkeit vernichtet. Er rückt damit in eine vorübergehende Ähnlichkeit mit der entjungferten Selbstmörderin einer Lukretia-Tragödie, und in solchen Augenblicken stand er noch auf der Wegscheide: sich oder sie zu töten.

Alle Sinnlichkeit erscheint ihm wie ein Heruntersteigen, wie etwas Feindliches, das ihn seiner stolzen Sicherheit und Ruhe zu berauben droht, wogegen man ankämpfen muß; und so dünkt ihn auch das Weib etwas Gegnerisches und Feindliches, weil es ihm die Verkörperung der Sinnlichkeit bedeutet und seine eigenen Sinne entflammt. Er tötet sie, weil er sie geliebt hat, weil sie ihn entwurzelt und erniedrigt und rächt sich gleichsam an ihr für dies und für seine Enttäuschung.

Darin äußert sich seine männliche Aktivität, daß er nicht

selbst büßen und den Tod erleiden will wie eine Lucretia, sondern die Frau dafür büßen läßt. Mit dieser Wendung wird er erst wirklich zum Blaubart, für den er vorher bloß die Voraussetzung und die Disposition in sich trug.

Begründet ist diese Wendung im Selbsterhaltungstrieb und sie verrät auch wieder sein persönliches Selbstgefühl, dadurch, daß er sich höher einschätzt als die Frau und sie töten läßt, um selber weiter zu leben.

Weil er aber für die Dauer ohne Frauen nicht auskommen kann, wird das nämliche Spiel wieder von neuem beginnen, nur steigend vergrößert und brutalisiert, aber *u n a b h ä n g i g* von der Art der Frauen, die ihm gerade zugebracht werden.

Daraus wird sich ergeben, daß mehrere Frauen in sein Leben treten, wenn auch nicht alle gerade bedeutsam. Wer aber deshalb behaupten möchte, eine Blaubart- oder eine Don Juan-Dichtung müsse als unbedingtes Charakteristikum eine höhere Anzahl von Frauen aufweisen können, und jene sei vorzuziehen, die eine reichere Fülle vor Augen führt und mannigfaltig unterschiedene Liebesituationen entwickelt, scheint mir in einer Verkennung der Aufgabe befangen und den Zweck mit den Mitteln zu verwechseln: Es kommt mir vor, als hätte mir einer den Anblick eines großen Feuers versprochen und würde mich dann vor niedergebrannte Häuser führen, wollte mich aber glauben machen, ich hätte das Feuer selber gesehen, das Solches getan hat.

Es scheint mir weitaus bedeutender und auch schwieriger, in einem einzigen Erlebnis mit einer einzigen Frau einen Mann so im tiefsten seiner Triebkräfte und Regungen zu enthüllen, daß daran klar wird, dieser Mann kann bei dem einzigen Erlebnis nicht stehen bleiben, den wird es ewig weitertreiben von einer Frau zur anderen — und das ist ja schon der Don Juan, wenigstens potentiell, und darauf kommt es an. Ob nun die weiteren Abenteuer ausführt

sind oder nicht, ist theoretisch für das Problem von geringerer Bedeutung und auch praktisch sekundär wie eine Folgererscheinung.

In den mittleren Szenen der Novelle ist der Versuch gewagt, ein derartig stellvertretendes Erlebnis darzustellen.

Wenn dagegen die Frauen überwiegend in den Vordergrund gerückt sind, dann sollten die betreffenden Werke entsprechend überschrieben sein. Vielleicht in der Art: „Die verlassenen Geliebten des Don Juan“ u. s. f. Ähnlich würde auch der Titel: „Uriane und die übrigen Frauen des Ritter Blaubart“ dem Drama von Maeterlinck präziser entsprechen als schlechthin: „Blaubart und Uriane“, was natürlich viel besser ins Ohr geht und weniger schwerfällig anmutet. Aber zwischen Blaubart und Uriane spielt sich kaum etwas Persönliches ab. Uriane hat nur die Mission, die anderen Frauen mit dem Ritter in neue Beziehungen zu setzen, ohne selbst mit ihm Kontakt zu gewinnen; sie geht vielmehr am Schluß des Stückes wieder weg.

Vom Ritter selber erfahren wir recht wenig. Seine Taten gehören bereits der Vorgeschichte an; wie es dazu kommt, bleibt im Dunkeln. Wir hören nur aus dem Munde der Uriane, wie sie darüber denkt. Maeterlinck scheint sich um das eigentliche Blaubart-Thema überhaupt nicht zu bekümmern, was gegen den Wert seines Dramas keinen besonderen Einwand bedeutet, weil ihm niemand vorschreiben kann, daß er gerade dieses Thema in erster Linie erschöpfend behandeln müsse, wenn er dafür nur etwas andres aus der Tiefe herausholt.

Es wäre nur soviel zu sagen: Wenn schon ein programmatischer Titel gewählt wird, der gleichsam die Verpflichtung auferlegt, ein bestimmtes Problem zu entwickeln, dann soll er möglichst zutreffend für das nachfolgende Werk gewählt werden, das er ankündigt, damit er nicht Erwartungen erweckt, die dann nicht erfüllt werden.

Maeterlinck dürfte übrigens eine ähnliche Erwägung angestellt haben, da er den Untertitel hinzufügte: „Die vergblliche Befreiung“. Und zwar ist es die Befreiung der Frauen. Er wollte anscheinend nur die Voraussetzung eines Blaubart-Dramas benutzen, um daranschließend ein Problem der Frauen zu entwickeln.

Für meine Betrachtungsweise scheint die Novelle gegenüber dem Drama von Maeterlinck dreierlei vorauszuhaben: Erstens ist die Blaubart-Figur wirklich in den Mittelpunkt gerückt und spielt die Hauptrolle, zweitens ist auch speziell der männliche Konflikt zum Hauptthema ausgebaut, womit der Titel gerechtfertigt erscheint, und drittens ist dieser Blaubart nicht mehr als etwas Erstarrtes, in seiner Entwicklung bereits Abgeschlossenes, vorausgesetzt, sondern das Werden selbst zum Gegenstand der Darstellung gemacht, oder anders ausgedrückt, um im früheren Bilde zu bleiben, es wird nicht bloß neben der Wirkung des Feuers das Feuer selbst, sondern auch die Entstehung des Feuers zu zeigen versucht.

Daß einer ein gemeiner Kerl oder ein Mörder ist, wirkt höchstens bedauerlich oder gar abstoßend, aber wie er es geworden ist, das kann Interesse erwecken, und zwar umso mehr, wenn seine Tat aus einer subtileren Reaktion auf die Außenwelt hervowächst und eine tiefe Innerlichkeit stärkere Entladungen bedingt, so daß er gerade aus Verfeinerung und höherer Kultur seinen Konflikt erleidet, der für Gröbere und Tieferstehende fast gar nicht existiert. Durch diese Auffassung wird der Held erst dichterisch brauchbar und menschlich tragisch, weil ihm ein Vorzug zum Nachteil wird, an dem er zugrunde geht.

Zugleich rückt er uns auch persönlich näher, soferne wir glauben dem beseelteren Menschen näher zu sein als dem dumpf primitiven, und kann vielleicht unmittelbar ans Herz greifen, wenn wir seinen Widerstreit an uns selber fühlen.

Es gibt wohl genug junge Männer, die für Augenblicke ähnliche Regungen empfunden haben, die in der Novelle anklingen, nur die Projektion nach außen ist in der Regel nicht so prunkvoll und romantisch kostümiert, sondern vielmehr ärmlich und erbärmlich oder unterdrückt.

Durch die tiefere Anteilnahme, mit der der Prinz in sein erstes Erlebnis tritt, ist er gleichmäßig geschieden vom leichteren Roué wie vom untadeligen Staatsbürger, der seine Abenteuer auch nur lauwarm und oberflächlich abtut und darum überhaupt nicht so leicht in einen gefährlichen Konflikt seelischer Art geraten kann. Darum wird auch sein innerstes Wesen bei diesen Gattungen von Menschen wenig Verständnis finden.

Das ist das Merkwürdige und vielleicht auch Verblüffende: Dieser Blaubart unterscheidet sich vom Durchschnittsmenschen nicht durch eine größere Verbtheit und dumpfere Roheit oder galantere Leichtigkeit in seinen Erlebnissen, sondern durch eine kompliziertere Feinheit und ernstere Auffassung seiner Liebesbeziehungen.

Erst allmählich nähert er sich dem Blaubart der Sage und auch nur in den äußeren Geschehnissen. Diesem blutrünstigen Popanz entsprach weit eher sein Vater; der war vielleicht eine Art Holofernes, der die Frauen nahm, wie sonst ein anderer ißt und trinkt, ganz mechanisch wie ein Automat und rein animalisch wie ein mächtiger Königtier. Der schwärmerische Zug des sehnennden Suchens ist höchst wahrscheinlich nur eine Interpretation des Prinzen, die er in den Vater hineinlegt, auf Grund seiner eigenen Auffassung.

Damit erscheint vielleicht die organische Entwicklung seines Einzelgeschickes aufgezeigt.

Von der höchsten Warte aus gesehen, ergibt sich aber für die Behandlung dieses Stoffes die doppelte Forderung, nicht allein eine individuelle Begebenheit gut zu erzählen

und annähernd glaubhaft zu machen, was sonst vollauf genügen dürfte, sondern gleichzeitig auch den prinzipiellen Konflikt aufzuzeigen, oder anders ausgedrückt, den mathematischen Grenzfall aufzustellen, in den alle Einzelfälle, die auf dieser Linie in Betracht kommen, ausnahmslos eingeschlossen sind und sich unterordnen, so daß der tatsächlich geschilderte Vorgang nicht bloß menschlich und psychologisch für diesen Fall notwendig erscheint, sondern auch theoretisch und rein logisch für alle anderen Fälle den nämlichen Ausgang bedingt.

Wenn beiden Forderungen Genüge geschehen ist, dann werden sich auch die Wirkungsmöglichkeiten einer solchen Arbeit gegenseitig ergänzen, weil sie dann gleichsam übereinander geschichtet sind und alle Schichten des Publikums gleichmäßig einschließen können: der naive Genießer läßt sich von der menschlich passenden Situation mitreißen, und der bedächtige Intellektuelle braucht hernach keine Reue zu fühlen, wenn es ihm gleichfalls geschehen sein sollte, weil er auch für sein tieferes Denken und seinen zergliedernden Verstand Befriedigung findet. In einem solchen Falle würde eine wiederholte Lektüre oder das nochmalige Ansehen einer Aufführung keine Abschwächung, sondern im Gegenteil eine Steigerung des Eindruckes bedeuten, weil der tiefere Gehalt und der ideelle Hintergrund, der vielleicht das erste Mal nicht so geschlossen und übersichtlich zum Bewußtsein gelangt ist, der augenblicklichen Wirkung noch stärkere Resonanz verleiht.

Da nun in der Blaubart-Novelle der Konflikt des Prinzen in seinem ersten Erlebnis mit der Formulierung des Grenzfalles übereinstimmt, scheint es alle anderen sonst noch möglichen Erlebnisse in seiner Schlußwirkung vorweg zu nehmen und einzuschließen und damit tatsächlich stellvertretende Bedeutung zu besitzen.

Schließlich ist aber noch ein drittes hinzugekommen, um

dem Einzelschicksal der Frau, das in die Mitte gerückt ist, nicht bloß für den prüfenden Verstand, sondern auch für die Vorstellungskraft und die Phantasie Hintergrund und Perspektive zu eröffnen und dem Geistesgebäude auch künstlerisch Rundung und Fülle zu verleihen.

In diesem Sinne scheint schon der Titel gewählt: Der „Held“ wird als Prinz bezeichnet und erweckt schon ganz unwillkürlich die Assoziation seiner korrelativen Ergänzung des Vaters, beziehungsweise des Königs. Der König aber ist der alte Blaubart und so wird der Sohn bereits in eine Entwicklung eingeordnet. Die toten Frauen des Vaters tauchen aus der Vergangenheit und werden sinnfällig lebendig gemacht und plastisch festgehalten durch die Standbilder im Saal, in dem sich die Hauptszenen ereignen. Sie bilden den Hintergrund für die mittleren Geschehnisse, die den Ausgangspunkt für den jungen Blaubart bedeuten, während sie das Leben des Alten zu Ende führen. Angesichts der Vergangenheit des Vaters entwickelt sich die Gegenwart des Sohnes, der mit seiner Dialektik in die Zukunft vorausdeutet und am Ende seine Erfüllung erleidet.

Der Vater ist aber nicht bloß stimmungserzeugende Hintergrundfigur für die Exposition, um schon gleich zu Anfang die bängliche Atmosphäre zu gewinnen, bevor noch der Prinz entscheidend hervorgetreten ist, sondern er bringt auch durch seinen Tod eine entscheidende Wendung.

Des weiteren eröffnet sich in der Stellung zwischen Sohn und Vater ein ähnlicher Gegensatz, der anders gewendet den Prinzen in die Verwicklung mit den Frauen hineintreibt und so scheint auf einmal das erotische Problem seinen Selbstzweck zu verlieren und einem höheren Problem untergeordnet, das im erotischen bloß die sinnfälligste Illustration und die eindringlichste Projektion erfährt. Wie der Prinz den Frauen gegenüber seine Selbständigkeit bewahren will, so will er sie auch dem Vater gegenüber be-

haupten. Es spiegelt sich darin das Problem der Stellung des Kindes zum Vater und noch allgemeiner gefaßt das Einzelnen zur Außenwelt, das Problem der Persönlichkeit und der Freiheit. Das Abstrakte und Unsichtbare gewinnt im Brennspiegel der Erotik seine Konzentration mit den sichtbaren Reflexen, die Erotik ihre metaphysische Vertiefung und so schließt sich der Ring des Allgemeinen um das Allerpersönlichste.

Oliven / von Hugo Neugebauer.

Sieben Geschwister kenn ich im Aschenkleid,
barmherzige Schwestern an Krankenbetten,
an der Süre des Lebens, der abendlichen,
mildtätige Trösterinnen,
karglich vom Leben begabt, karglich es spendend,
aber den Sterbenden hold und den gläubig Verstorbenen:
über dem See auf dem Berge halten sie sinnende Wacht
vor den Häusern der Toten.

Siehe, der Abend schmückt sterbenden Tages Stirn,
die silberbleiche, mit purpurner Binde,
zündet die Umpeln an im Himmelsgrabe.

Orate sorores pro nobis!

Schlummernde Engel weckt aus der schütterten Wipfel
Schummerträumen leise der Abendwind:
siehe die Flügel sacht-sachte sie rühren,
die silberschimmernden! —

Engel des Himmels, beschützt freundlich die Häupter mir
der sinnenden Schwestern, daß ihre Kniee nie
sehe die laufende Art oder die sengende Brunst! —

Sehet, sie halten die Wacht fromm vor des Todes Tor
mit den schlummernden Engeln,
leuchten den Seelen so mild in der unendlichen Nacht
dort vor der Mutter Altar, der Madonna Moretto's.

(gez. von Max v. Esterle.)



Lichtbildner Heinrich Kühn

Brigner Chronik XI. (Die Würde)

Sie ist eine Alterserscheinung, daher für gewöhnlich unheilbar, geht Hand in Hand mit der Rückgratschwindsucht und ist ein Surrogat für die ehemalige Impulsivität einer Persönlichkeit.

Und so war es vorauszusehen, daß der Name des Herrn Abgeordneten Uthanas von Guggenberg, wenn es ihm schon nicht beschieden sein sollte, in den Sternen geschrieben zu stehen, doch dereinst einmal in den Spalten der großen Tagesblätter in einem unappetitlichen Zusammenhang zu finden sein werde.

Am 27. November 1911 traf das peinliche Ereignis ein, und es schrieb einer in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ wortwörtlich: „...Wenn diese Arbeitsfreude anhält — und es sind tatsächlich alle Anzeichen vorhanden, daß es so sein wird — dann ist es sicher, daß sowohl das dem politischen Chamäleon Dr. Michel Mayr — der Mann war zuerst deutschnational, dann konservativ, schließlich konfessionell-christlichsozial und heute ist er ganz christlichsozial — abgenommene nordtirolische Städtemandat im Besitz der Deutschnationalen verbleibt, als auch mit dem alten General von Guggenberg, der der kommerzielle Vertreter der geschäftlichen Unternehmungen seines Bruders, des Landtagsabgeordneten und Brigner Bürgermeisters Dr. v. Guggenberg, in Wien ist, der letzte städtische Tiroler Christlichsoziale aus dem österreichischen Parlament beseitigt wird.“

Der Satz ist nicht schön, die Tonart noch weniger. Aber ich bin weder für Form noch Inhalt verantwortlich zu machen. Man mag mir mit Recht vorwerfen, daß ich nicht nur die Dinge, sondern auch die Personen, mit denen ich mich befaße, beim rechten Namen nenne, aber diesmal bin ich es nicht gewesen. Denn ich war stets anständig; ich habe mich damit begnügt, den hochnäsigen Volksvertreter und General in Ruhe als eine gelungene Statistenfigur hinzustellen, aber niemals hätte ich es gewagt, ihn einen politischen commis voyageur seines Bruders zu nennen, denn ich weiß eine Offizierswürde wohl zu respektieren, auch wenn sie pensioniert ist. Und das Deforum muß unter allen Umständen gewahrt bleiben.

In diesem Zusammenhange könnte es nun allerdings fatal erscheinen, daß mir da neulich ein Stück Papier in

die Hände fiel, daß einen „Dr. von Guggenberg's Gesundheitskaffee“ anpreist und das Bildniß des Herrn Bürgermeisters als Schutzmarke trägt. Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß der General Guggenberg in diesem Kaffee des Bürgermeisters Guggenberg reise; was ich mit Nachdruck betonen möchte, falls jener Strupellose, der seinen Artikel in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ absetzte, eine derartige Vermutung gehegt haben sollte.

Allein mir greift die nackte Tatsache ans Herz, daß es ein Kaffeeepdöchen giebt, das das Bild unseres Bürgermeisters als Schutzmarke trägt, daß das Bild dieses Mannes, das man lieber im Rahmen des „Interessanten Blattes“ sähe, daß dies Bild, das uns allen das Liebste und Verehrungswürdigste sein sollte, nun in eine so zweifelhafte Gesellschaft verschwunden ist; daß es solchen Ruhm mit so vielen anderen Dingen teilen muß, die mir teils weniger, teils gar nicht sympathisch sind, und daß die also popularisierte Würde sich nicht einmal wegen unlauterer Schmutzkonturrenz beklagen kann. Denn welch eine Fülle von unaussprechbaren Dingen segelt nicht unter einer Schutzmarke! Im alten Rom verbot man es den Senatoren, Handel zu treiben und heute ist in unserem heimischen Staatswesen aus dem Konsul ein Kaffeesieder geworden, einer aus jener Gruppe von Menschen, die im Kaffeehaus mit ehrfurchtsvollen Blicken vor uns hintreten, die Hand bescheiden auf die Lehne eines Stuhles legen und mit einem gewinnenden Lächeln und gekrümmten Rücken uns einen guten Abend wünschen, und zu alledem einen schwarzen Salonrock tragen. Von der ganzen Delikatesse aber eines Persönlichkeitsserfolges, von der königlichen Pose eines Landeskulturatspräsidenten, von den Feuerblicken aus den Augen dieses Herrenmenschen soll nichts mehr bleiben, als das erstarrte Lächeln eines demutsvollen Kaffeesieders, und alles das um eine Krone zwanzig! Ich hoffe zusehends, er wird mir keinen guten Abend wünschen, denn ich brächte es nicht übers Herz, ihm mit einem „Gute Nacht, schöne Gegend“ zu danken. Ich kann es nun einmal nicht fassen, daß sich die leibhaftige Würde also auf die Schleppe des eigenen Krönungsmantels treten mag.

Und als wären alle Teufel losgelassen, die „Chronik“ drängt sich zur Tür herein in ihrer ganzen Unförmlichkeit und leucht: „Wie uns berichtet wird (das heißt, wie er

berichtet hat), hat sich der Herr Stadtkämmerer von Brigen, Herr Anton Just, an der Innsbrucker Universität der Prüfung aus Staatsrechnungswissenschaft unterzogen. Herr Just war von mehreren Kandidaten der einzige, der die Prüfung einstimmig mit Auszeichnung bestanden hat . . .“ Ich hör't's mit Schrecken und mit Staunen und dachte mir: wie kommt denn das zu dem? Ist die kommunale Mißwirtschaft so groß geworden, daß nun einer sich gezwungen sieht, das große Einmaleins zu lernen? Aber die Pietät sei stärker in mir als die Freude! Ich bleibe beim „Stadtkämmerer“ und sinne der tieferen Bedeutung des Wortes nach mit Berücksichtigung der Persönlichkeit. Das ist doch der Mann, der Soldaten denunziert, der Mensch, der seine Nase in allen Dingen hat, die ihn nichts angehen, des Herrn Bürgermeisters leibhaftiger Herr Schwager, der einstimmig und ganz ausgezeichnet in die höchsten städtischen Ehrenstellen hineingekrochen ist! Dieser Mann ist die lebendig gewordene Würde, das abscheuerregende Beispiel des Titels, umbunstet von dem ungewissen Fluidum, mit dem man die Löcher der eigenen Seele ausstopft. Aus meinem Denken aber löst sich die Ueberzeugung los, daß einer, wenn er gar nichts ist, zum mindesten einen Titel haben muß, dessen Geschwollenheit wiederum im umgekehrten Verhältnis zur geistigen Bedeutung seines Inhabers wächst.

Oh ich fürchte, mir wird in dieser Nacht der Neid darüber, daß ich niemals der einzige unter allen mit einstimmiger Auszeichnung war, keine Ruhe gönnen, oder der Kaffee wird mich nicht schlafen lassen: er ist — bei Gott, Kaiser und Vaterland! — zu stark! Hartmann.

Innsbrucker Kunstschau XIV.

H. J. Weber-Tyrol (München): Zwei Plakate für die Schwebebahn Lana-Vigiljoch (Wagnersche Buchhandlung). Weber gehört nicht zu den Landschaftsmalern, die als objektive Wahrheitsberichterstatter ihre Ehrlichkeit in möglichst weitgehender Abschrift bekunden. Im Gegenteil, je weiter er in die Natur eindringt, desto mehr findet er an eigenen Einfällen. Der Fragenkomplex, wie man der farbigen Natur am nächsten kommt, berührt seine Probleme schon gar nicht mehr, weil sich seine Lösung von selbst einstellt. Er sieht scharf, verarbeitet aber innerlich das Ge-

sehene auch gleichzeitig, indem er schon seine Empfindung verdichtet, vertieft und vereinfacht. Seine Bilder sind daher sehr naturwahr, aber auch ganz ungezwungen, wie selbst verständlich stilisiert und schon von vorneherein innerhalb der Begrenztheit des Materials aufgebaut. Sein Gefühlsapparat ist außerordentlich sensibel für Rhythmus und Gleichgewicht von Linie und Farbe. Jedoch nicht im Sinne einer lockeren Bereitwilligkeit, auf jeden Eindruck sofort zu reagieren. Sondern er speichert seine Kraft mit einem ganz ungewöhnlich zähen, zu keiner Schwachheitskonzession geneigten Willen nahezu bis zur Explosionsgefahr und leitet dann erst noch den reichen Empfindungsstrom zu so harmonischem Ausfluß, daß selbst in jedem unscheinbaren Detail die ganze Sorgsamkeit seines Schönheitsstrebens zu finden ist. Seine beiden Plakate veranlassen nicht zum Vergleich mit Gesehenem, sie zwingen zu reiner Genußandacht. Ihre Fülle wird freilich im rohen Nebeneinander der Anschlagtafeln verloren gehen, mehr als es das Schicksal jedes Ausstellungsbildes ist. Aber das ist kein Mangel. Weber's Art gehorcht eben ihrem inneren Geheimnis, und gerade deshalb hat sie Macht über uns.

Im Museum Ferdinandeum hat eine kleine Künstlergruppe ausgestellt:

Albert Plattner: Eine offenbar schon ältere Studie, die gut, ehrlich und in selbstbewußter, aber müder Düsterei gemalt ist, als ob die Vorfahren des Malers ihm nur Verbrauchtes als Erbstück hinterlassen hätten. Hans Ebner (Gries a. Br.): Einige laute und doch tote Stilleben nach französischem Ritus von vorgestern. Der Blumentopf auf dem Bauernschawl ist noch am geschmackvollsten. Für die Landschaften reichte gottlob das Vorbild nicht mehr aus. Sie sind daher stellenweise noch recht kindisch in Farbe und Zeichnung, aber echter und lassen eine verdeckte Großzügigkeit erkennen, die sich an Niemanden anzulehnen brauchte. Lambert Fritsch: Angenehme Stilleben im noch immer beliebten Galerieton. Ein Weg, der bei aller empfindsamen Verfeinerung doch nicht recht weiter führen wird, als zur tüchtigen Duzendarbeit. Der Türkenkopf ist unsympathisch, aber, wie besonders der „alte Bauer“, das Werk eines sehr begabten Porträtisten. Otto Rasim: Die „Föhren in Morgensonne“ sind wenigstens farbig frisch, sonst aber sind alle Studien mit einem etwas unangenehm dilettantischen

Eifer gemalt. Wenn Rasim sich selbst Gewißheit verschaffen wollte, daß es so nicht weiter geht, dann ist ja alles recht und willkommen. Dann verhehle er sich aber auch nicht, daß dieser Art Sachlichkeit jeder künstlerisch-malerische Beweggrund fehlt, und daß es für ihn doch noch zu gefährlich werden könnte, etwa mit Absicht verkäufliche Süßigkeiten für den Weihnachtstisch auszustellen. Mit solchen Sachen wird man rasch beliebt, und dies wäre die Gefahr. Hans Kramer: Keine seiner Studien ist uninteressant, manche sehr gelungen. Sein Schaffen ist frisch, voll Aufrichtigkeit, Leben und Ernst. Es führt immer mehr von äußerlich flotter Routine ab und seelischem Gehalte zu. Man sieht zu und freut sich. Wenn er nicht selbstgefällig rastet, erfüllt er uns noch, was seine Begabung verspricht. Toni Kirchmeyer ist nicht zu raten und nicht zu helfen. Er leidet unter dem Unglück, mehr Maler als Künstler zu sein. Er kann zu viel und zu Schreckliches. Die Fähigkeit, solche Beduten von Innßbruck hinzumeistern, muß qualvoll sein. Vor einem einzigen dieser Bilder hat man denselben Eindruck, den der schmerzende Kopf aus einer Tausendbildderausstellung heimträgt: Wenn dies Kunst ist, muß man sie mit allen Mitteln bekämpfen. Bildhauer Hinterholzer: Gueter Puttenkopf, nette Entwürfe für Brunnen, Frieße, Ecken, Säulen und ähnlichen Dekor, aber weder Bedeutsames noch auch nur Persönliches.

Josef Dürst: Kinderporträt (Bernhart). Sehr reizvolle Unlage, durch gedankliche Korrektur jedoch stellenweise verborgen. Dürst sollte wahrscheinlich seiner Kunst weniger dreinreden. Sie macht es vielleicht besser ohne seine Einmischung. Des Malers Intellekt ist nichts als seine bewaffnete Macht, die die Grenzüberschreitungen seiner Kunst zu verteidigen hat.

Fanny v. Inama: Damenporträt (Unterberger). Die Malerin versteht den Menschen nur als Wachs- und Wachspuppe und befriedigt dadurch ihre Besteller. Eine Kunst, die gezwungen und freiwillig nach Erfolg in besseren Kreisen geht und traurig stimmt. Innerhalb dieser Grenzen, die freilich sehr eng sind, ist das Porträt, bis auf Verzeichnungen am Körper, recht gut.

Benedikt.

I. Literarischer Abend des „Brenner“

Innsbruck, kleiner Stadtsaal

Donnerstag, 4. Jänner 1912

$\frac{1}{2}$ 8 Uhr abends

**VORLESUNG
KARL KRAUS**

aus eigenen Schriften

I.

**DER BIBERPELZ
DER TRAUM EIN WIENER LEBEN
DIE WELT DER PLAKATE**

(Satiren)

II.

DIE CHINESISCHE MAUER

(Essay)

Sitzplätze zu 3.50, 3.— und 2.— Kronen
Stehplätze 1 Krone.

Studentenkarten (gegen Vorweis der Legitimation) 60 h

* * *

Kasssaeröffnung $\frac{1}{2}$ 7 Uhr

Kartenvorverkauf in der Papierhandlung
Max Jeggle am Burggraben

im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG

erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER
UNSICHERHEITEN

Streifzüge eines Einsamen.

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Werke von Hermann Wagner.

DIE ROTE FLAMME. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M 3.—.

DIE FEINDLICHEN MÄCHTE. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M. 3.—.

DAS LÄCHELN MARIÄ. Roman. Axel Juncker Verlag, Berlin. — Preis geh. M 3.—, geb. M 4.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

==== **Telephon Nr. 34** ====

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr. 27

O. Wilfling

Juweller und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker
und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

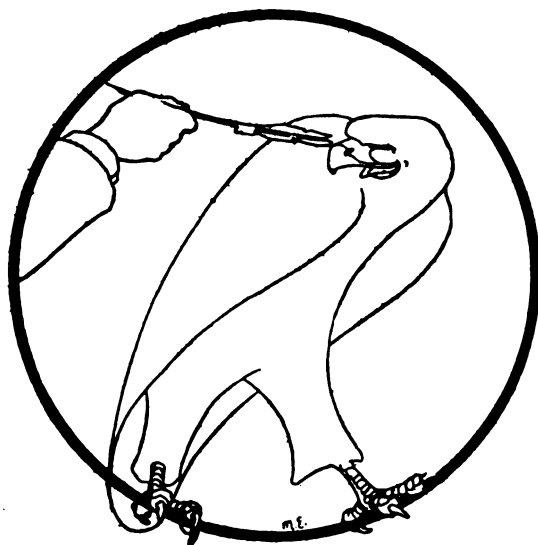
Wien, 1. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. Prospekte gratis und franko.

TIROLS KORYPHÄEN

ERSTE FOLGE



KARIKATUREN VON MAX ESTERLE

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

Preis K 1.80.

II. Jahr

Heft 16

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Philister (Fortsetzung) / Hugo
Neugebauer: Salamanderlied / Bernhard
Jülg: Das Unentrinnbare / Herm. Wagner:
Vater / Robert Hohlbaum: Nacht / Ludwig
von Ficker: Vorlesung Karl Kraus / Max
von Esterle: In eigener Sache / Benedikt:
Innsbrucker Kunstschau XV / Karikaturen-
folge 40: Max von Esterle: Karl Kraus

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1'75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Dasselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verboten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut

für

Präzisions-Optik und Photographie

Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.
Papier- und Schreibwarenhandlung
Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel. Schreibmaschinen: Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr Innsbruck / 15. Jänner 1912 Heft 16

Philister / von Carl Dallago

(Fortsetzung)



Die Art, die den Philister in der Literatur zu Ehren bringt, scheint heute systematisch im Betrieb zu sein. Die Rönnerfreunde, die Journalisten und Zeitschriftenzuhälter, zielen darauf hin. Es nimmt sich aus wie ein letztes Aufgebot. Daß die Rönner nicht die Künstler und Dichter sind, fängt man an einzusehen. Nun wagt man eine letzte Wendung und will dartun, daß der Künstler und Dichter, rein nur als solcher, im Bestande für sich, ein Unfertiges sei, ein grotesker Entwicklungsstand, der sich, mit der Reife verliere. Und die Reife wäre: die Einreihung in die Gesellschaft. Presse und Zeitschriften vervielfältigen diesen Gedanken, der die Nur-Rönner ihrer wahren Art, des Philistertums, überführt und die Kunst in die Hände der Rönner überführen möchte.

Das literarische Echo hat den Gedanken durch Herrn Strobl zu tönen gebracht. Nun kommt noch „Die neue Rundschau“. Sie enthält einen Essay über Chamisso von Thomas Mann, der so abschließt: „Es ist die gute alte Geschichte. Werther erschoss sich, Goethe blieb am Leben. Schlemihl stiefelt ohne Schatten, ein nur seinem Selbst lebender Naturforscher, grotesk und stolz über Berg und Tal. Aber Chamisso, nachdem er aus seinem Leiden ein Buch gemacht, beeilt sich, dem problematischen Puppenzustande zu entwachsen, wird feckhaft, Familienvater, Akademiker, wird als Meister verehrt. Nur ewige Bohemiens finden das langweilig. Man

kann nicht immer interessant bleiben. Man geht an seiner Interessantheit zugrunde oder man wird ein Meister.“

Man erhört hier: Es ist die berühmte Tonart. Und auch ein Thomas Mann scheut sie nicht, sie vorzutragen. Sie gefällt auch ihn zu den „Herren“ in der Kunst. Als Bruder von Heinrich Mann möchte man ihm Besseres zu-
trauen. Aber das Faule steckt eben an. Und ein zu langes Verweilen in Künstlergemeinden, wie sie das heutige München vorwiegend aufweist, verdirbt jeden Künstler. So ist auch, was Thomas Mann sagt, ein Verborbeneß. Der Essay mag gut sein, und „Peter Schlemihl“ ein Meisterwerk Chamisso's. Es entstand auch (wie wir hörten) aus dem Leiden — aus dem Ausgesetztsein dieses gewiß lebenswürdigen Dichters: es wäre zur Zeit, da er — nach Thomas Mann — noch im Puppenzustand war. Also machte ihn doch dieser Zustand und nicht das Aufgeben des Zustands zum Meister. Oder will Herr Mann sagen, daß erst die Zeit, da man verehrt wird, einen zum Meister macht? Das wohl doch nicht! Sein Entweder-Oder am Schluß stimmt ebenso nicht. Und das Interessantbleiben beschäftigt gewiß auch keinen Künstler. Den beschäftigt ein anderes — auch ein anderes Entweder-Oder. Ein einziges. Es ist: Der Gesellschaft opfern und Philister werden, oder sein Leben leben und vielleicht ein Meister werden und zugrundegehen. Denn dies Zugrundegehen wäre wohl ein Gegenteiliges: ein Aushalten, ein Sichtreu-bleiben bis ans Ende — ein sieghaftes Unterliegen. Und jedenfalls gingen so mehr Meister zugrunde als Philister.

Herr Thomas Mann mag das nicht mehr verstehen. Sein sehr bedenklicher Satz: „Der Schatten ist in Peter Schlemihl zum Symbol aller bürgerlichen Solidität und menschlicher Zugehörigkeit geworden“, läßt mir keinen Zweifel mehr an seiner soliden Landung im Philistertum. Sonst müßte er noch verspüren: Es ist eben seine menschliche Zuge-

hörigkeit, was den Künstler von der bürgerlichen Solidität trennt. Und wenn diese „mit dem Gelde zusammen“ das sei, „was man zu verehren habe, wenn man unter den Menschen leben wolle“, so bedeutet dieß „unter den Menschen“ noch lange nicht: unter Menschen. Und wenn „den Bürgern... den Philistern ... der ironische Zuruf“ gilt: „Songez au solide!“, so heißt das, wenn es ein Künstler sagt, gewiß nicht „aus einer Not eine Ueberlegenheit machen.“ Um Künstler ist es immer ein Ueberlegenes, das ihm noch zur Not wird. Das weiß aber der nicht mehr, in dem die bürgerliche Solidität, das Philistertum, bereits diktierend umgeht.

So legt uns er einer auch das beiseite, denkend: wieder ein Mann weniger in der Kunst! Und man gelobt sich hier zu: daß, falls einem die auszeichnende Kraft des Aushaltens nicht beschieden sein und man selber noch in der Gesellschaft landen sollte, man doch niemals diese Landung als Reise-stand für den Künstler ausgeben — und so zum Verräter werden würde an der Kunst.

* * *

Die Ueuerlichkeiten der Bohème machen gewiß so wenig den Künstler und Dichter aus wie flatternde Locken und Krawatten. Derlei ist zuoft Vortäuschung und mag daher eher Könnern eignen als Künstlern. Aber das Schattenlose ist ein anderes. Es ist der Einfall eines Dichters, der das Geniale des Einfalls vielleicht vorzeitig verlassen hat. Ich nehme den Einfall nun auf und versuche ihn weiter treiben zu lassen.

Das Schattenlose versinnbildlicht mir das Schöpferische. Es liegt im Wesen des Künstlers — des Dichters, das auch in anderem nur sich selber zugewandt ist. Solchem Wesen fehlt das Feste: das Hergebrachte und Unerkannte; es hat keinen Anteil, keine Stütze am Bestehenden. Es mangelt ihm gleichsam der Schatten des Festgelegten. Die Breit-

schattigen — die Dicken sind die Sichfesthaltenden am Festgelegten. Wenn in ihnen auch nichts da ist, so ist doch um sie dies vermeintlich Feste da, daran sie sich halten, daran sie förmlich kleben und davon sie ihr Ansehen herleiten. Dieses wiederum hängt von der Fläche ab, die sie am Festen, am Bestehenden einnehmen. Je mehr einer Philister ist, umso mehr Fläche besetzt er, umso größer ist sein Schatten, denn umso mehr tritt das Festgelegte als Ganzes für ihn ein: dieses Ganze, das wie eine starre Schlackenanhäufung früherer Leben ist und jedem neuen Lichtstrahl der Schöpfung im Wege steht.

Der Künstler und Dichter aber steht der Schöpfung nicht im Wege. Er läßt sie durch sich durch. Er ist wie Kristall, das immer klarer und durchsichtiger wird, je mehr er sich der schöpferischen Erfüllung nähert. Wo er sie erreicht, ist er ganz Schöpfung. Da hat er alle Begrenzung von sich getan. So wirft er keinen Schatten mehr.

Nach dieser Richtung müssen wir unsre Unter auswerfen, wenn wir wahrhaft Schöpfer — wenn wir Dichter sind. Die Verankerung in der Gesellschaft, das breite Schattenwerfen, ist niemals Sache eines schöpferischen Meisters in der Kunst. Wo es noch von ferne gedacht wird von Künstlern oder Dichtern, ist es Selbstbetrug. Wo es aber ausgesprochen und behauptet wird, zieht es die Kunst in das Reich des Philistertums hinein, weil sie, die es behaupten, selber bereits Philister sind und doch als Künstler gelten möchten.

* * *

Wie heimisch sich der Philister in der Literatur bereits gebärdet, sagt uns das Autobiographische „Im Spiegel“ von Karl Busse. Vor ungefähr Jahresfrist ward es uns vom „Literarischen Echo“ vorgelesen. Ich habe es noch in Erinnerung als ein völliges Versagen alles Sinnes für das Künstlerische. Das charakteristische Merkmal des Künstlers, das Sichausgeben oft bis zur Erschöpfung, macht

dem Karl Busse den Künstler unsympathisch. Herr Busse will zuerst leben. Als wenn es nicht Ansammlung der Fülle des Lebens in einem wäre, was zur Kunst drängte. Seine Lebensauffassung hat er von Nietzsche, und nie ist dieser so fettbürgerlich erfaßt worden! Von ärmlichen Verhältnissen es einigermaßen bis zum Luxus bringen: das hält dieser Nietzschejünger für das Lebenswerteste — auch für den Künstler. So mag er die Künstler nicht leiden, die ihre ganze Kraft ins Schaffen stecken und sich dabei so erschöpfen, daß sie zu nichts anderem mehr zu brauchen sind. So verurteilt er diese Haltung an Konrad Ferdinand Meyer. Er selber aber stellt sich als Dichter in die Reihe der Tüchtigen, die es, wie seine Jugendgenossen, die Herren Warenhausbesitzer Tieh, zu etwas gebracht haben. So vermeint er gelebt zu haben und ist dabei wenigstens so ehrlich zu bekennen, daß seine ganze Produktion bis auf wenige Gedichte so ziemlich wertlos sei. Und von diesen wenigen guten Gedichten zweifeln wir, ob sie auch selbständig genug sind.

Nun ist das Verfängliche an der Sache aber das: so einer schreibt Literaturgeschichte und bringt sich selber so in sie hinein. Und was ihm sonst an Verständnis abgeht, ersetzt er durch zierliche Redenoten und schmückt es mit buntem Sand. Das gelangt dann an das Publikum. Da ist es kein Wunder, daß die Dichter rosig verwässert aussehen und zusammengeworfen werden mit den Philistern. Und so einer ist nie allein, sondern hat seine Verbindungen mit den Machern der Literatur und Kunst, die immer auch Philister sind. Und begönnet von Markt und Presse weiß er seine Ware los zu werden.

Im Ueberschauen dieser Zustände und ihrer Folgen wird in mir Bedenken wach auch gegen die Art, wie uns die Großen überliefert sind. Es hat gewiß überall Verwässerung — Auslassung — Umgehung stattgefunden: an Schil-

ler — an Goethe — an Shakespeare, um nur Einflußreichste zu nennen. Der große Russe Dostojewski liebt sich in der späteren deutschen Uebertragung sehr verwässert und geschädigt in seinen großen Gedanken des Herzens. Alles dies gehört auf das Konto des Philisters in der Literatur. Der genießt den Künstler und Dichter im Geiste der Menge und wertet ihn vom Standpunkte des Bestehenden. Man möchte fragen, warum er überhaupt die Großen gelten läßt? Daß hat er halt so übernommen. Seine Wertung ist wie ein Sieb, das das Beste durchläßt. In Wirklichkeit aber ist das Werk eines Künstlers, eines Dichters wie ein Sieb, das nur an sich heranläßt, was ihm seelisch verwandt ist. Es ist daher ein Unding, die Werke der Großen der Menge zugänglich machen zu wollen. Der schöpferisch Schaffende kennt den Begriff Menge nicht, er kennt nur den Menschen. Doch insofern jeder aus der Menge der Menschwerdung fähig ist, ist er auch zugänglich den Werken größter Künstler und Dichter.

Von Pluralbegriffen wie Presse und Gesellschaft, die es als solche zur eigentlichen Menschwerdung nie bringen, werden die Großen gerne im Verlauf der Zeit des Menschlichsten entäußert. Es ist hier immer wieder eine Revision nötig, eine Aufdeckung, eine Herstellung dieses Menschlichsten. In unserer Zeit besorgt das zuweilen Karl Kraus.

Dieser gründliche Antiphilister erhellt mit der „Fackel“ seines schönen Hasses die Verphilisterung unserer Zeit, das Bild der Kultur der Gegenwart — ihrer Unkultur. Kraus nennt sich selbst einmal „den Künstler aller zeitlichen Schädigkeit“. Sein flammender Haß weiß überall hinein-zuleuchten und zu brandmarken, sein Haß, der innerer Güte entspringt und deshalb so fruchtbar ist. Denn derartige Haßer sind immer gütigste und innerlich starke Menschen; sie hassen eben das Gütelose und Unfähige jeder Art, wo immer es auftritt. So bildet Kraus zumeist nur das, was er ver-

abscheut, was ihm wehe tut; sich selbst verbirgt er gleichsam im Gewölke seines Hassens. So ist es vielleicht zu deuten, wenn er sagt: „Was ich schreibe, ist geschriebene Schauspielkunst“. Das Bloßstellen und Geißeln philiströser Untaten wird ihm aufgedrungene Rolle. Selten begegnet man den Lichtblicken seiner Liebe. Die graben zuweilen das Menschlichste mancher Großen aus, das unsre Zeit mit einer Kruste Philistertum überwachsen ließ. So berichtete er uns wieder, wie Shafespeare über die Jungfernschaft gedacht, wie Schiller — „als er noch Kraft hatte — die weiblichen Brüste für die Halbflugeln einer besseren Welt“ angesehen hat.

In diesem Schiller'schen geschlechtlich kraftvollen Fixiren der weiblichen Brüste höre ich von der Bestimmung des Weibes nur das Schönste ausgesagt. Auf dieser besseren weiblichen Welt ruhen und ausruhen, wenn ihr Inneres wach ist, gehört immer noch zum erquickendsten Verweilen des männlichen Menschen, — diese Welt zu genießen zu seinen schönsten Festen. Ein Fest, eine Feier doch kann nie ein Immerwährendes — ein Alltägliches sein. Dauer und Häufigkeit profanieren das Festliche eines jeden Tuns. Daher der Genuß der Welt des Weibes von der Natur des Mannes von selber eingeschränkt wird. Umso mehr eingeschränkt, als diese Natur sich verinnerlicht — als ihr Verkehr mit dem Weibe von Neigung und Wahlverwandtschaft abhängig wird. Aber nicht aus Gründen der Sittlichkeit.

Der herkömmliche Begriff Sittlichkeit, als ein von menschlicher Einsicht Gelegtes, ist im schöpferischen Menschen aufgehoben. Sein Naturwerden löst es so in ihm aus. Und sein Umgang mit dem Weibe ist ihm sein menschlichster Umgang mit der Natur — ist gleichsam sein menschlichstes Naturwerden. Im Philister ist dieses Naturwerden aber das Unsittliche, als ein Abtrünnigwerden dem diktierenden Festgelegten. Nur im Rahmen dieses Festgelegten darf er na-

türlichen Dingen obliegen. Es bedingt und kennzeichnet die innere Unfreiheit im Philister wie die natürliche Freiheit im schöpferischen Menschen. Diese Freiheit ist seine Sittlichkeit. Es erhellt die gründliche Gegenfächlichkeit dieser zur Sittlichkeit des Philisters. Und gerade in seinem Menschlichsten erlebt der schöpferische Mensch seine größte Freiheit. Dies Menschliche schmälern wollen am Werke, hieße demnach: die Ausfaat einer Freiheit — einer höheren Sittlichkeit schmälern! Und jeder Große, der sich treu bleibt, muß sich dagegen verwahren.

So hat auch Walt Whitman, einer der größten und gültigsten Künstler-Menschen, die die Welt je gekannt hat, noch als Siebziger in Krankheit und Armut seinen „Sang der Geschlechtsliebe, ja der Unanimalität“ bekräftigt und sich dagegen verwahrt, daß man davon in künftigen Auflagen auslasse. Es ist ein zu Mächtiges und Verborgenes in diesem Gebiet gelegen, als daß man davon wegnehmen könnte, ohne in der Folge vielleicht ein besonderes Blühen und Treiben der Seele zu schädigen. Sehen wir doch sogar Jesus, den geschlechtstfreien Menschen aller Zeiten, in gültigem Umgang mit öffentlichen Sünderinnen. Jesus urteilte eben nicht nach dem Schein. Seine göttliche Seele, soweit wir ihrer habhaft werden, war weltenfern allem Philistertum. Erst wo seine Lehre verkirchlicht ward, büßte auch sie ihr Menschlichstes ein. Denn Kirche und Priester handhaben zumeist die Religion, wie Presse und Gesellschaft die Kunst und Dichtung: sie verphilistern sie.

(Schluß folgt)

Salamanderlied /

von Hugo Neugebauer

Ach, wie leid ich in der Flamme,
die das heil'ge Dunkel schreckt,
wenn sie sich an Lebens Stamme
nach des Wipfels Fülle reckt!

Was ich, Wachsens froh, erhasche,
jeder Ast und jeder Zweig
bröckelt unter mir zu Asche,
wenn ich stürmisch ihn besteig.

Immer höher muß ich greifen,
vor dem tiefen Falle bang,
immer weiter muß ich schweifen,
folgend meiner Lohes Drang.

Die ich ungestüm umfasse,
vor mir selber auf der Flucht,
wüßtest du, wie ich sie hasse
meines Lebens heiße Sucht,

glaubtest mir, daß ich dich liebe,
die umlobernd ich zerstör,
Halt und Aufschwung meinem Triebe,
der sich ohne dich verlör

in der Finsternis, der Kälte
deines grenzenlosen Raums,
meiner Seele Glut vermählte
Nymphe du des Weltenbaums!

Das Unentrinnbare / von Bernhard Jülg

n der warmen Sommernacht, auf den letzten Stufen der Stiege kauend, erzählte Anna Falera ihren Freunden das grauenvolle Märchen von der Höhle von Steenfall, das die Seeleute aus Schottland in das südlliche Fischerdorf getragen hatten.

„... er war ein kühner, verwagener Mann, aber als er den schattenhaften Zug immer näher auf sich eindringen sah, als wollten sie ihn erdrücken, da entsank ihm der Mut und er glaubte vor Angst vergehen zu müssen. Aber man denke sich erst seinen Schrecken, als er zufällig die Augen wandte und dicht an seinem Kopf das gelbe Männchen steif und aufrecht sitzen sah, wie er es zum ersten Male erblickt hatte...“

Der Mond stieg langsam hinter dem schwarzen Nachbardach herauf und das gegenüberliegende Haus schimmerte heller und weißer als bei Tag. Man sah die Blumenstöcke in den Fenstern. Da und dort fraßen sich scharfe Schatten in die Wand.

Die jungen Männer rückten aber dahin, wo es noch dunkel war, weil sie ihren Schatz bei sich hatten und sie den hellen Mond für ihre Rüsse und Heimlichkeiten nicht brauchen konnten. Die haarsträubenden Worte der Anna Falera mischten sich in ihr Liebesgeflüster.

„... der größte von ihnen sagte mit graufiger Kälte: „ich bin der Kapitän des Schiffes Carmilhan, das auf dem Heimwege der Batavia mit Mann und Maus an dieser Felsküste zu Grunde ging...“

Die Mädchen horchten mit halbem Ohr hinüber und preßten sich fester an die Männer. Die warmen Hände hielten sich fest. Als die Geschichte zu Ende war und die Stimmen der Frauen aufflatterten, rief eine unter ihnen laut: „Marta,

jetzt geh endlich hinauf“ und dann plätscherte das Gespräch ruhig weiter.

Das kleine Mädchen saß in der Tür des Nachbarhauses und, als es den Ruf hörte, sah es ängstlich die dunkle Stiege hinauf, über die es hätte gehen müssen. Da begann eine andre Erzählung und Marta blieb sitzen, zusammengekauert.

Das Mondlicht wuchs immer länger in die finstern Ecken hinein und die Liebenden rückten immer enger aneinander. Sie und da lösten sich zwei Schatten los und verschwanden hinter der Ecke. Es mußte jetzt schön sein, längs des silbernen Meeres, das ruhig und tief atmete in der sinkenden Flut.

Die neue Erzählung floß weiter, wie ein dünner, murmelnder Bach.

„...wie sie eines Nachts wach dalag, hörte sie so seltsam abgehackte Tritte über ihre Stiege heraufkommen, daß ihr ganz kalt vor Angst wurde. Vor ihrer Tür machten sie halt, und dann klopfte es leise, dreimal. Sie fürchtete sich gräßlich, aber irgendwas zwang sie, hinzugehen und zu öffnen. Da stand draußen ein Mann, ganz steif in einem dunklen Anzug und das Gesicht nach hinten verdreht. Er wandte es langsam auf eine grausige Weise und das Mädchen erkannte ihren Bräutigam. Dann wehte es ihr kalt ins Gesicht und die Gestalt verschwand lautlos. Am nächsten Tag erfuhr sie, daß ihr Geliebter in der Nacht das Genick gebrochen hatte.“ — —

Die Turmuhr begann zu schlagen. Die Klänge schwammen in den hellblauen friedlichen Himmel hinaus, den das Mondlicht überflutete. „Es ist spät — es ist spät“ — stiegen einige Stimmen auf und mehrere Frauen erhoben sich und Rosa Grua ging in das Nachbarhaus und fand die kleine Marta ängstlich in der Türe stehen.

„Bist du noch da, du Frosch?“ — Das Mädchen lief

jetzt hinauf und sperrte sich in den winzigen Dachraum, wo sie ihr Bett hatte.

Sie war gegen vierzehn Jahre alt und ihre armselige verwaisste Kindheit hatte sie frühreif und nachdenklich gemacht. Sie sah nicht häßlich aus, mit ihrem dicken schwarzen Haar und den dunklen Augen im etwas gedrungenen Gesicht. Aber die Männer schaute sie noch nicht an, weil sie sich immer scheu in irgend eine Ecke drückte. Wenn die Not des Tages vorüber war, wartete in der Nacht eine andre Qual auf sie: die Angst. Oft träumte sie von einem Mann, der immer hinter ihr aus der Wand trat und sofort verschwand, wenn sie sich voll Furcht umschaute. Manchmal sah sie nur seine gelbe Hand um die Türecke geklammert — also lauerte er wohl dort hinten.

Sein Gesicht konnte sie nicht beschreiben, aber wenn er ihr tagüber begegnet wäre, sicher hätte sie ihn erkannt — glaubte sie.

Wie sie jetzt auf ihrem Strohsack lag und ihr die Märchen der Anna Jalera wieder einfielen, wunderte sie sich, warum ihr wohl alle diese Gespenster so bekannt vorkämen. Was war früher dagewesen, die Geschichten oder ihre bösen Träume? Darüber grübelte sie nach und kroch unter den Kissen und schlief freudlos ein.

Später schreckte sie wieder auf und sah sich in der mond hellen Kammer und begann sich zu fürchten. Wenn es nur nicht an der Türe klopfte...

Da kam vom Meer herüber der Gesang der Fischer, die friedlich vom nächtlichen Fischfang heimfuhren. Sie brachten oft von den fremden Küsten fremde schöne Liebeslieder mit. Sie sangen sie im Chor, langsam und schwermütig.

Die kleine Marta hatte keine Angst mehr, es kam etwas Warmes und Gutes über sie und sie ließ sich von den Stimmen der singenden Männer einschläfern.

* * *

Marta war 18 Jahre alt, als ihr Liebesfrühling kam. Es umgab sie der warme Hauch eines werbenden Mannes. Und willenlos und ohne Gedanken gab sie sich diesem neuen Gefühl preis — wie es arme und wenig glückliche Menschen oft tun, weil es ihnen schwer wird, vor einem der seltenen Geschenke des Schicksals zu erwägen, ob es ein böses oder ein gutes sei.

Der Mann brachte den starken Duft des Meeres in seinem Bart und in seinen Kleidern mit. Manchmal, wenn sie ihm voll ins Gesicht sah, kam er ihr plötzlich fremd vor und doch bekannt, — seltsam bekannt, wie eine Erinnerung aus einem andern Leben oder wie eine unbestimmte Ahnung, die Wirklichkeit geworden war. Und jedesmal, in diesen Augenblicken fühlte sie eine Art von kaltem Grauen.

„Woher kommst du und wer bist du, fremder Mann, den ich lieben soll?“

„Du weißt ja, daß ich's selbst nicht sagen kann.“

Sie hatten ihn als kleinen Knaben auf einem brennenden und untergehenden Schiff als einzig lebendes Wesen gefunden und ins Fischerdorf gebracht. Damals sprach er eine fremde Sprache, die vielleicht irisch war. Er nannte sich Fred. Seine Augen waren hell und das Haar blond. Wie er groß ward und ein brauchbarer Fischer, konnte er sich nur mehr wenig an seine Sprache erinnern und brauchte nur hie und da unbekannte Worte, um zu fluchen, oder um die Burschen zu ergötzen oder die Mädchen zu schrecken.

„Vielleicht bist du ein Königssohn — Fred“, sagte Marta und freute sich am seltenen Klang seines Namens. Wenn der Augenblick des Unbehagens überwunden war, konnte sie stolz auf die fremde Art des Geliebten sein.

„Dann wirst du eine Königin, mein Schatz“ —

Sie standen halb im Dunkeln, unter der Stiege. Marta war schön und glühend geworden, im Feuer dieser Liebestage. Und wenn der Mann heißer in sie eindrang, da

geschah es wohl, daß sie wie abwehrend die Hände auf seine starken Lenden legte, aber reglos und mit halbgeschlossenen Augen an der Mauer lehnte und seine Küsse erwartete.

Jeden Abend wurden seine Worte fiebernder und die Trennung schwerer. Marta glaubte, daß die Nerven noch nie so betäubend geduftet hätten als wie in dieser Zeit — daß die Abende noch nie so lau und so kurz gewesen wären und gewisse weiß überzogene fruchtbare Frühlingstage nie so warm.

Aber die einsamen Nächte waren lang und schwül. Manchmal erschien ihr im Traum der gelbe Mann und sie erwachte mit einem Todeschrei. Wenn sie dann mit klopfendem Herzen dalag, suchte sie Zuflucht im Gedanken an Fred. Aber sie wurde nicht ruhiger — denn ihr Leben am Tage kam ihr fremd und fern vor und es beschlich sie das Gefühl, auf immer in eine Einsamkeit verbannt zu sein, wo böse Schatten auf sie zukrochen.

Aber am Morgen feierte der Frühling und ihre Liebe immer neue Triumphe und sie glaubte, glücklich zu sein.

* * *

Einmal war Feierabend und Fred ruderte seinen Schatz ins Meer hinaus.

Die Luft war so schwer und feucht, daß man glaubte, sie zu trinken, nicht zu atmen. Das Wasser dehnte sich ganz glatt und schwach schillernd wie eine Schlangenhaut. Und der Himmel war mit einem dünnen, grauweißen Schleier überspannt, der mit der Dämmerung dunkler und dunkler wurde. Weit drüben tauchte das Antlitz des Mondes auf, riesengroß und gelbrot, ein fahles Gespenst der versunkenen Sonne.

Fred ließ die Ruder fahren und saß ganz ruhig neben Marta, aber er glühte ganz — so wie ein stiller Kohlenfeuer.

Sie merkte es wohl. Aber die Schwüle des Abends

drückte sie so, daß sie sich wie gefesselt fühlte. Sie lag im Boot und glaubte, ein Wort oder eine Bewegung sei eine unüberwindliche Mühe. Sie sah die Augen des Mannes begehrlieh an sich emportrieben und empfand ihre Ohnmacht doppelt.

Ein junger Fischer ruderte an ihnen vorüber, gegen die Küste zu.

„Oho“, rief er, „wir werden ein böses Meer bekommen.“ In dieser Stille war seine Stimme wohlklingend wie ein Dreiklang.

Marta schlug die Augen auf und sah in ein gutes braunes Gesicht, fast eines Knaben, mit frischen, vollen Lippen. Es war nur ein Augenblick, da sich die beiden Boote streiften, und Marta wußte nicht, warum sie so rot geworden war, unter dem Blick des jungen Mannes. Aber ihre Augen blieben am schlanken Bogen seines Leibes hängen, der sich stärker und schwächer in der Bewegung des Ruderns spannte und immer kleiner und kleiner wurde und hinter der kleinen Felsküste verschwand, die auf eine Strecke den flachen Strand unterbrach.

„Marta“, sagte Fred und suchte sie an sich zu ziehen.

Sie wehrte sich und sagte nur: „Fred, rudern wir zurück.“

Aber er ließ das Boot ruhig weiterrudern und starrte sie mit seltsam erregtem Gesicht an.

Die Dämmerung sank tiefer und der Mond warf einen bösen rötlichen Schein auf das Wasser. Es hob sich ein schwacher Wind und tausend kleine Furchen kräuselten das Meer als kröche eine riesige unsichtbare Spinne mit tausend Füßen darüber hin.

In der Ferne rauschte es dumpf — es kam wohl die Flut.

Fred schien alles zu vergessen, bis auf die Gewißheit, Marta zwischen Wasser und Himmel neben sich zu haben.

Sie begann sich zu fürchten und sie fühlte auch, daß

sie dem glühenden Werben des Mannes gegenüber schwach wurde.

„Fahren wir heim, Fred“, bat sie noch.

Da hatte schon die erste Welle der Flut das Boot erreicht und riß ein Ruder mit sich fort.

Nun wurde Fred wach. Er sah, daß das eine Ruder verloren war und das Boot gegen die Felsen trieb, wo es nicht landen, wohl aber zerschellen konnte. Der Wind blies jetzt viel stärker und es gingen ziemlich hohe Wellen. Und es wurde fast ganz dunkel. Fred arbeitete so gut er mit einem Ruder konnte und fluchte in seiner fremden Sprache. Das Boot sauste die Wellenkämme hinauf und jenseits wieder herab, jedesmal höher und tiefer. Marta fing in ihrer Angst laut zu beten an und glaubte jeden Augenblick in einem Wellental begraben zu werden.

Endlich saß das Boot auf der Felsenküste fest, ohne stark verletzt zu sein. Aber es war ausgeschlossen, ans Land zu gehen, weil man in der Dunkelheit den kleinen Weg tausendmal verloren hätte, der in den Stein gehauen war. Fred wußte wohl, daß die Gefahr schlimm war, wenn der Sturm nicht nachließ oder stärker wurde. Aber er hoffte, die Wut würde nachgeben und der Mond würde ihnen dann den Heimweg zeigen.

Und wirklich lichtete es sich nach einiger Zeit und das Meer wurde ruhiger. Aber es war nunmehr undenkbar ans Land zu gehen, weil die Flut schon zu hoch gestiegen war.

Sie mußten also die Nacht über bis zur Zeit der Ebbe im Boot bleiben.

Marta war zu Tod müde, fügte sich in Alles, legte sich auf den Boden des Bootes und schlief ein. Nach einigen Stunden erwachte sie plötzlich. Sie sah sich zwischen Wasser und Felsen, unter dem Nachthimmel, über welchen mondhelle Wolken jagten. Neben ihr saß ein Mann mit feuchtem Bart, die Augen auf sie gerichtet.

Sie erkannte die Wirklichkeit, aber einen Augenblick lang war ihr das Herz vor Schreck stillgestanden. Da rüdte der Mann dicht zu ihr hin, verwirrte sie mit heißen Worten und preßte ihren Mund mit seinen Lippen zu. Dies wurde ihre Hochzeitsnacht.

* * *

Als Marta und Fred Mann und Frau geworden waren, zogen sie in eine große Kammer mit einem winzigen Nebenraum, viele Treppen hoch, ganz unter dem Dach. Man sah über die Häuser bis zum Meer hinüber. Man sah die weißen und braunen Segel weit draußen verschwinden und wieder auftauchen. Man sah den schillernden Strand in der Ebbe und die Schaumkronen der Flut.

Marta war nicht überfliegend glücklich, aber still und zufrieden. Sie liebte ihren Mann, wenn er derb und ungestüm vom Meer kam, die zerrissenen Netze in eine Ecke warf und ihr dann mit einem rauen Wort einen Kuß auf die Lippen preßte. Aber manchmal war er gedrückt und schweigsam und bekam einen seltsam lauernden Blick und ein böses Lächeln, das ihr Furcht machte. Und er brummte seine fremden Flüche.

Sie und da mußte er zwei, drei Tage, eine Woche fortbleiben — so oft es einen größeren Fischzug gab. Dann saß Marta am Fenster hinter ihren Nesselstöcken, strickte ihre Netze und sang ein eintöniges Lied vor sich hin.

Einmal, als Fred fort war, begegnete ihr Carletto Lara, der junge Fischer, der an jenem schwülen Abend ihr Boot gestreift hatte. Er sah sie traurig an und ohne zu wissen weshalb tat ihr der schöne Junge leid.

„Oh Carletto, habt ihr keine Netze zum Fliden?“

„Seit mir ein schönes Fischlein ent schlüpft ist, mag ich nicht mehr fischen,“ sagte er und sein braunes Gesicht wurde um einen Schatten dunkler.

Marta wurde rot, lachte gequält und wandte ihm den Rücken.

Über spät in der Nacht hörte sie unter ihrem Fenster eine sanfte junge Stimme ein Liebeslied zur Mandoline singen.

Es war ihr süß und tat ihr weh. Ganz deutlich sah sie mit geschlossenen Augen sein gutes Gesicht mit den großen Augen und dem weichen, schönen Mund. Und dann erinnerte sie sich an den schlanken Bogen, der sich beim Rübern straffer und schwächer gespannt hatte, an jenem Abend. —

Die Stimme schwieg und nach einer Weile schien ihr, daß jemand die Holztreppe heraufschlich. Dann klopfte es leise und flüsterte: „Du Schatz“.

Es war ihr süß und tat ihr weh. Sie lag ganz still und traute sich kaum zu atmen. „Warum läßt mich Fred allein, warum läßt er mich allein“, dachte sie fortwährend. Da schlich es wieder die Treppe hinab, langsam, hoffnungslos und müde. — Und Marta hatte nie so sehr wie an diesem Abend gewünscht, daß Fred bei ihr wäre.

* * *

Um nächsten Tag kehrte er zurück. Der Fischzug war schlecht gewesen und Fred schien mißmutig und wortfarg. Man war einem englischen Schiff begegnet und die Matrosen hatten den Fischern einen starken Branntwein verkauft. Fred zog eine lange dünne Flasche aus der Tasche und trank daraus mit einer häßlichen, lüsternen Gier. Da wurde er etwas lustiger, bekam glänzende Augen, trieb Scherz mit Marta und ging nach dem Abendessen fort.

„Wart auf mich, ich komme bald“, sagte er zu Marta.

Und sie blieb allein und enttäuscht bei ihrer kleinen Lampe sitzen und nahm die Nêke vor und begann Knoten um Knoten zu knüpfen.

Von unten drangen lachende und erzählende Stimmen

herauf. Aber es ward bald stiller, weil nicht Feierabend war und drüben hinter der schwarzen Wand der Nacht ein neuer Arbeitstag wartete. Eine Thür nach der anderen fiel zu. Die Straße wurde öd und dunkel. Sie und da hörte man den barfüßigen Tritt eines heimkehrenden Fischers. Das Rauschen des Meeres drang lauter herüber durch die Stille. — Marta wartete geduldig, aber etwas, das ihr weh tat, stieg in ihr auf. Warum war Fred fortgegangen, am ersten Abend? Warum blieb er so lange?

Sie ließ die Aste zu Boden fallen und lehnte sich ans Fenster. Wolken mußten am Himmel hängen, denn kein Stern blinkte. Niemand kam die Gasse herauf oder herunter. Etwas später hörte Marta jemanden kommen, auf bloßen Füßen. Die Gestalt eines jungen Mannes tauchte auf und näherte sich, etwas wankend. Marta erkannte Carletto Lara. Er hatte vielleicht zu viel getrunken.

Seit Fred zurückgekehrt war, hatte sie den jungen Unbeter ganz vergessen. Herrgott, vielleicht wußte er noch nicht, daß ihr Mann gekommen war und wollte wieder versuchen, zu ihr zu kommen.

Sie lauerte in Todesangst, ob Carletto betrunken genug wäre, um an ihrem Haus achtlos vorüberzutaumeln. Er ging mit gesenktem Haupt, wie ein betrübtes Kind. Unter ihrem Fenster blieb er stehen, sah sich um und schien zu erwachen. Dann begann er leise sein Liebeslied zu singen und seine sanfte Stimme war etwas heiser, wie zersprungen, und das Lied eintönig und trostlos.

Noch nie hatte der armen Marta etwas so weh getan, wie das Trällern dieses Kindes auf der nächtlichen Gasse, für sie, für sie... Es zerschnitt ihr langsam das Herz. Ginge er vorüber, ginge er doch vorüber! — Carletto Lara schüttelte traurig den Kopf und trollte sich weiter, sein Lied summend. Nach wenigen Schritten verschluckte ihn die Dunkelheit. —

Marta blieb am Fenster und wartete auf ihren Mann. Drüben im Meer, weit drüben, tauchte hie und da ein rotes Licht auf und versank nach einer Weile wieder. Es waren vorüberziehende Dampfer. Sie kamen aus dem Dunkeln, wie ein Menschenleben, und verschwanden nach einem Augenblick ins Dunkle, rettungslos. Marta verfolgte eines mit dem Auge, in trüben, müden Gedanken. Als es untergetaucht war, drang durch die Nacht der klagende Ton der Schiffssirene wie ein verzweifelter Ruf um Hilfe. Und nichts war trauriger als diese Klage aus der Dunkelheit heraus.

Wühlisch trachte hinter Marta eine Diehle, wie unter einem Tritt.

Sie fuhr zusammen, zu Tod erschrocken und sah sich im leeren Zimmer, daß die Lampe nur schwach erhellte. Das Gefühl einer unendlichen Verlassenheit befiel sie. Ihre Einsamkeit schien ihr grenzenlos, ohne Anfang, ohne Ende. Sie hörte ihr Herz klopfen, als wäre es der einzige Laut auf der ganzen Welt. Und zugleich beschlich sie ein kaltes Grausen, das sie sich nicht erklären konnte — als müßten Gespenster aus der Wand treten, als stehe ein Toter hinter ihr, als kröchen Tiere aus den dunkelnden Ecken —.

Da knarrte unten die Türe. Es war Fred, sie erkannte seine Art. Sie hörte wie er den Fuß auf die erste Stufe der Holzterrappe setzte und dann langsam die nächste Stufe nahm und die nächste. —

Die Schritte klangen dumpf herauf, jeder ein wenig näher, jeder ein wenig lauter, aber keiner schneller als der andre, gleichmäßig wie die Schläge einer riesigen Uhr. Mit welchen grauenhaften Erinnerungen und Ahnungen verbanden sich für Marta diese unaufhaltsam näherrückenden Schritte auf der Treppe? Der gelbe böse Mann vom Traum meldete sich in ihrem aufgeregten Gehirn. Und die wahnwitzige, unbefiegbare, haarsträubende Angst überkam sie, daß

er es sei, der über ihre Treppe steige. Sie stand mitten im Zimmer, die Hände in die Brust gekrallt, daß sie nicht zerspringe. Das Herz klopfte bis zu ihrer Kehle empor und wollte sie ersticken. Die Schritte rückten näher, sicher und unabwendbar wie das Verhängniß. Es konnten nur mehr zehn, acht, sieben sein, sie dröhnten schon durch die Zimmerwand. Rote Nebel stiegen vor Marta auf, und ihr begann zu schwindeln.

Das Wesen draußen auf der Treppe nahm die letzte Stufe, stand eine Sekunde still und drückte gegen die Tür. Die Tür sprang auf.

Fred — nein, Herr des Himmels, das Gespenst — nein, Fred, aber betrunken, mit stierem Blick und bösem Mund und Zug um Zug der gelbe Mann im Traum.

Fred war das Gespenst, das Gespenst war Fred.

Marta stürzte mit einem unmenschlichen Schrei zu Boden, wie in der Hoffnung dort etwas zu finden, worin sie sich vergraben konnte.

Der Mann mit den gläsernen Augen ging auf sie zu und legte sich über sie.

Vater / von Hermann Wagner

n des Knaben Seele brannte seit den frühesten Jahren das Bewußtsein einer ungeheuerlichen Schande wie eine tiefe, sich nie schließende Wunde. Schon den Sonnenschein der ersten Erinnerung trübten die Schatten dieses dumpfen Bewußtseins: nachts in den Träumen tauchten sie auf, umflammerten die Brust als große nächtliche Vögel, die lautlos ihre weiten grauen Flügel auf und nieder schlugen und aus deren toten ausdruckslosen Augen das eiserne Schicksal starrte.

Schwer lagen diese Schatten auf seiner Seele, als eine schreckhafte Drohung, als ein grinsendes Rätsel. Aus seinen

Spieleu konnten sie ihn oft plötzlich aufschrecken, oder aus seinen Träumen, wenn er sich an dem Wogen der hohen Gräser berauschte, mit hellem Tauchzen zusah, wie die bunten Köpfe der Blumen unter den Rüssen des Windes nicken, sich in tiefen Bogen nach vorn oder rückwärts beugten. Es war dann, als lege sich eine eisige Hand auf sein Herz, das plötzlich still zu stehen schien, als erfriere sein Blut, als streiche ein Hauch von Moder an ihm vorüber.

Was mochte es doch sein?

Je mehr er begreifen lernte, ballten sich diese schemenhaften Vorstellungen eines Unbekannten zu etwas Realem, das er nur nicht verstand, aber dessen Bedeutung er ahnte, wurden ihm die Ahnungen zu Erlebnissen, die ein jähes Feuer in seinem Herzen schürten. Daß alles mit seiner Mutter in irgendeinem Zusammenhange stand, darüber hatte er sich Klarheit geholt: in vielen furchtbaren Nächten, in Nächten voll trostloser Bangigkeit, die seine junge Seele vergiftet und gebrochen hatten. Wie von einer dunklen Macht aufgerüttelt, war er aus tiefem Schlafe plötzlich aufgewacht. Seine Mutter hatte das Bett verlassen, saß am offenen Fenster und starrte stumm in die bleiche Nacht hinaus. In ihren Augen war ein Ausdruck, der ihn erzittern ließ. Eine Welt von Kummer lag darin, und der entsetzte, hilflose Blick unnütz gequälter Tiere. Sein Herz stand still. Wie gelähmt sah er zur Mutter hinüber. Und es stieg da jäh ein Haß in ihm auf, ein heißer, ein brodelnder Haß gegen das Leben da draußen, das so erbarmungslos und schwer auf ihnen lastete. Und immer wieder mußte er zur Mutter hinübersehen, die regungslos blieb und leise zu weinen schien. Aller Haß löste sich langsam auf und nichts blieb zurück als das Gefühl grenzenloser Ohnmacht und Traurigkeit. Weinend vergrub er den Kopf im Schoße der Mutter. Sie aber streichelte ihm begütigend die Wangen.

Und eines Tages hatte er es erfahren: er hatte keinen Vater. Oder, was das Schlimme war, er hatte einen, aber der war es nur in irgendeiner heimlichen Beziehung, die eine Schande war. Er war ein Ausgestoßener. Mit würgender Scham fühlte er die seltsamen, oft mitleidigen, öfter perfiden Blicke der Lehrer und der Erwachsenen auf sich, und es war ihm, als ob sie in die geheimsten Tiefen seiner Seele zu bringen vermöchten, die er voll feiger Ohnmacht wußte. Eine eiserne Faust hatte ihn meuchlings zu Boden gestreckt. Er fühlte sich zu ewigem Schweigen verdammt, zum knirschenden Verbeißen des lodernden Rachegefühls, wußte, daß er einen scheuen und schielenden Haß für alle Zeiten mit sich würde herumtragen müssen.

Dieser Haß aber war sein heimlicher Reichtum, den er unausgeseht nährte und schürte, dem er mit der grenzenlosen Macht jener Liebe anhing, die anfangs für alles Gute in ihm geglüht hatte und die vom Leben mit plumper Faust in ihm erwürgt worden war.

Er wurde immer verschlossener und einsamer, hatte keinen Anteil an der Welt seiner Altersgenossen, ward frühreif gescholten und als dummäuserisch und hinterlistig verachtet. Aber die Verachtung schmerzte ihn nicht mehr wie früher, sie tat ihm wohl, gab ihm gewissermaßen die Berechtigung zum Leben. Seine Phantasie erhitzte sich an den geringschätigen Blicken, seine Seele, getreten und geschlagen, blühte auf, wurde weit und war voll von glühenden und tönenden Bildern. Bald empfand er alle um sich her als Feinde. Und wie wünschte er, sie zu vernichten! Zitternd, erfüllt von dem heißen Gedanken an Vergeltung, floh er vor ihnen in seine eigene Welt, in sein Reich ausschweifender Phantastik, wo nur ein König war und mit allen, die wider ihn waren, erbarmungslos schaltete. Der Gedanke an kalte, wohlüberlegte Morde war ihm ein wollüstiger Nisbel. Ja, der Tod schien ihm als Sühne noch unzureichend. Als Krüp-

pel wünschte er seine Feinde zu sehen. Hilflos, bleich, einem schleichen Tode verfallen, sah er sie an sich vorüber schleichen und labte sich an der Vorstellung, wie er ihnen seine Rache zeit lebens, Tag für Tag, Nacht für Nacht, qualvoll und fühlbar zu machen verstanden hätte. Dennoch flackerte eine dünne Flamme in dem Dunkel dieses verbitterten Herzens. Eine letzte, nur halb eingestandene Hoffnung war in ihm vergraben und wagte sich in Stunden, da die Einsamkeit die Kraft des Widerstandes endlich zu lähmen drohte, schüchtern und tastend hervor, um wie ein Sonnenstrahl neu zu beleben. Hatte er nicht doch einen Vater? Draußen, auf freiem Felde, im Walde, oder wenn er nachts in seiner Kammer allein lag, sprach er hunderte Male das Wort vor sich hin: Vater! Es löste immer eine Art Scham in ihm aus, so daß er es nur ganz leise auszusprechen wagte. Auch weil es ihm etwas über die Maßen Großes, ja Heiliges und Geheimnisvolles auszu drücken schien. Und daß er es sagen durfte, daß er ein Recht, ein heimliches Recht dazu hatte, das ihm von niemand beschnitten werden konnte, erfüllte seine Seele mit einem selbstsam sprühenden Glanz, einem wogenden Leuchten.

Sein Vater war reich, groß und mächtig. Alles das wußte er von ihm. Aus den gelegentlichen Aeußerungen Erwachsener hatte er sich's erschlichen. Auch das Haus, das er bewohnte, war ihm bekannt. Es war eine graue Villa, die außerhalb des Ortes in einem großen, mehr wilden als gepflegten Parke stand und von alten und dichten Kastanien umgeben war. Man sah nur Teile der glitzernden Fenster aus dem üppigen Laube hervorlugen, und kostbare Stores verhinderten jeden Blick in die Zimmer, die immer unnahbar, wie von fühlbarer Majestät umwoben schienen. Des Knaben Sehnsucht verzehrte sich nach diesen Räumen. Ihm war, als habe er einen Anteil an ihnen, als lebe er jetzt nur in einer Verbannung, oder als sei die Not, die ihn zu

Hause umgebe, nur ein böser Traum, aus dem er bald erwachen müsse, um von der Wirklichkeit, die hier eingeschlossen lag, Besitz zu ergreifen.

Träge, eintönig und freudlos schlichen die Tage.

Der große, schwer duftende Garten mit dem lodenden Gebäude darin spukte immer mächtiger in dem Gemüte des Knaben. Ihm war, wenn er im Dämmerchein mit klopfendem Herzen die alten Kastanien entlang schlich und Blicke voll bittender Sehnsucht über die zitternden und lächelnden Äste und Zweige hinwegschickte, als entfalte sich jenseits des rostigen Zaunes eine neue, ganz andere Welt, ja die eigentliche Welt überhaupt, und es liege nur an ihm, sich über das Geländer zu schwingen, um alles, wonach sein Herz dürstete, zu erreichen. Sollte er es wagen? Hunderte Male fragte er es sich und wagte es doch nicht. Das Haus lag zwar einsam, nur selten zeigte sich in der Dämmerung ein Mensch in seiner Nähe, und auch im Garten war nie jemand zu bemerken. Aber immer war es ihm noch zu hell. Er setzte seine ganze Hoffnung auf die tiefe, mondblose Nacht. Wenn alles finster und still war, wenn alle schliefen und nicht ahnen konnten, was er vorhabe, wollte er lautlos über den Zaun steigen und sich dem Wunderbaren in die Arme werfen. Gesah von dem, was in den Märgen vor sich ging, das Seltsamste nicht gerade bei Nacht?

Eine schwüle Julinacht fand ihn bereit. Gewandt und lautlos entwich er seiner Kammer und glitt wie eine Rahe über den Hof in die brütende Finsternis. Ohne Furcht, mit nachtwandlerischer Sicherheit, eilte er durch die Straßen, bis er atemlos vor dem düsteren Parktor stand. Fast hätte er aufgeschrien. Das erste Mal drang ein Lebenszeichen aus dem Hause zu ihm. War es ein Gruß, ein Wink? Aus einem der hintersten Fenster, etwa in Manneshöhe, durch den gestickten Vorhang hindurch, kam der matte Schein eines Lichtes.

Als er den Zaun überstiegen hatte und seine bloßen Füße zaghaft durch den kühlen feinen Sand zog, überkam ihn wieder die alte Bangigkeit. War es nicht vermessen, in diese schlafende Pracht einzudringen? Wie, wenn das Haus von Hunden bewacht wurde, die aus irgendeiner Ecke plötzlich hervorbrechen konnten, um ihm die Zähne an die Gurgel zu setzen? Nichtsdestoweniger ging er weiter: langsam, vorsichtig und tastend, Schritt für Schritt, immer dem erhellten Fenster entgegen. Bis er, ziemlich in der Mitte des Parkes, auf einen freien Platz kam, wo das ausgespieene Wasser eines Springbrunnens munter plätschernd in das Bassin zurückfiel. Hier nahm er auf einer Bank Platz. Zog die Beine, da ihn zu frösteln anhub, dicht an den Körper herauf, schlang beide Arme darum und starrte unausgesetzt auf die erleuchteten Scheiben. Er war voller Erwartung.

Aber gar nichts geschah. Wie lange er auch wartete und so sehr er, um kein Geräusch zu überhören, sich sogar bemühte, den Atem anzuhalten, alles blieb still. Den dünnen Strahl des Springbrunnens ausgenommen, der gleichmäßig und eintönig niederfiel. Leben war auch noch hinter den erleuchteten Scheiben. Des Knaben Blicke lagen gierig auf ihnen, bemüht, ein Zeichen zu erhaschen. Dort, hinter den Vorhängen... sicherlich... dort verbarg sich, was ihm Aufklärung schaffen mußte. Zeichnete sich auf der weißen Fläche des Vorhanges nicht ein dünner Schatten ab, der sich hin und wieder bewegte, auf und abzuwandeln schien, größer und kleiner wurde? Wie, wenn er noch näher schliche, sich zum Fenster hinauffschwänge und hinein sähe? . . .

An der glatten Mauer rihte er seine Haut blutig. Aber leuchtend arbeitete er sich schließlich hinauf, klammerte sich mit beiden Händen am Fenstervorsprunge fest und brachte den Kopf hart an die erste Scheibe. Daß ihm alles Blut zu Kopf gestiegen war und die Adern herausquollen, spürte

er nicht. Das Herz hämmerte, die Pulse flogen. Seine Muskelkräfte waren bis zum Äußersten angespannt. Mit beiden Armen hielt er sich fest: die Füße hatten keinen Halt, sondern baumelten lose in der Luft. Trotzdem hielt er aus. Spähte wild durch die Scheiben.

Er sah eine Art Arbeitszimmer. Vor einem Schreibtische, mit dem Rücken gegen das Fenster, saß ein Mann. Ein älterer Herr, dessen Schläfen schon anfangen, grau zu werden. Er las in einer Zeitung und rauchte. Sog in längeren Abständen an seiner Zigarre und stieß den Rauch mit einer gewissen Behaglichkeit von sich.

Die Augen des Knaben waren weit geworden und glänzten. Das Gefühl einer merkwürdigen Freude würgte in seinem Halse. Er mußte klopfen und sich bemerkbar machen. Er mußte! Zitternd versuchte er seinen Arm loszulösen. Vergebens. Er war nicht imstande, sich mit einem Arme festzuhalten. Alle Kräfte verließen ihn plötzlich. Er wußte, daß er in den nächsten Sekunden herabfallen würde...

Noch einen langen Blick warf er in das Zimmer. Und indem seine Hände die Mauer fahren ließen, entrang sich, vom Weinen halb erstickt, seinen Lippen der Ausruf: „Vater!“ — — —

Nacht / von Robert Hohlbaum

Was die Nacht mir wohl bergen mag?
Liegt hinter ihr ein goldenes Glück
oder ein trübe verdämmernder Tag?
Oder weicht sie nimmer zurück,
bleibt stets bei mir, gewaltig, groß,
und ich entschlummere in ihrem Schoß — ?

(gez. von Max v. Esterle)



Karl Kraus

Vorlesung Karl Kraus^{*)}

Man kann dem Wesen einer schriftstellerischen Persönlichkeit, deren Eigenart in ihrer Wirkung auf die Zeit zwar erkannt (und vielfach dort am gründlichsten erkannt ist, wo gleichzeitige Nicht-Anerkennung sich als Notwehr dieser Erkenntnis fühlbar macht), in ihrer ursprünglichen Bedeutung über das Zeitläufige hinaus jedoch erst vage empfunden wird, kaum besser in die Tiefe nachspüren als durch den Versuch einer Abgrenzung gegen Persönlichkeitsanalogien, die mit Recht und Verdienst zum Vergleich herangezogen werden. Die Vorstellung, daß die geniale Begabung keine Vorbilder hat, erscheint in jedem Betracht einleuchtender als die Erkenntnis, daß sie ohne Vorläufer kaum zu denken, geschweige denn in ihrem eigensten Wert zu verdeutlichen ist. Es klang, wie immer, bis heute paradox, doch nun bestätigt, wie immer, es die Zeit: Das Talent tritt „origineller“ auf als das Genie. Es gibt sich vergeistigter als der Geist. Es ist abgeklärter als dieser, weil es sich aufgeklärter in die Welt setzt. Es hält mit einem raffinierten Illustrationsvermögen anscheinend sinnvoll ein Weltbild zusammen, das die simple Perustrationskraft des Genies scheinbar sinnlos zerschlägt. Wo zwischen schöpferischer Begabung und Talent die geistige Grundanschauung divergiert, liegt ja der Fall einfach und klar: es entsteht da in der Regel jenes banale Verständnis einer Unebenbürtigkeit, das dem Kulturverwerter zunächst den

^{*)} Veranaltet als erster literarischer Abend des „Brenner“ am 4. Jänner im kleinen Stadtsaal zu Innsbruck. — Karl Kraus, nach beiden Abteilungen zu mehreren Zugaben genötigt, las im ersten Teil: „Der Traum ein Wiener Leben / Die Feuilletonisten plündern den Hausrat der Natur / Riebau und Lido / Ostende, erster Morgen / Die Vision vom Wiener Leben / Vorstellung eines Tages der Kindheit / Die Welt der Plafate / Die Malerischen“ — im zweiten Teil: „Die chinesische Mauer / Der Viberpelz / Zur Erleichterung des Lebens / Der Deutlichkeit halber.“

Vorzug vor dem Kulturumwerter, dem ewigen Weltverbesserer vor dem zeitentbundenen Weltverförer gibt. Wo indes die Vollreife eines Talents, in dem das Geniale irrlichterliert, der Unreife eines nachgeborenen Genies, das vom blizenden Talent oft schwer zu unterscheiden ist, auf der Oberfläche einer geistigen Verwandtschaft begegnet, entsteht mit Vorliebe jenes fatale Mißverständnis einer Ebenbürtigkeit, das den Vorläufer als den Erfüllenden, den Erfüllenden als den Nachläufer begreift, das der Priorität in jedem Fall das Recht auf Originalität zugesteht und den Grad der geistigen Verwandtschaft an der Zufälligkeit gedanklicher Uebereinstimmungen, der Uehnlichkeit gedanklicher Formulierungen, nicht an der Spannweite der geistigen Naturelle mißt. Man hat Karl Kraus mit Swift, mit Talleyrand, mit Lichtenberg verglichen. Man hat ihn mit Saphir und Oskar Blumenthal verglichen. Und zwischen den beiden Polen dieser Vergleichsbedürfnisse, die immerhin mehr als das Problematische seiner Bedeutung fixieren, bewegt sich nach wie vor das weite Flachrund eines kritischen Betriebes, das an Hervorragendem überhaupt nicht Anstoß, geschweige denn dazu Stellung nimmt.

Die einzige literarische Vergleichsmöglichkeit jedoch heißt Lichtenberg. Wer Karl Kraus zu außerdeutschen Satirikern in Beziehung setzt, mag zwar diesen oder jenen charakteristischen Zug beleuchten, der heute schon das ungewisse Selbstporträt dieses einzigartigen modernen Schriftstellers zur künftigen Aufnahme in die Ahnengalerie der souveränen Spötter empfiehlt; insoweit aber diesen Vorfahren die Sprache nur das Mittel war, Ideen und Gedanken auszudrücken, die auch in einer Uebersetzung zu vollem Leben erwachen, greift die Parallele fehl. Sie verkennt ein Grundelement des Kraus'schen Schaffenszwanges, das Besondere seiner Dialektik. Denn seine Gedankenwelt, die durch die Zubringlichkeiten eben jener Außenwelt, die sich durch Ideen

fortbewegt, erst in Schwingung gerät, empfängt in ihren wichtigsten Auslassungen wie in ihren visionärsten Gestaltungen ihre eigentliche Leucht- und Ueberzeugungskraft so sehr vom Geist der Sprache, der sie sich täglich neu entbindet, daß sie ebenso unübertragbar erscheint wie sein Stil, der den innersten Lebensnerv dieser Sprache in einer Weise bloßlegt, daß (wie Goethe sagt) jedem Wort der Ursprung nachklingt, wo es sich herbedingt. In Lichtenberg jedoch scheint in der Tat eine satirische Denkkraft vorgeboren, deren sprachliche Tektonik etwas von jenem elementaren Stilprinzip durchschimmern läßt, dessen völliges Erfühlen und Verdeutlichen — verbunden mit dem Mut, die eigene Vorstellungskraft den strengen Forderungen dieses sprachlichen Prinzips bedingungslos zu unterwerfen — Karl Kraus nicht bloß zu einem glänzenden Stilisten, sondern zu einem stilistischen und denkerischen Phänomen macht. Diese Gabe nun oder richtiger dieses Verhängniß, gleichsam den Geist der Sprache für sich denken zu lassen und ihm traumwandlerisch in die Labyrinth einer Vorstellungswelt folgen zu müssen, wo sich aufdämmernde Erkenntnisse nicht mehr rational begreifen, sondern wie Licht und Luft und alles, was ohne Anfang, ohne Ende und ohne Sinn und Unsinn ist, nur mehr geistig einatmen lassen — dieses bei aller Trefflichkeit scheinbar Zweck- und Ziellose einer schöpferischen Selbsterschöpfung, — das derzeit noch mystisch verhüllte dieser vehementen Selbstentblößung ist es, das den originalen Wert des Verfassers der „Sprüche und Widersprüche“ bedingt und ihn von allen Vorläufern, auch von dem völlig unpathetischen, mehr auf den Intellekt der Spekulation als auf den des Temperaments gestellten Lichtenberg unterscheidet. Den geachteten Kunstdenkern aber ist gerade dadurch dieser unqualifizierbare Denkkünstler höchst verdächtig. Sie empfinden das Knarren der Angeln, aus denen hier eine Welt der flüchtigsten Erscheinungen gehoben

ist, als die Leistung und den Energieaufwand von Haß und Liebe, der diesen flüchtigen Mikrokosmos künstlerisch perspektiviert und in überwirklichkeitsgetreuer Verzerrung festhält, als das Geräusch, und zwar als ein umso disharmonischeres Geräusch, je mehr sich dieser künstlerische Aufwand vom motivlichen Anreiz entfernt, je verbohrt er in sich dieser Distanzierungstrieb erscheint. Sie erblicken darin nur den Bluff einer Methode, deren sinnfälliger antagonistischer Mechanismus (vielleicht nur weil er aus sich kein Geheimnis macht) ihnen allzu plausibel und daher geistig leer zu laufen scheint. Diese so gründlich auf- und abgeklärte Zeit erkennt zwar den Lyriker, den Epiker, den Dramatiker (oft in abgegriffenen Exemplaren) als denkenden Künstler an, aber sie läßt den satirischen Gestalter ihrer Unkultur weder als Denker noch als Künstler gelten. Diese Zeit hat Hogarth und Goya, die grotesken Sittenschilderer ihrer Zeit und ihres Landes, als künstlerische Revolutionäre entdeckt und ihre große Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der neueren Kunst dem Verständnis erschlossen. Sie selbst aber verschließt sich dem letzten Verständnis einer in und aus ihr wirkenden literarischen Persönlichkeit, deren geistige Akunst nur in dem graphischen Werke der genannten Bildkünstler ihresgleichen hat. Ist es nicht seltsam, daß sie den „Strichwitz“ bei Goya als sublimen Reiz der künstlerischen Rhythmik zu würdigen versteht, während ihr das analoge Mittel, die Konzentrationskraft des künstlerischen Ausdrucks zu verdichten, bei Karl Kraus — nämlich sein Wortwitz — wider den Strich geht? Dort findet sie durch Witz und Pathos den dunklen Urgrund eines künstlerischen Wirkens erhellt, das dem eminent Zeitbefangenen des Sujets in einer oppositionell-persönlichen Darstellung den außerzeitlichen Rhythmus gab. Hier, wo der moderne Zeitgeist selbst die Reibungsfläche ist, an der eine stets sprungbereite, ins Dunkel ihrer geheimnisvollen Sendung geschmiedete Phantasie sich

zu sich selbst befreit, indem sie sich zu Visionen entflammt, die wie blitzartige Erleuchtungen plötzlich in greller Schärfe, in weher Nähe und gespenstischer Losgebundenheit eine Welt auffpringen machen, die im stumpfen Licht des Alltags fern und verumumt, gleichgültig und unberrückbar daliegt — hier, wo sie keine lebendige Vergangenheit, sondern ihre verlebte Gegenwart attackiert fühlt, verliert diese Zeit die Witterung für das Außerordentliche eines Gährungseregers wie Karl Kraus. Hier wertet sie Wiß und Pathos als Effektpole eines technischen Raffinements, während es in Wahrheit wie bei Goya die Affektpole einer Anschauung — zwar keiner geläufigen Welt-, doch einer ungeläufigen Mitweltanschauung — sind. Schließlich aber hat es seine tiefere Bedeutung, wenn der spitzfindige Kunstverstand einer Zeit, die die Lösung der Welträtsel im Kopf und ihre eigene Auflösung im Herzen trägt, einer künstlerischen Phantasie Gefolgschaft weigert, die ihm verruchterweise nichts mehr zwischen den Zeilen, aber alles über den Zeilen zu lesen übrig ließ. Denn aus der Notgedrungenheit dieses Unverständnisses (das immerhin schon fühlen mag, daß hier ein Stein des Anstoßes sich allgemach zu einem Markstein auswächst), nicht aus der Beiläufigkeit von Mißverständnissen ist dieses Dasein Karl Kraus erst als ein Schicksal zu begreifen.

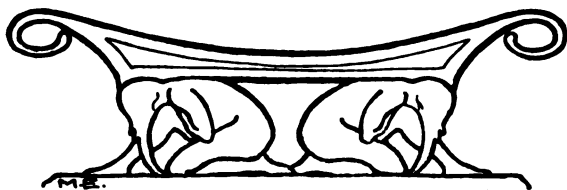
Diese grundlegende Erkenntnis läßt sich nun freilich nur aus einer gründlichen Kenntnis der Gesamtleistung schöpfen. Der Vortrag einzelner, zum Teil natürlich auch mehr wirksamer als in tieferem Sinn charakteristischer Bruchstücke kann diesen entscheidenden Eindruck kaum vermitteln. Ja, es fragt sich, ob der Umstand, daß sich hier eine tief absonderliche, immerhin noch vieldeutige Erscheinung, von der nur feststeht, daß sie im gegenwärtigen deutschen Schrifttum ohne Beispiel ist, dem Publikum gewissermaßen von ihrer zugänglichsten Seite zeigen muß, den Zugang zu dieser Erkenntnis nicht

vielmehr verlegt. Die lebhafteste Anerkennung, die Karl Kraus als Interpret seiner Schriften findet und die ihm auch hier von einem überraschend zahlreich versammelten Auditorium spontan gespendet wurde, vermag mich in dieser Ansicht nur zu bestärken. Denn in mir wurzelt das Gefühl, daß ein gut Teil dieses Beifalls dem prompten Auffassungsvermögen entspringt, mit dem das Publikum an einer im Tiefsten schwer verständlichen Persönlichkeit zunächst das Wirksame ihres Mißverständlichen aufgreift — das heißt: jenes unmittelbar Verständlichen, das ihr tiefstes Wesen mehr verschleiert als enthüllt. So wird z. B. der minder orientierte Hörer, der einem „Humoristen“ sein willfähriges Entgegenkommen zu bekunden wähnt, hinter der grotesken Laune, die jene drastischen Satiren wie „Die Welt der Plakate“, „Der Biberpelz“, „Der Traum ein Wiener Leben“ schuf und vortrug, schwerlich das Pathos einer Weltbetrachtung wittern, dem die ernst und einsam ragende Kulturtat der dreizehn Fackel-Jahrgänge zu danken ist. Die volle Harmonie dieses Verbundenseins zweier scheinbar unvereinbarer Ausdrucks Extreme wird gewiß nur jenen eingehen, die die tragische Resonanz einer solchen Weltbetrachtung auch noch aus ihren heitersten Varianten herauszuhören vermögen. Mit umso größerem Nachdruck aber ist nach dieser prinzipiellen Feststellung hervorzuheben, daß der Abend gerade dem Kenner des Kraus'schen Schaffens eine Überraschung bot. Es erwies sich nämlich, daß in der äußerst luziden Art des Vortrags, der hell, scharf und eindringlich — ohne eine Spur jener Sonorität, auf die die Brusttöne der Ueberzeugung angewiesen sind — im wesentlichen mehr das Wie als das Was der Gestaltung betont, einige Glossen und aphoristische Betrachtungen zu besonderer Geltung kamen, denen man diese zarte Leuchtkraft kaum zugetraut hätte. Wie etwa „Tag der Kindheit“ und „Ostende, erster Morgen“: an welchem letzterem Beispiel besonders klar wurde,

wie sehr die eigenartige Reizempfindlichkeit, die diese kleinen satirischen Gebilde konzipiert, jener des Lyrikers verwandt ist. Die energischste Zusammenfassung aber aller jener Momente, die auch dem Ahnungslosen eine Ahnung von der wesentlichen Bedeutung dieser Kampfnatur vermitteln können, bedeutete der Vortrag der „Chinesischen Mauer“: Hier, wo Karl Kraus es wagen durfte, Zitate aus Shakespeare und aus der Apokalypse in einer Weise anzubringen, daß sie wie aus seiner eigenen Schöpferglut gehoben scheinen; hier, wo in dem visionären Feuer der Paraphrase der stoffliche Anlaß wie zu Asche verbrennt; hier, wo ein elementares Ethos zu jener bezwingenden Geberde ausholt, die einer Moral, die davon lebt, ihren Bekennern die Hölle auf Erden heiß zu machen, ihren Himmel auf Erden verhängt — hier, wo nur mehr der Rhythmus einer schöpferischen Leistung sprach, hier konnte auch der allgemeine Beifall nur dem künstlerischen Einklang von Vortrag und Gestaltung gelten.

Wir danken Karl Kraus, daß er unserer Anregung, in Innsbruck zu lesen, gefolgt ist, und hoffen, daß er gelegentlich auch einer neuerlichen Einladung Folge leisten wird.

Ludwig von Fider



In eigener Sache

Dem Herausgeber des „Brenner“ sind die folgenden beiden Briefe zugegangen:

Wien, am 27./12. 1911.

Herr v. Fiderl!

Auf Ihre letzterhaltene Erklärungen hin werde ich Sie also, gemäß Ihrem ausgesprochenen Wunsche, direkt ebenso, wie Ihren „Benedikt“, behandeln, wie Sie es ja auch, nach Ihrem mir geoffenbarten Kunstempfinden, tatsächlich verdienen. So sage ich Ihnen daher sogleich vorweg, daß all' das, was ich gerade Ihrem braven „Benedikt“ geschrieben, ganz wenigstens ausgenommen, gleichzeitig auch für Sie gilt. Ihr seid nämlich beide „Benedikts“ unter einer Decke; das ist wenigstens nur zu wahrscheinlich. Daher, da Ihr also beide wissen sollet, was ich dem anderen sage, sende ich Euch diese beiden Bogen in einem Couvert; und wenn ich wissen würde, daß noch mehr solche „Benedikts“ in Eurem Bunde ständen, so würde ich das gleiche tun. Ob ich dann nur einen oder alle diese „Benedikts“, die durch ihrer Unnatur eigenem sauberen Kunstempfinden mich in meinem künstlerischen Schaffen direkt und in solch' öffentlicher Weise noch dazu, zu verlegen die Gemeinheit hatten, zur Verantwortung zu ziehen gedente, das, denke ich, sei doch meine Sache! verstanden? umso mehr, wenn auch die anderen „Benedikts“ wie dieser Ihrige gleichwie Sie selber sich gleichfalls so gerne als verantwortlich für ihr Gebahren mir gegenüber erklären. Die „Benedikts“ außer Ihrer eigenen Person erregen meine Empörung sogar noch mehr als Sie selber, insofern Sie kein Maler, während jener oder jene solche sind, die weit besser täten sich Mühe zu geben selber allmählig fort und fort besser den Pinsel führen zu lernen, anstatt Kollegen in solch' impertinenter Art, wahrscheinlich aus Neid, derart öffentlich zu verunglimpfen, herunter zu zerren, ja mit Kot zu bewerfen! Was spielen die „Brenner“ „Benedikts“ selber denn für eine Rolle im Reiche der bildenden Kunst? Ja, wenn es mit dem — Maul gienge! Eigens für Sie habe ich weiter zu ergänzen, daß ich Ihren „Brenner“, der sich einen Brenner diesmal auch holen soll! mit seinen so „eminent kunstgelehrten“ Recensionen über meinem, des Albert Mattners u. Anderer Schaffen enthielt, ganz zufällig beim Maler Riß in Schöna, bei Meran, in die Hände bekam. Befragen Sie, bitte, diesen nur selber, was auch er, der wenigstens ebensoviel in der bildenden Kunst kann und versteht als Ihre „Benedikts“, über die schöne Recensierung meint! Sicherlich nimmt gar jeder Anstoß an demselben, der mich und mein Schaffen auch einigermaßen nur kennt! Feinde sind hiervon freilich ausgenommen. Aber Maler Riß sagt mir: „viel! Feinde, viel Erfolg.“ — Soll nun die Kunstschau, die der „Brenner“ durch seinen „Benedikt“, durch seinen verstickten, hält, Sympathie und Ruhm für ihm, für das Blättchen bringen? — Wer eigentlich dieser Ihr „Benedikt“, dem der conträre Name „Maledikt“ wohl weit besser anstünde, ist, hat mir Herr Dr. Reinhold von Zingerle, Gerichtsrat in Innsbruck, berichtet, worauf ich, um ganz sicher zu sein, auch den mir bezeichneten Mann selbst noch darum befrag, für welcher „schönen, mannhaften“ Erwiderung ich ihm gewiß noch danke. Von Zingerle schrieb mir ferner: — wörtlich — „Man sieht aus

seiner Kritik, daß seines Taktgefühls und Kunstkönnen nicht immer Hand in Hand gehen. Nach meiner Ansicht richtet sich der Ton seiner Kritik schon von selbst. Mir machte sie den Eindruck, als ob sie mehr eine literarische Leistung sein wollte, denn als Urteil war sie zu „ungezwungen feindlich“ und phrasenhaft affektiert. Die gaullerische Geschicklichkeit der südlichen Völker, zu denen er auch nach seiner Abstammung gehören würde, äußert sich in dieser Kritik eben besonders stark. Darum wird sie auch in dieser Form niemand ernst nehmen und ich würde sie ruhig bei den alten Feste[n] des „Brenner“ schlummern lassen. Uebermäßig viele lesen den „Brenner“ ja ohnehin nicht. Ein Schwurgerichtsprozeß stünde nicht dafür. . .“. Folglich lasse ich nun also die Klage fallen; nichtdestoweniger werde ich jedoch nicht ermangeln, mir auf anderer Art eine Genugtuung dafür zu verschaffen. Dessen seiest Ihr, Männer des „Brenner“, sicher! — Von Ringerle ist derjenige, der die Zeilen über meiner Kollektivausstellung, die ich im Rundsaale des Ferdinandeums gehabt habe, im „Allg. Lit. Anz.“ gebracht hat. Haben Sie dieselben gelesen? auch die „Mer. Zeit.“, handelnd über die Weihnachtsausstellung des Meraner Künstlerbundes, auf welcher auch ich vertreten war, u. zw. mit denselben Werken, die ich dortmals in Innsbruck hatte? Da lieft sich die Sache anders!

Mit Verachtung: Fr. Ferd. Nizzi.

*

Brigen, am 26./12. 1911.

Herr v. Esterle!

Ich habe Ihnen nicht geschrieben bezw. mitgeteilt, daß ich Sie für den „Benedikt“ der „Brenner“ Kunstschau ansehe und ebenso auch nicht Ihnen meine Anfrage vorgelegt, ob Sie etwas dagegen haben, wenn ich Sie für diesen besagten „Benedikt“ halte, sondern Sie gefragt, von Ihnen selber die Erklärung in Ihrem eigensten Interesse verlangt, die mir sagt, ob Sie denn sicher dieser obige „Benedikt“, der die so treffende Recension über meiner Kollektivausstellung Mitte Nov. für den Brenner gebracht hat, sind oder nicht. Ihre darauf gegebene Erwiderung, dieses Ihr dummes Blinden-Spiel auf meiner an Sie gestellten Anfrage, wie oben angedeutet, sieht nun aber in der Tat die Kunstrecensionen, die unter „Benedikt“ in der „Brenner“ Kunstschau in der Regel gehalten werden, die vor Verständnislosigkeit, Gehässigkeit, Gemeinheit und Roheit triefen, absolut gleich, so daß nun gar kein Zweifel mehr darüber bestehen kann, wer dieser famose „Benedikt“ eigentlich ist! Ferner, ob Sie wohl etwas dagegen einzuwenden haben, wenn ich Sie für die Recensierung meiner im Rundsaale des Ferdinandeums gehaltenen Kollektivausstellung verantwortlich mache, darum habe ich Sie, bitte, mit gar keiner Silbe gefragt, weil ich Sie um das überhaupt, nachdem ich über die fragliche Persönlichkeit klar bin, nicht und niemals erst befragen werde! Selbst wenn Sie trotz alldem in Wahrheit nicht dieser berichtigte „Benedikt“ wären, auf meiner an Sie diesbezüglich gestellten Frage und Ihrer mir auf derselben gegebenen Antwort hin steht mir nun stets das Recht zu, Sie als denselben zu behandeln, zur Verantwortung zu ziehen, in welcher Weise einerlei. Noch etwas: Auch im konventionell lügen scheinen Sie ungeachtet Ihres so herrlichen Brennerreformmententums dennoch mit dem abgetragenen, verbrauchten alten Mode d. h. mit dem Groß, mit der rückständigen Masse der simplen Schablonenmenschen der Konvention einher zu gehen, denn Sie schreiben mir „Sehr geehrter Herr“ und von

„Ihrer gesch. Aufschrift“, einem Individuum, den Sie in der Kunst nur als Gauller, mit anderen Worten als einen kleinen Schwindler in derselben frei und öffentlich bezeichnen, das, nach Ihrer großartigen, absolut „Auctoritativen“, „unfehlbaren“ Recension auch nicht der minimalsten Ehre eines freien, selbständigen Künstlers wert ist, da es ja, zudem, als solcher nur ein malender Geschäftsmann, ein Künstler für's Volk ist, wobei hier das zum Schlusse noch hinzufolgende „Hochachtend“ sich zum Ganzen, das, wie schon gesagt, vor Schüftigkeit und Gemeinheit trieft, wiederum nicht wenig dumm oder abermals lügenerisch genug ausnimmt! Tatsächlich: Man kann den „Brenner“ wegen des Besizes eines solchen „Benedikt“ nur gratulieren, denn zu seiner Kunstschau, die er hält, vermöchte derselbe wahrlich keinen besseren zu finden. Was mich und meine Sache aber betrifft, erkläre ich Ihnen, daß Sie sollen, und Sie mögen vorderhand von mir denken wie Sie wollen, diesmal gerade mit dem Richtigen zusammengekommen sein! Schreiben Sie sich das, bitte, nur hinter's Ohr! Daher gewärtigen Sie, niederträchtiger Dube von einem Edelmann, was nun über Sie von mir folgen wird! Nun sollen Sie mich besser kennen lernen, wenn ich Ihnen bis jetzt so viel wie noch gar nicht persönlich bekannt war. Dies schwört Ihnen, wenn Sie nur ein wenig Geduld haben,

Ihr

neuerworbener, steter Feind, der heißt: Fr. Ferd. Rizzi.

Der Feinde will, sucht, soll solche finden!

Ecce Rizzi! Seine Geistesverwandten aber, die eine Verlezung ihrer Selbstüberschätzung gleich als Tarifffrage auffassen, wollen sich nicht exponieren. Sie soufflieren die Briefe, die sie an Stammtischen konzipieren, lieber einem Unglücklichen, der es nicht merkt, wenn er den Kopf verliert. Sie sind es, die mir gegen ihr besseres Wissen unsaubere Motive untergeschoben lassen. Sie können es mir nicht verzeihen, daß ich die Aufrichtigkeit der Signatur für belangloser halte, als die Aufrichtigkeit der Kritik, und daß ich es für wichtiger ansehe, die Kunst zu verteidigen, als die Unkünstler nicht anzugreifen. Was geht aber Herrn von Fider und mich ihre Mißstimmung an? Sie übersehen, daß wir von vornherein auf die Nachteile ihrer Gefolgschaft verzichten. Sie übersehen auch, daß der „Brenner“ überhaupt nicht jenes beliebte Genre pflegt, das allen schmeicheln will und daher keinen höheren Maßstab brauchen kann. Ihre Mimikry versagt vor uns. Wir sehen die Frage einer entsehllichen Unkultur, aber wir lassen uns nicht einschütern. Selbst meine Pseudonymität gebe ich nicht auf. Sie ist noch immer besser, als die Anonymität von Kritikern, die hinter ihren Sarntappen ihren Charakter verschwinden lassen.

Max von Esterle

Innsbrucker Kunstschau XV

U. Egger-Lienz hat ein Bild fertiggestellt, das in kurzer Zeit durch Reproduktionen allgemein bekannt werden dürfte. Das Holzgerüst eines Hauses teilt die Leinwand triptychisch in fünf Rechtecke. Jedes Rechteck umrahmt das figurale Symbol eines Lebensalters: links den Knaben und den Jüngling, inmitten den Mann und die fruchtbare Frau, rechts das rüstige Alter und den todreifen Greis. Die einzelnstehenden, silhouettenartigen Figuren, das gradlinige Gebälk und die weiße Leere des Lustraumes dahinter bilden eine Komposition von sublimiertester Einfachheit. Noch nie hat Egger-Lienz so stark gezeigt, wer er ist. Alles Frühere aus seinem Schaffen erscheint jetzt als tastende Annäherung. Es ist offenbar kein Zufall, daß er sein Bestes und Wahres nicht in der Großstadt fand, wo ein Teil der Kraft auf Abwehr von imponierbaren Einflüssen vergeudet wird, sondern in der ländlichen Zurückgezogenheit. Jetzt, da er, wie mir scheint, an einem Wendepunkt angelangt ist, von dem man rückschauend einen Blick in die Zukunft wagen kann, ist es unabwieslich, einen Rest von Mißtrauen abzutun: den Vergleich mit Hodler. Wenn Egger-Lienz vom großen Schweizer Anregungen erhielt (warum sollte er nicht?), so machte er sich ihnen doch nicht dienstbar. Er hat gewiß von Unbeginn der Einwirkung an gespürt, daß gewaltige innerliche Unterschiede ihn von Hodler abdrängen und in manchem zum Gegner machen. Ganz oberflächlichem Hinsehen könnte es allerdings so erscheinen, als ob Egger nur die „Unverständlichkeiten“ Hodlers vermieden habe, um so besser zu wirken. Aber heute sieht man den Gegensatz so stark hervorgehoben und so in Größe emporgehoben, daß Beide scharf abgegrenzt nebeneinander stehn. Hodler ist allerdings die reichere, differenziertere Natur, seine Begabung von ausgedehnterer Breite, seine Mittel mannigfaltiger, symbolisch verzwickter und raffinierter vertieft; aber Egger, der Einfache, mit dem Willen zur Schlichtheit Geborene wirkt in seiner grandiosen Einseitigkeit, in seiner simplen Mystik bedeutend monumentaler. In ihm arbeitet die naivgegliederte Erinnerung seiner Ahnen stärker, als aller psychologische Fortschritt, in den er geraten ist. Das ins-Schicksal-Gebundene, ins-Leben-Gefes-

selte, das Unterliegen unter allgegenwärtige Kräfte, das Begrenzte, Eingeschlossene, Unentrinnbare der Täler und Leute Tirols hat ihn zum Dramatiker gemacht. Hobler ist mehr heroischer Epiker, auch Lyriker, mit vielumfassender Gefühlsweite, er sucht das Symmetrische, rhythmisch Abgestufte, er baut architektonisch auf und für die Architektur, er kann die Farbe nicht entbehren, um seinen großen Reichtum unterzubringen. Egger hingegen ist Plastiker und sucht nur die Form, absichtsvoll, weil es die begrenztste Möglichkeit des Ausdrucks ist. Er verzichtet auf alle Freiheit der Malerei und bindet sich selbst in das Lastgefühl. Aus dem Gesamteindruck des Lebendigen schält er die Form als das Wesentlichste und Einfachste und steigert sie bis zur letzten Grenze plastischer Ruhe. Dafür leben seine Figuren die Gravitation; sie haben die geschlossene Schwere des Steinwerkes und wirken zeitlos, trotzdem sie gewaltige Kleider tragen. Hobler bedarf des Aktes, historischer Gewänder oder Draperien um die Personifizierung seiner psychologischen Probleme zu verallgemeinern. Es gelingt ihm trotzdem oft nicht, weil er schematischer Vereinfachung noch ausweicht und sie mit naturalistischer Unmittelbarkeit verschneidet. Bei Egger-Dienz typisiert sich der Mensch von selbst. Es sind keine Zufallsmenschen, keine Tiroler Bauern mehr, es ist das Schicksal, hinter dem die Phantasie befreit ins Dunkle strömt. Diese höchste Vereinfachung der Perspektive wirkt elementar mit der klaren Fülle des großen Kunstwerks.

Benedikt.

Druckfehler-Berichtigung. In den ersten Teil von Carl Dallago's Aufsatz „Philister“ (Heft 15) haben sich einige störende Druckfehler eingeschlichen. Es muß heißen:

§. 499, Zeile 14 von unten: „Der Natur den Menschen“ statt „Die Natur dem Menschen (zurückzuerobern)“

§. 502, Zeile 4 von oben: „pathetischer“ statt „katholischer Moralist“.

§. 504, Zeile 14 von unten: „Wach sein“ statt „Wachsen dieses Menschentums“.

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG

erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER
UNSICHERHEITEN

Streifzüge eines Einsamen

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Werke von Hermann Wagner.

DIE ROTE FLAMME. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M 3.—

DIE FEINDLICHEN MÄCHTE. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M. 3.—.

DAS LÄCHELN MARIÄ. Roman. Axel Juncker Verlag, Berlin. — Preis geh. M 3.—, geb. M 4.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

==== **Telephon Nr. 34** ====

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr. 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker
und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concoordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. Prospekte gratis und franko.

II. Jahr

Heft 17

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Philister (Schluß) / Bruno
Frank: Gedichte / Otto Alscher: Gogan
und das Tier / Hugo Neugebauer: Orions
Gebet an die Morgenröte / Robert Müller:
Das Drama Karl May's / Hartmann:
Brigier Chronik XII / Benedikt: Inns-
brucker Kunstschau XVI / Karikaturenfolge 41:
May von Esterle: Ludwig von Ficker

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1.75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Dasselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verboten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.
Papier- und Schreibwarenhandlung
Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel. Schreibmaschinen: Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.
Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr Innsbruck / 1. Februar 1912 Heft 17

Philister / von Carl Dallago

(Schluß)



Es bliebe mir noch übrig zu sagen, daß mit der Verphilisterung des Lebens und der Kunst die der Liebe Hand in Hand geht.

„Der Staat und die heikle Frage“, eine Besprechung von Max Burckhard in der „Neuen Rundschau“, belegt meine Aussage. Die unweise Weisheit des Verfassers redet von der öffentlichen Liebe. Nun ist man an Fehlschüsse gewöhnt von einem Sonntagsjäger der Literatur, der zumeist in der schleppenden Tracht des Rechtsgelehrten auftritt. Aber wenn die Fehlschüsse so rechtschaffen knallen, verdienen auch sie Beachtung. Herr Burckhard meint: „Ich will der Menschheit nicht Unständigkeit um der Religion oder Sittlichkeit willen predigen. Aber Unständigkeit ist immer das Praktischste, das Wirkksamste... Das ist das Geheimnis des Lebens, das nur sehr wenige kennen: Unständigkeit ist immer das sicherste Verhalten, die lukrativste Handlungsmaxime... Und wenn es nichts anderes ist, (ich denke dabei durchaus nicht an irgend ein mystisches Geheimnis), so ist es das, daß eben der, welcher der Unwahrheit folgt, gar so leicht im Schlechten des „Guten“ zuviel tut — — und sich in der Aufgeregtheit zu Uebertreibungen, Ueberflüssigem, Schädlichem verleiten läßt. Während der, der sich stets von der Wahrheit leiten läßt, ... nur den Fehlern aus Irrtum unterliegt“.

Wir fragen: Was? — Wer „sich stets von der Wahrheit leiten läßt“, unterliegt den Fehlern aus Irrtum? Doch bringen wir den Satz auf seinen Sinn, so lautet er wohl: Während der Anständige nur aus Unverstand fehlt. Das klingt hier bedenklich. Der Unverstand wird der wunde Punkt auch des Unständigen. Daß unanständig Handeln unverständlich Handeln ist, hat aber Herr Burdhard dargetan. Somit schöpfen der Anständige, der irrt (und wer irrte nicht!) und der Unanständige aus derselben Quelle. Der Sekunde des Herrn Burdhard entspricht es auch so: er sieht ja in der Unständigkeit „immer das Praktischste“. Wir glauben gern, daß er dabei nicht an „ein mystisches Geheimnis“ denkt und daß er nicht „um der Religion oder Sittlichkeit willen“ dieser Unständigkeit huldigt. Die Unständigkeit aber sehen wir anders. Wo sie für uns in Betracht kommt, wird sie Wahrhaftigkeit — wird sie Lauterkeit. So sehen wir sie als Fähigkeit eines Innern, nicht als lukrativste Handlungsmagime, überhaupt nicht als Magime. Das könnte sie schon nicht sein, weil sie nichts Festes ist, sondern etwas, das wächst und sich wandelt. Je mehr ein Mensch innerlich wächst, umso größer wird auch seine Unständigkeit, die immer unpraktischer wird, je mehr sie wächst. Es ist zugleich ihr Verständiges; denn der kleine, gemeine Verstand wird im Wachstum immer mehr ein großes Verstehen des Herzens. Dies Verstehen läßt Herr Burdhard völlig vermissen. Wir erinnern uns hier an sein Urteil über Heinrich von Kleist, — an sein „stinkend“, wie er einst Kleists Stück „Der Prinz von Homburg“ bezeichnete. Das völlig Unpraktische im Menschen und Dichter Kleist muß ihm so schlecht gemundet haben. Es ist an jenem ein Grad von Wahrhaftigkeit und innerer Redlichkeit da, der dem Herrn Hofrat nicht mehr verständlich ist. Der mag ein Ausbund von Unständigkeit im praktischen Sinne sein, seine Kleist-Kritik jedoch bleibt immer

unanständig unverständlich. Und solche Unverständigkeiten mögen sich öfters bei ihm wiederholen, wenn er Menschen und Dingen kritisch gegenübertritt, denen seine Person nicht gewachsen ist.

Zu diesen Dingen — scheint unser einem — gehört „die heikle Frage“. Daß man sie mit dem Staat zusammentut, dokumentiert uns schon ein unfreies Beschauen. Und erst die Schlüsse. „Ist die Prostitution nicht unentbehrlich, ist sie sittenlos und so verächtlich, daß man nichts von ihr wissen will, dann verbiete man sie, strafe sie und rotte sie aus.“

Wir denken: gerade wenn man einer üblen Sache entbehren kann, wird ihre Ausrottung ein Verbrecherisches. Denn: daß etwas entbehrlich ist, beweist, daß man seiner auf natürlichem Wege los wird und nicht nötig hat den Weg ruchloster Gewalt. Ausrotten sollte abseits der Wunschphäre eines jeden wahrhaften Menschen liegen. Und dann gibt es auch Menschen, die ein Sittenloses noch für sittlich und ein Verächtliches noch für höchst achtbar halten, weil sie eben am Geachteten wie an der Sitte oft Verächtliches wahrnehmen. Die größten schöpferischen Menschen nähern sich dieser Anschauung.

Herr Burdhard aber führt seine Meinung über die Prostitution weltmännisch weitherzig weiter: „Ist sie aber unentbehrlich,... dann heuchle man nicht,... sondern nehme sie wie so viele andere öffentliche Bedürfnisse in eigene Obforge, sei es, daß man sie fürsorglich überwacht, sei es, daß man sie in eigener Regie führt..... Freilich darf es dann nicht nur strafrechtlich verfolgt werden, wenn eine venerisch erkrankte Prostituierte — — geschlechtlichen Verkehr übt. Sondern ganz derselbe Zustand müßte auch bei anderen Frauen — und auch bei Männern für strafbar erklärt werden. Ehrbare Mädchen und unehrbare Herren dürfen doch kein Vorrecht haben auf Verbreitung von Gonorrhöe und Syphilis.“

Der sehr umständliche Stil verummmt hier wohl unfreiwillig den Gedanken. Doch soviel ist vernehmbar: Der Verfasser empfiehlt die öffentliche Liebe der Obsorge des Staates. Und dann, zur Abwendung sanitärer Gefahren, das Schnüffeln ärztlicher Polizei-Organen bis hinein in jedes intimste Liebesverhältnis. Und er glaubt dabei wohl noch: Gott weiß was für köstlichen Wohlfahrtsgedanken er der Menschheit gebracht habe.

So sind nun einmal diese vor lauter praktischem Sinn völlig veräußerlichten Menschen und freisinnigen Philister! Wenn man so einen hört, glaubt man immer einen ganzen Haufen zu hören. Und das Gehörte berührt wie ein Erhörtes: wie ein vom Markte Abgeschöpftes, nicht wie ein in einem Entstandenes. Das Utilitarische und Soziologische von außen her setzt sie völlig gefangen. Sie können sich nicht vorstellen, daß etwas gedeihe ohne ihre Obsorge. Keine Frage, kein Tun! Sie empfehlen sich weiter mit der Obsorge. Sie empfehlen sich selber dem Staat — der Gesellschaft, indem sie dieser oder jenem die Obsorge für dies und jenes empfehlen. Sie bekennen es ja selbst: Ihre „Unständigkeit ist immer das Praktischste“. (Hier staune ich, wie gerade einer, der Kleist verurteilte, so bezeichnend von sich aussagen mußte.)

* * *

Soll ich mir noch Gedanken machen zur heiklen Frage? Es könnte nur sein aus dem Wissen des Gefühls heraus. Es wäre ohne Staat und Gesellschaft. Und da scheint mir die Frage gar nicht mehr so heikel. Die Natur kennt keine Prostitution. Sie sieht auch am Grunde der Prostitution nur ein Natürliches: eine Weiblichkeit, die sich dem Manne preisgibt. Das ist die Bestimmung des Weiblichen, das liegt in der Natur der Liebe. Es mag in mannigfachster Weise zustandekommen und von mannigfachen Beweggründen und Gefühlen ausgelöst sein. Sie bestim-

men die Wertung der Preißgabe. Aber wo Staat und Gesellschaft an natürliche Dinge ihre gewalttätigen Hände legen, haben sie nie etwas verbessert. Was soll Gewalt von außenher ausrichten bei Dingen, die sich nur durch inneres Wachstum veredeln können, die in der Menschen- natur bereits geordnet vorhanden sind? Erst die erzwungene Ordnung von außen her erbringt die Scheidung in sittlich und unsittlich. Ergebnis: auf der einen Seite die Ehe, auf der anderen die Prostitution. So erst haben Staat und Gesellschaft die Natur der Liebe prostituiert. Es wird auch ersichtlich, daß der eigentliche Begriff Prostitution auf Seite der Sitte, die immer auch ein Sichfügen ins Praktische bedeutet, heimischer ist als im ausgefegten und verachteten Stand der öffentlichen Dirne. O diese Obsorge von Staat und Gesellschaft! Will man noch immer nicht bemerken, wie sehr die schöpferischen Menschen (es besagt: die wahrhaft und natürlich Schaffenden — die Menschen) dieser Obsorge sich und die Dinge zu entziehen suchen? Muß ich es nochmals sagen: Ihr Wirken drängt überall auf die Ausscheidung der Vermittlung.

Wenn ich mich nun noch nach dem Wert der Weiblichkeit der Prostituierten frage, erkenne ich: er ist nicht leicht zu bestimmen. Der gewiß nicht seltene Fall, daß sich die Prostituierte im Beruf völlig veräußerlicht und ihren Leib als feiles Gut handhabt und handhaben läßt, ermöglicht immer noch innerlich reine und hohe Beschaffenheit. Die viele Not im Leben, die eigene und fremde, mag den Leib zu äußerem Gut gemacht haben. Not bricht Eisen. So mag auch eine Weibseele zuweilen soweit gebrochen werden, daß ihr Leib — ihr Schoß käuflich wird. Der wunde Punkt ist die Not und nicht immer die materielle, auch die seelische, in die junge Mädchen leicht geraten, wenn sie von der Indolenz und Roheit der Gesellschaft oft eines äußeren Fehltritts wegen wie ausgestoßen behandelt werden. Doch

das ist ein Nebensächliches, das den Wert der Weiblichkeit einer Prostituierten nicht genug erhellt. Das tut der Fall aus materieller Not und der aus fremder noch besser als der aus eigener.

In solchen Fällen ist oft nicht einmal die physische Reife da, die nicht vom Alter abhängig ist, sondern vom Blut. Das Blut kennt noch keine Sucht — hat noch kein Bedürfnis. Und doch wird ein so Beschaffenes käuflich — wird Dirne. In der neueren Weltliteratur ist Ssonja in Dostojewski's „Raskolnikow“ die leuchtendste Gestalt dieses Typus. Der hat in weniger verfallenen, in weniger veräußerlichten und auf den Schein gestellten Kulturen nie das entsetzliche Aussehen angenommen wie bei uns. Er empfängt dieses Aussehen erst von unserer Gesellschaft. Und er ist immer noch Lichtfleck in unserem heutigen Dürnenthum. (Das Hetärenwesen der Antike betrachte ich als ein völlig anderes — schon als Kult als ein völlig anderes.)

Diesem Lichtfleck unter den Dirnen gehe ich nun nach. Er zieht mein Empfinden an. Dem inneren Gange nach huldige ich, als Anhänger der Liebe, freilich weder der Ehe noch der Prostitution. Und der Widerwille ist auch noch in mir vorhanden, der sich scheuen würde, die Liebe aus so abgegriffenen und von aller Welt besudelten Bechern zu trinken. Aber der Lichtfleck strahlt unbeirrt in mich hinein. Da zittert etwas von Tiefe zu Tiefe. Und ich erkenne: Wo der Leib, einer Notwendigkeit erliegend, ganz nur Außenseite geworden ist — ganz nur Oberfläche, da ist er auch weniger beschmuckbar. Es rinnt aller tätlicher Schimpf und alle Besudelung wie von selber ab. Es dringt nichts ein. Sinn und Gefühl so einer Dirne mag in der Ferne weilen bei lichteren Bildern, bei Gestalten der Träume oder untergetaucht sein in der Schwere des Lebens, während an ihrem Leibe ein niedriger Handwerker der Lust seine Gier und Heilheit stillt. So mag es oft und oft geschehen. Und da befällt sie

ein Etwas — da tritt es aus ihr heraus, machtvoll und stark, und überflutet sie und umhüllt sie zugleich wie schützend: der Ekel. So zeigt sich mir die Verwandtschaft. Es geht auf mich über: Der Ekel vor allen diesen Leibern einer in Ansehen und Würden lebenden Gesellschaft, die sich mit ihren größten und rohesten Trieben an der armen Ausgestoßenen gütlich tun. Es ist der niederste Typ des Philisters, der das Ausgestoßensein der Prostituierten am meisten ausnützt. Er reist in fremde Städte, nur um sich ungestörter auslassen zu können. Er rechnet es sich noch zur Ehre, wenn er so eine Dirne recht gründlich verunehrt. Ihm ist sie wie ein Geschirr, in das er seinen ganzen Schmutz hineingießt. Und sie muß es über sich ergehen lassen — muß einen um den anderen dieser vor handwerksmäßiger Lust schwitzenden Leiber ihren eigenen Leib nach Belieben handhaben lassen. Wenn ich mir das vorstelle, wird mir so zu Sinn, als müßte ich so ein Mädchen auffuchen und geeint mit ihr in maßlosem Ekel schweigend Erlebnisse austauschen und intime Stunden erleben.

Und während ich so dies Thema verlasse, fällt mir plötzlich noch ein: Ist heute so eine Ausgestoßene nicht auch die Kunst? Hat die Obforge der Gesellschaft und Presse nicht auch sie prostituiert? Muß nicht auch sie gleichsam den Beischlaf erdulden von gemeinen Journalisten und anderen Philistern, wenn es ihrer Jungfräulichkeit auch nichts anhaben kann? Gint mich mit ihr nicht auch zuweilen der Ekel ob solchem Tun und eröffnet uns abseits in schweigendem Austausch unsrer Tiefen intime Stunden? — —

* * *

Indem ich alles noch einmal abwäge, wird mir die Fragwürdigkeit der Gesellschaft gegenüber dem Menschlichen immer mehr zur Gewißheit. Ich sehe das Enge und Trübe in Staat und Kirche von ihr aufgenommen, und so angewachsen vermittelt sie das Leben. Und wie sie es vermittelt:

indolent und roh wie nur eine Macht sein kann, die sich nur durch Zusammenstehen von Vielen hält. Das Wachstum und das Sichentfalten des Menschen findet in ihr nur soweit Raum, als es ihren Interessen nicht zuwiderläuft. Den Interessen einer äußerlich zusammengefügtten Menge aber widerspricht bereits jedes e i g e n e Wachstum — jedes e i g e n e Sichentfalten. Und ohne dieses ist eine Menschwerdung nicht denkbar.

Hier klappt zwischen Gesellschaft und dem Menschen schon der Riß auf, der immer größer und tiefer wird, je mehr man mit Menschaugen hineinsieht! Zuletzt gilt es in einem die strenge Scheidung: Hier Gesellschaft — hier Mensch! Der Philister wählt nicht, er lebt bereits in der Mehrheit. Und Menschwerden ist vielleicht immer mehr für jeden das Schwerste. Es hebt erst in einem die Scheidung auf von allem Menschlichen.

So sei es nun herausgesagt, vorbereitet und begründet genug: Unser einer kämpft nicht mehr gegen die Vorurteile der Gesellschaft. Wo wir unser Augenmerk noch auf sie richten, begegnen wir ihr, als dem Vorurteil. Sie erscheint uns am Menschen wie eine Krankheit, die ihm seine Kräfte — sein Wachstum — seine ursprüngliche Ordnung und Freiheit unterdrückt. Ihr äußerliches Brüllenslagen von den Menschen zum Menschen ist fruchtloses Beginnen und entbehrt aller lauterer Absicht, da es nur beflissen ist, den Menschen einzuspannen, ihr Dienste zu leisten. Die Brücke vom Menschen zum Menschen liegt ewig im Unsichtbaren und kann nur begangen werden durch das Empfinden, das in Tiefen steigt. Wo die Gesellschaft über den Menschen herrscht, ist der wie seiner Wurzelung entrisen und hängt gleichsam in der Luft mit seinem ganzen Innern. Denn aller Halt und Stand der Gesellschaft ist ein rein Aeußerliches. Wie sollten Wesen wie Menschen, die ein Nicht-Endendes in sich tragen, von derartigem geregelt

und beherrscht werden können? Wie käme der Mensch dort zu seiner Freiheit, wo gar kein Platz vorhanden ist, sein Inneres anzubringen? Die Gesellschaft ist somit keine Freiheitsvermittlerin für den Menschen. Nur der Philister — als einer, in dem das Treiben des eigenen Menschentums mehr oder weniger erstorben ist — empfängt von ihr Freiheiten und Rechte. Den Menschen aber bedrückt sie und nimmt ihm die innere Freiheit. Und den Freien vereinsamt sie. Soweit die Gesellschaft als Institution reicht, gibt es keinen Platz mehr für ihn. Und es bleibt uns die Tatsache: Nur der Einsame ist frei!

Und darum soll es einem sein Stolz und seine Freude sein: bis an sein Lebensende der Gesellschaft, der Welt des Philisters, keinen Schritt breit nachzugeben und noch am Lebensabend zu wissen, mit seinem Leben und Schaffen ihr doch etwas abgerungen zu haben vom Boden unter ihren Füßen.

* * *

Es ist inzwischen Schnee gefallen. Aller Groll in mir hat sich an der Landschaft gebrochen, die in blendender Weiße und in Sonne getaucht vor mir steht. Fast schmerzen mir die Augen vor lauter Glanz. Was soll ich noch Kritik üben, da ich nichts mehr schaue, was mich beunruhigt. Alles Aufbegehren ist verebbt.

Ich dachte mir mein Zürnen viel stärker und andauernder und wundere mich fast über den geringen Grad meiner Hefigkeit. Vielleicht ist es Kraftmangel. Vielleicht ist es das Sichvordrängen der Beschaulichkeit, die jetzt in mir wieder aufzuleben beginnt. Mein Schrifttum hat nun genug Krieg geführt, es sehnt sich nach Rast und Frieden. Und läßt draußen die Mitwelt. Was bedeuten unser einem auch Gesellschaft und Philister? Es sind künstlich gezüchtete Produkte, davon man sich anzueignen nicht nötig hat. Es nimmt sich dies Gezüchtete auch hilflos genug aus. Es

ist gewiß Hilflosigkeit, die sich einen Machtzustand vor-tauschen muß, was in Gesellschaft und Philister umgeht. Und es liegt einem nicht, zu lange danach zu sehen. Der Weg zum reinen Menschen füllt ein Menschenleben aus mit Aufgaben für jede Stunde, auch wenn es einem nur vergönnt sein sollte, eine winzige Strecke davon zurückzulegen.

Von diesem reinen Menschentum will ich jetzt noch berichten und zwar das Schönste, was ich von ihm aus Büchern erfahren konnte. Es nimmt immer mehr mein Sinnen in Beschlag und geht vor mir her als ein überaus Machtvolles, dem ich zu folgen habe. Auch der Philister soll hören, wie es aussieht und soll zu ermessen versuchen, was ihn davon trennt. Die „Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse“ in der schönen Uebertragung von Martin Buber enthalten dieses Machtvolle, und das für mich Vorbildliche und Verführerischste daraus lautet so:

„Die reinen Menschen der Vorzeit handelten ohne Berechnung, suchten nicht Ergebnisse zu sichern, gaben sich nicht mit Plänen ab. Im Mißlingen hatten sie keinen Grund zur Reue, im Gelingen keinen Grund zur Selbstgefälligkeit...

Die reinen Menschen der Vorzeit schliefen ohne Träume, erwachten ohne Angst. Sie aßen ohne Genußgier. Sie atmeten tief. Denn reiner Menschen Atem kommt aus den innersten Tiefen, der Gemeinen Atem nur aus den Kehlen...

Die reinen Menschen der Vorzeit liebten das Leben nicht, haßten den Tod nicht. Der Anfang weckte keine Freude, das Ende keinen Kampf. Schnell kommen, schnell gehen: das war genug...

Solche Menschen sind am Geiste frei, an

Haltung still, an Untliß heiter. Ihre Kälte ist die des Herbstes, ihre Wärme die des Frühlings. Der Wechsel ihrer Triebe vollzieht sich im eigenen Gesetz wie der der Jahreszeiten. Sie sind im Einklang mit allen Dingen, und keiner kennt ihre Grenzen.“

Es ist, als hätte hier wer ausgesagt über das Intimste und Vollendetste eines Menschentums — über den Zug seiner tiefsten Tiefen, den zu unternehmen wir vielleicht noch nie Kraft und Klarheit genug hatten, und den doch schon das Aufrauschen eines Flügelschlages in uns kundtat, insoferne man aus der Art des Rauschens die Richtung erspähen könnte. Tschuang-Tse lebte bereits etwa dreihundert Jahre vor Christo — und wie wunderbar: es tönen seine Worte so frisch, als wären sie erst heute einem großen schöpferischen Menschen entsprungen, der mit sich selber ungemein weit gekommen ist. (Der deutsche Uebersetzer berichtet uns: „Die Lehre Lao-Tses ist bildhaft, aber gleichnißlos Da kam die Lehre an einen, der — — — ihr Gleichniß dichtete. Dieser hieß Tschuang-Tse“.) Und mich dünkt: Wo eine Menschenseele völlig zu sich erwacht ist, mag sie die Worte Tschuang-Tses als ein Urverwandtes fühlen. Es ist ein Wichtigstes, das sich unserer Zeit entgegenstellen ließe — der Verphilisterung unserer Zeit: Die Verneinung der aufsteigenden Entwicklung. Die weisesten und seltensten Menschen verlegten schon vor mehr als zweitausend Jahren den reinen Menschen (es bedeutet: den Höhenmenschen) in die Vorzeit. Er war ihnen kein endloses Eines von Leib und Seele, von Leben und Tod, von Diesseits und Jenseits. Er war ihnen der wahrste Interpret der Natur — der Interpret ihrer Einheit.

Ich fühle hier die seelische Röstlichkeit des Gedankens mich leiblich durchströmen und rüste mich, freudvoll bewegt, daß

er in mir Wohnung nehme. Denn es scheint mir das Menschlich-Vollendeste, daß mir je ein Schrifttum gesagt hat. Ich schaue aus den Worten die reinen Menschen der Vorzeit als wahre Ueberwinder — als Besieger des Lebens: indem sie das Siegen nicht liebten, das Unterliegen nicht haßten. So konnten sie erst dieses Leben zuende erleben und konnten es völlig bejahen. Denn jedes Leben ist ein Unterliegen in seinem Ende, dem Tode; dieses Ende: die natürliche Zugehörigkeit zum Leben. Daher ein Uebrigbleiben: das eine lieben, das andere haßen.

Und lehrte man lauter Gegenteiliges und Einengendes: den Tod zu fürchten und das Leben nicht leben zu dürfen. Es nimmt sich aus wie eine Sperre der Wege, die zum reinen Menschentum führen. Ich möchte diese Wege wieder eröffnen helfen! Ich fühle mein Wesen sie schon lange ahnend begehen, ab und zu wieder abirren und dann doch noch sie auffinden und weiter verfolgen. Auf ihnen liegt auch die freigewordene Liebe, die nichts festhält und so nicht zuläßt, daß man ein Verlieren fürchtet. Denn Liebe, die Verlust fürchtet, ist noch unfrei. — Ich möchte diese Liebe erringen! — Auf ihnen liegen gewiß noch Entdeckungen für die Seele, die zu wunderbarer Gelassenheit führen. — Ob ich dazu gelange? — Auf dem Wege dieser Frage gewiß nicht. Es entdeckt nur der, der nicht auf Entdeckung ausgeht und sich völlig ausliefert. Es ist der Grundzug des schöpferischen Menschen. — Da stehe ich auf einmal wieder vor der Kunst.

Und ich erkenne: Sie ist ein Sichausliefern. Nicht ein Ausliefern eines Guten — eines Nützlichen in einem. Nein! Ein bedingungsloses Sichausliefern ohne Frage nach Zweck und Nutzen. Denn Kunst, wo sie in einen einzieht, will aufspüren, will ans Licht bringen, was in einem verborgen ist, und mag es noch so fremd allem Bestehenden gegenüber stehen. Sie kennt nicht gut und böse, nicht schön und häßlich,

sie kennt nur ein Vorhandensein — ein Da-sein und macht sich nicht an über dieses zu richten. Wonach sie drängt ist einzig, dieses Vorhandensein zu heben und zu geben, so wie es ist. Daß es da ist, daß es so gegeben wird, wie es da ist — wie es gefühlt wird, also wahr — echt, macht in der Kunst einzig etwas gut wie schön, und es ist das Schwerste, es ungeschminkt zu heben und zu geben.

Hier verspüre ich, ich habe eine Verphilisterung aufgedeckt, die in der Kunst von heute wie eingebürgert ist: die Scheidung in ästhetisch und ethisch. Hier das moralisierende und zweckliche Element, das auf Nutzenwendung gestimmt ist, und dort die Kunst des schöngeistigen Philisters — des Aestheten — des Nur-Könners, die der Form den Gehalt nimmt und von der Nietzsche meint, daß sie sich selber in den Schwanz beißt. (Wohl aus Mangel am Nötigsten.) Denn letzten Endes ist auch der Schöpfer der Genießer. Und ein Kunstwerk für den Genießenden wie ein Gericht, das seinen Nahrungsgehalt stellen muß und in Ermangelung eines solchen sich selber im Wege ist. Was solche Ermangelung aber bedeutet bei einem Gericht, dessen seelischer Nahrungsgehalt auch der Form erst das Lebendige und Bleibende gibt —!

Und nun erschäue ich: Wo die Kunst völlig zu sich gekommen ist, findet ein Lebendiges seinen Ausdruck — wächst sich ein Gehalt zur Form und bildet so erst, als ein zur Form Gewachsenes, ein Wahres, das schön geworden ist. So vereinen sich die Begriffe ästhetisch und ethisch zu einem. Wo das nicht zuzutreffen scheint, mag es an der Unzulänglichkeit des Beschauers liegen, an seiner Unmaßung, die Dinge im Sinne einer Menschenfassung zu werten, zu richten und zu scheiden. Das kennt das Kunstwerk als solches nicht: es wertet nicht und richtet nicht und scheidet nicht. Als Interpretation einer Natur lebt es einfach den Satz: Nur

das Wahre ist schön! — Es ist wohl die härteste Nuß für den Philister.

* * *

Ich habe nun mein Thema für mich erschöpft. Was meine Verfassung und mein Vermögen darüber auszusagen vermochten, habe ich ausgesagt. Ich bin nun davon müde und wende mich wieder der Quelle aller Kunst — der Natur zu, die als Landschaft vor mir steht. So werde ich mir neue Kräfte holen. Ich gelange immer mehr dahin, das Regenerierende der Natur zu fühlen. Das müßte nicht immer Landschaft — es könnte wohl auch ein Mensch sein, ein weiblicher Mensch. Denn vom männlichen habe ich an mir selber oft bis zum Uberschäumen.

Über wenn ich jetzt ein Geschöpf hätte, an dem mein Hang haften bliebe, und es nähme mich mit Liebe auf, ich würde zu ihm flüchten. Ich würde bei ihm ruhen und ausruhen und wohl auch seine Welt genießen, innig und dankbar, wie es sich ziemt für einen, der leiblich beschenkt wird und dessen Leib in die Seele mündet. Doch ich bin einsam. Und so schenkt sich mir einzig die Landschaft zum Genuß. Und ich nehme sie mit offenen Armen auf und genieße sie, als hätte ich ein herrliches Mädchen vor mir, danach ich glühe.

Ihr Aussehen ist unruhig, fast spröde. Die Stirne, ein Himmel voller Wolken. Die treiben ins Grenzenlose wie von wildem Empfinden bewegt. Die Luft weht fast warm. Es ist wie junger Hauch aus halbgeöffnetem Munde, der wonnig die Waldung bespült und die Hügelhänge, die Einschnitte und Fluren, und ihnen den Schnee und die Härte nimmt. Mein Wesen ist andächtig, mein Schauen kniet vor dem Bilde. Die herbe Rühle des Herbstes wirkt auf mich ein und offenbart mir die erschlossene reife Jungfräulichkeit des Vergehens. Es schürt meinen Lebensseifer.

Schon rückt mir alles näher und wird liebender und

hingebender. Alles ist plastisch wie greifbar: die weichwelligen verführerischen Höhenzüge, — die Waldungen, die wie dunkle samtene Köpfe und Büschel aufstehen, — die verschneiten ausgedehnten Blöcken dazwischen, die in blendender Weiße schimmern. — Jetzt kommt in alles ein Glühen. So dringt der Vorgenuß der Liebe in die Dinge. Schneefreie Weideflächen, mit Lärchennadeln wie mit lohendem Gewölz überjät, glänzen mir entgegen. Es ist, als läge Feuer ausgebreitet, das glatt und ruhig die Oberfläche bedeckt ohne eine einzige Flamme. Außer mir selber, der ich mich nun völlig verglüht niederneige, umflossen vom Atem des Raumes, von Einsamkeit und Stille.

Varena, im November 1911.

Gedichte / von Bruno Frank

Die Wasser

Und ob ihr auch das Ziel nur murmelnd nennt,
Euch Wassern ist der Weg schon lang gewiesen,
Dir Strom, der schleicht, dir kurzem Bach, der rennt.

Wird es nicht schön sein, dorthin sich zu gießen,
Wo keine braune Erdhand mehr euch trennt?
Wie friedlich wird dort Well in Welle fließen...

*

Der Dichter sagt:

Ein Torweg bin ich nur, und schmutzlos ist mein Bogen.
Allein es ist in königlichem Zug
Die ganze Welt durch mich hindurchgezogen,
— Und ich war hoch genug.

Otto Ulfcher / Gogan und das Tier

Aus einem gleichnamigen im März im Verlag E. Fischer, Berlin
erscheinenden Roman

Die Berge wurden immer höher, kahler die Gipfel und zerschroffter die Hänge. Der Nebel aber schien zu sinken. Er stand in Säulen über den Wäldern, drückte sich da und dort in breiter Flut in ein Tal hinein, füllte es, um dann langsam zu zerfließen. Plötzlich stand ein Gipfel in Sonne. Diese huschte mit ihrem Schein darüber weg, verschwand und kam wieder, und da lief sie auch schon den Hang hinab und füllte breit und warm die Waldschlucht.

Gogan hob das Gesicht zur Sonne, griff sie mit den Augen auf und trank sie wohligh in sich. Und doch war es ihm so sonderbar, daß heute die Sonne schien, wo er einen Menschen töten wollte.

Der Bach machte eine Biegung, der Weg aber stieg noch einmal hinan, schwang sich hinauf auf einen Sattel, wo oben einsam ein Baum stand. Und als er dort oben bei dem Baume angelangt war, verharrte er kurz und lief dann rasch in ein Tal hinab, in dem ganz hinten ein Dorf lag. Das war Porta Silva.

Noch Gogans Augen suchten noch weiter. Wald umschloß rückwärts Tal und Dorf, ein Einschnitt rechts, und einer links, aus dem ein Bach brach. Das war der Rio Rese. Und dort drinnen in diesem Einschnitt würde er auch die Zigeuner finden und seinen Vater töten.

Er ritt in das Tal hinab. Der Weg stieg und sank, und da er sich kurz vor dem Dorfe noch einmal hob, hörte der Reiter von unten Tanztöne schallen. Dick und schwer der Baß, heftig und aufgeregt die Klarinette. Da erinnerte er sich, daß ja heute Sonntag sei.

Und dann ritt er in die Dorfstraße ein. Steinhütten,

Holzhütten, zerwettert und zerfallen, schmutzig und mit kleinen Fenstern, wie zwinkernde Augen. Und Leute in den Straßen in ihren Sonntagskleidern, steif und plump nach der Ortsmitte hinstrebend.

Gogan ritt langsam. Wie ein auf- und absteigendes Gewoge kam ihm die Tanzmusik entgegen, mit dem Geschmetter der Trompeten, dem kreischenden Schwirren der Geigen. Und dann um die Ecke der Trudel. Menschen zu Hauf gedrängt im steten Auseinanderfließen und Zusammenwallen. Und mitten drinnen in dieser gaffenden, sich faul regenden Menge mit heftigen Atemstößen die Musik.

Die Rumänen tanzten vor dem Wirtshause. Hier stieg auch Gogan ab, führte sein Pferd durch den Trudel in den Hof. Dort übergab er es zur Besorgung einem Knecht, und ließ sich vom Wirt in dessen Wohnstube führen, denn die zwei Schanzimmer waren überfüllt. Und dann saß er am Fenster, wartend, daß man ihm etwas zu essen bringe und starrte hinaus auf den Platz, wo man tanzte.

Er sah die Menschen, sah den Reigen, wie sich Burschen und Mädchen an den Händen hielten, und sich im langsamen, schwerfälligen Rhythmus bewegten. Aber seinen Geist beschäftigte das Bild nicht. Der war wie mit lähmender Hand festgehalten, an eine enge Stelle niedergedrückt, von der er aufzurufen suchte, um fortzustürmen. Und konnte doch nichts anderes, als im schwindelnden Kreise sich drehend denken, daß er hier eine Stunde rasten müsse, um dem Pferde neue Kraft zu geben, damit es ihn nach vollbrachter Tat forttragen könne. Denn er wollte sich nicht in einem dieser Dörfer festhalten lassen, er wollte sich nur in einer Stadt stellen. Es war ja leicht, hier zu flüchten, denn Telegraphenverbindung hatte dieses Dorf keine, und mit ihren kleinen, schwerfälligen Bergpferden würden ihn die Bauern nicht einholen.

Der Lärm draußen schwoll immer mehr an. Unwillkürlich stellte er sich ans Fenster und schaute hinaus.

Wie sie durcheinanderwirbelten. Die Tanzenden in der Mitte, die Alten und Kinder rings als Zuschauer. Als Kern von allem aber die Dorfzigeunermusikanten mit den rotbraunen oder gelbfahlen Gesichtern, die Instrumente erhoben, leuchtend und blasend.

Aber trotz der unermüdblichen Bewegung war etwas schwerfällig Träges in dem Bilde. Plump standen die Rumänen in ihren breiten Opantken da, wie festgeheftet, auf dem steinigen Lehm Boden — echte Bauern, deren Tritt immer stampfend, knetend ist, auch wenn er sie zum Tanz bringt. Und die nur zögernd den Boden verließen, auf dem ihre Füße Raum gefunden. Auch die Kinder waren den Alten gleich. Sie hatten ein unbequemes Gefühl in den Festtagskleidern, fühlten sich jetzt schon steif und würdig.

Doch auch weniger festlich gekleidete Kinder trieben sich in der Menge herum. Zerlumpt und mit allen möglichen Fetzen angetan, huschten sie wie die Eidechsen hin und her. Und dort unter allen anderen auf einem von der Menge freigebliebenen Fleck tanzte ein kleines Mädchen. Bloß mit einem vorne offenen, bis an den Knöchel reichenden, dunkelroten Kittel angetan, durch den bei jeder Wendung der braune, nackte Kinderleib schimmerte, der schlanken Hüften Wiegen und die mageren Beine vorschnellten. Und über welche wie eine rote Flamme die roten Lumpen zusammenschlugen oder wegwirbelnd die weiche Haut leuchten ließen.

Fort und fort tanzte die Kleine, allein unter allen. Sie hatte ein scharfes, sprühendes Gesichtchen, Augen, welche bligten, und die Lust der Bewegung, den Schrei der Rasse gaben.

Gogan neigte sich vor und schaute auf die Kleine. Das war ein Wanderzigeunerkind. Sein Blick wollte es fassen

und fortschleudern, den Sprößling eines Volkes, dessen einen er zu töten gedachte. Aber seine Blicke sagten der Kleinen doch nichts anderes, als ein Frohlocken, daß sie tanzte. Und daß sie ihr danken mußten, weil sie so leicht und zierlich mit einer unbewußten Leidenschaft ihre Rasse jubelnd verkündete. Unter all den steifen, unfreien Gestalten tanzte, mit Lumpen, die sie freier als völlige Nacktheit machten, tanzte, als gälte einzig ihr die Musik, als wäre sie weit und gelöst von allen Menschen.

Und plötzlich erkannte der Schauende groß und wuchtig jene Rasse, welche dies Kind verkündete. Dieses Volk, das mitten unter Kultur und Zeit, unter Sitten und Tugenden doch immer für sich allein schritt und den Leib in seines Lebens Weg wiegte.

... Aber er mußte ja einen dieses Volkes töten, um sein Selbst frohlocken zu lassen.

Dort drüben standen zwei Männer der Wanderzigeuner und sahen dem Tanz zu. Größer als die Rumänen ragten sie mit auf den Rücken verschränkten Händen aus der Menge, breit und selbstbewußt, als sei ihr Annähern an die Lust der anderen nur ein Ruf von der Ueberlegenheit der eigenen Kraft.

Gogan zog die Brauen zusammen. Nun haßte er sie wieder, diese Rasse. Denn in diesen Männern glaubte er zu sehen, daß ihr Selbstbewußtsein ein finstereß war, ihre Verachtung anderer Selbstüberschätzung. Ihr ganzer Kampf um die Freiheit ihres Volkes nicht Selbstgenügen, sondern die Verkümmern in der eigenen Enge, und ihr Stolz nur Brutalität und Verkommenheit. Und daß die Behauptung ihres Menschentums nicht Ursprünglichkeit, sondern eine Schwäche sei, die mit dem eigenen Menschen nichts anzufangen wußte.

Nun wußte er, daß er seinen eigenen Vater töten mußte,

um seine Verkommenheit, die an anderen zum Verbrechen geworden war, zu züchtigen.

Der eine der beiden Zigeuner hatte sich umgewandt, ihn am Fenster erblickt und sah nun herüber. Und als Gogan in dieses Gesicht blickte, gab es ihm einen Schlag — das war Rodof.

Säh tobten all seine Sinne auf. Er legte die Browningspistole vor sich hin und seine Blicke flogen wie Faustschläge zu dem Manne hinüber. Er wollte ihn niederschießen, sobald er die Gestalt nur freier hätte, damit er nicht Gefahr lief, jemand anderen zu verletzen.

Ober er wollte ihn näher rufen, durch irgend etwas herbeiwinken, dann, wie mit durch einen Zufall sich entladender, auf dem Fensterbrett liegender Pistole töten.

Er zitterte an allen Gliedern, er atmete nur stoßweise. Nun nahm er die Zigarettentasche heraus, und entzündete sich eine Zigarette. Und da sich die Männer wieder umblickten, zeigte er ihnen eine Zigarette.

Aber er prallte zurück. Die Männer rannten herbei, liefen wie die Kinder und alle anderen Zigeuner schlossen sich ihnen an, die Knaben und auch das tanzende Mädchen. Sie rissen die Hüte vom Kopf, hielten sie offen auf, legten die Hände gekreuzt auf die Brust und baten.

Er stand und klammerte sich an das Fensterbrett. Die Zigeuner lärmten und bettelten und all die melancholischen Gesichter hatten einen so naiv frohen, von kindlich märchenhafter Erwartung gespannten Ausdruck, zeigten durch die jubelnde Demut in den Augen eine so seltsame Hoffnungsfreude, als schwebte ein unendliches Glück über ihnen, das durch einen Augenblick ihr ganzes Leben beseligen konnte.

Gogan beugte sich immer weiter vor, krampfte seine Finger immer mehr in das Mauerwerk ein. Und sagte mit weitem, starrem Blick das Gesicht jenes Menschen, den er töten wollte. Und in diesem Gesicht lag wie in allen anderen

der Rasse seltsame Verlorenheit, der Selbstwille des Glends, es war noch mehr als das der anderen von einer übernatürlich großen Hoffnung verklärt, von der Freude des Heischens, dem der Wunsch schon allein die höchste Seligkeit ist.

Plötzlich richtete sich Gogan hoch auf, atmete schwer und verteilte wie im Fiebertaumel alle Zigaretten, warf alle seine kleinen Münzen unter sie. Dann lag er im Fenster, sprach mit den Männern, fragte und gab wie im Traume Antwort, und kam nicht los mit seinen Augen von den Zügen jenes Menschen, den er töten sollte. Und er sprach und rauchte, schaute umher und wieder stand in seinen Augen jenes wirre Suchen, das dem ganzen Volke die Verachtung all derer eingebracht, deren Augen all ihre Kraft nur durch das Ziel finden.

Und Gogan drang immer tiefer in den offenbarenden Blick der Menschen unten, schöpfte aus ihm und trank mit durstiger, erschöpfter Seele. Und sah den Blick wechseln und doch immer nur in einem Kreise ziehen, um einen Punkt sich drehen. Konnte aber, so viel er grub und griff, doch nicht in den Kreis selbst bringen, konnte nur grübeln und mutmaßen.

Und grübelte noch immer, als er wieder allein am Fenster stand, das kleine Mädchen drüben wieder tanzte, selbstvergessen und doch so selbstgefaßt und ihres armen Kleides flammende Farbe des kleinen Körpers reiche Nacktheit tönte, freigab und verhüllte.

Er ging gegen Abend zu dem Zigeunerlager hinaus.

Er holte zwei Mädchen ein, die nach dem Lager heimwärts gingen. Und die waren beide groß, leicht und schnell, die eine stark und voll drängender Kraft, die andere scharf und hart geprägt. Die Mädchen lachten.

„Ueber wen lacht Ihr?“ fragte Gogan.

Da lachten sie noch mehr, Rila, die Magere sah ihn spöttisch an, Pana aber griff sich in den Nacken, riß das Tuch

vom Kopf, strich die Haare zurück und sagte: „Ueber die Bauern.“

„Was habt Ihr für einen Grund, die Bauern zu ver-lachen?“ fragte Gogan und ließ nachdenklich seine Brauen sich nähern.

Da schaute ihn Pana von der Seite an. „Kennst Du die Bauern?“

Er staunte über diese Frage.

Das Mädchen aber fuhr fort: „Man könnte weinen über sie, muß aber doch lachen. War da ein Bursche heute beim Tanz, der von einem Nachbardorf herübergekommen war. Der stand dort, sah jedem Tanze zu, wich nicht, regte sich nicht, schaute nur immer. Und tanzte auch nicht. Tanzte nicht, weil er keine Sonntagskleider hatte. Zitterte und lechzte und getraute sich doch nicht, ein Mädchen zu nehmen und sich den anderen anzuschließen... Denn er war nicht so gekleidet wie die anderen. Ho! Was fänden seine Füße nur den Saft, wenn sie in neuen Obeljes stecken, wenn seine Hüften nur der blaue und rote Brasia umschließt. Was tanzte nicht sein Leib, sondern die Obelje, die gestickte Weste, der gestickte Gürtel!“

Uebermütig lachten die Mädchen wieder.

Dann sagte Pana, die Volle, Starke, wieder: „Glaub nicht, daß nur der eine Bursche so ist. Alle Bauern, alle Fremden sind so. Sie getrauen nur zu tun, was auch die anderen tun, tun nichts, was sie noch nie getan. Soll man da nicht lachen?“

Aber plötzlich blieb Pana stehen, ergriff Gogan beim Arm und fragte: „Kennst Du die Geschichte vom Burschen, der mit seinem Mädchen durch ein Kornfeld ging?“

Gogan verneinte.

„He, das wollen wir Dir erzählen. Also es war im Sommer. Das Korn rasselte schon hart und neigte sich. Da hatte ein Bauernbursche ein Mädchen getroffen, daß er lange

nicht gesehen und daß er lieb hatte. Und mit ihr ging er auf einem schmalen Pfad durch das Kornfeld. Er küßte sie fortwährend und sie neigte den Kopf zurück, lehnte sich an ihn und konnte kaum gehen. Da bemerkte der Bursche, daß jetzt der Augenblick sei, wo sie ihm gehören könne. Aber er scheute sich, sie in das Korn zu drücken — es stand so schön. Er suchte nach einer freien Stelle im Korn, doch es stand überall gleich dicht. Und er konnte es doch nicht zertreten. ... So küßte er das Mädchen immer wieder und glaubte, er müsse an ihrem Leib verbrennen. Und schob das Mädchen heftig vor sich her, um endlich an einen Ort zu kommen, wo sich Unkraut Platz gemacht hatte, wo es nichts schadete. Das Mädchen wollte kaum weiter. Er aber drückte und drängte sie. Und, als er dann glaubte, nun werde es licht im Korn, nun könne er sie endlich umarmen, da mußte er sehen, daß der Pfad auf eine Straße gefunden hatte. Auf der aber gingen Menschen, fuhren Wagen. Das Mädchen aber wagte nicht mehr, sich an ihn zu lehnen und war verärgert... Da wußte er nun nicht, sollte er sich selbst oder dem Korn fluchen.“

Gogan lachte. Doch dann wurde er plötzlich ernst und sagte: „Ja, solche Menschen gibt es. Und vielleicht mehr, als Du meinst, Mädchen. Die eher sich selbst zertreten, als das Korn auf ihrem Wege.“ Er fuhr sich über die Stirne. „Diese Geschichte will ich bedenken, Mädchen.“

Die Mädchen beachteten seinen Ernst nicht, sondern erzählten schon wieder neues, bis Rifa rief: „Schau, unsere Zelte!“

Diese lagen dicht am Wasser, auf einer vorspringenden Kiesbank, wie eine Burg im Halbkreis. Eine Klamm öffnete sich gegenüber, die tief in die Berge führte, in zerklüftete Wälder mit breitbuschigen Haselsträuchern, wilden Nußbäumen. Und aus dieser Klamm holten sich die Zigeu-

ner ihr Eschenholz, aus dem sie Löffel und Milchgefäße schnitzten, die sie dann in den Dörfern verkauften.

Die Kinder schnellten auf und kamen gelaufen, als sie den Fremden bemerkten. Tanzten um ihn und bettelten, bis sie der Ruf der Mädchen in die Schranken trieb. Und standen dann und staunten ihn mit großer ungläubiger Erwartung, wie etwas ganz Seltsames, an.

Gogan trat in ein Zelt. Er nahm Platz im Kreise der Alten, die um das Feuer geschart waren. Rodof saß auch da. Er rauchte und studierte vor sich hin, sprach wenig, wurde nur manchmal lebhaft.

Gogan betrachtete ihn seltsam ruhig. Er begriff nun nicht, wie er diesen Menschen hatte töten wollen, der wie aus unbewußten Impulsen sprach und sich regte. Gogan fragte ihn um sein Leben. Er schilderte es wie ein Kind in abgerissenen Bildern, dem nur Leid und Freude die Farben dazu mischte. Das nimmt, was kommt, und vergißt.

Dann sprach ein anderer Alter dazwischen. Der klagte nur, weil er die Kraft der Freude nicht mehr hatte, dem sein Leben trübe war, weil seine Augen trübe geworden, seine Muskeln schlaff.

Gogan wollte sich wieder an Rodof wenden. Da merkte er, daß dieser schlief. Saß und schlief, mit hängender Pfeife, hängenden Zügen, wie ein Tier schläft, das keine Ruhe kennt, nur Schlaf und Bewegung. Dessen ganzes Sein zusammensinkt, sobald es nicht mehr durch die Notwendigkeit der Verteidigung und des Kampfes aufrecht erhalten bleibt. Und Gogan sah lange den an, der ihm Vater war.

Im Nachbarzelt sangen Mädchen. Es klang wild und begehrlisch, wie ein ungezügelter Heisch, wie Schreie, die von Begierden sprechen. Und dann verhallte der Gesang, wie von einem Erschlaffen überkommen.

Rings um Gogan sprachen die Zigeuner wirr durchein-

ander, abgehakt und ohne sich mehr um ihn zu bekümmern. Es war, als sei alles Interesse an ihm versunken, da seine Worte nicht an das Märchenhafte heranreichten, das sie von ihm erwarteten.

Gogan erhob sich, um zu gehen. Die Zigeuner bemerkten es kaum, sie hingen an ihren eigenen Worten, waren wieder in ihrer Rasse drängendem Atem versunken. Nur die Kinder begleiteten ihn eine Weile bettelnd und blieben dann zurück, als sie sahen, daß er sie nicht weiter beschenken würde.

Da war er allein im Tale. Das war wie verengt von der sinkenden Dämmerung, und die verspann ihn immer mehr in wunderbare Empfindungen. Sie senkten und hoben sich in leichtem Wellengang, wurden so weit und hoch wie Wald und Berge ringsum, deren wilde Verlassenheit so ganz sich selbst gehörte, einfach und großzügig war.

Warum hatte er seinen Vater töten wollen? Weil er glaubte, sein Vater hätte durch jenen Akt, der ihn zeugte, all die tobende Gewalt seiner Tierheit auf ihn übertragen, zum Fluche gesteigert, der in ihm fortwirkte?! Und weil er glaubte, seines Vaters Leben sei die stete Erneuerung dieses Fluches, sei eine beißende Verhöhnung jenes Reimes, den er in einem Moment der Raserei von sich stieß, um ihn wachsen und fortbestehen zu lassen.

Er hatte die hassende Entartung töten wollen. Und war nun mit seinem Wollen zurückgeschleudert, da er sah, daß er nur durch das Tauchzen eines Tieres entstanden, eines Menschen, der zwischen Kindheit und Tierheit schwankte und von dem einen die Kraft, von dem anderen die Schwäche erhielt. Und war aus seiner Bahn des Trostes gerissen, weil er sah, daß sein Vater, wie das ganze Volk, dem er angehörte, keine verkümmerten, zurückgebliebenen Menschen waren, sondern nur sich selbst genügende Tiere, die mit der feinen Ahnung jener Kraft begabt waren, welche

im Grunde alles Menschlichen schlummert; in der Abstammung der Tiere. Ihr Leben war nichts, als das Vorwachen und Zurückhängen auf jener Brücke, die Tier und Mensch verbindet, und die ob ihres schmalen, weiten Bogens, wenn auch schwank, so doch voll prächtiger Freiheit ist.

Und er ahnte nun, daß die Zigeuner Menschen seien, deren Atem zwischen dem Brüllen des Tiers und dem Jubel des Kindes ging.

Und er ahnte auch, daß es das Tier in ihm war, das ihn sein Leben bisher nicht begreifen ließ.

Nun aber wollte er nachsinnen, ob er der Erbschaft seines Vaters Dank wissen solle, ob er das Tier in sich festhalten und verklären könne.

Orions Gebet an die Morgenröte / von Hugo Reugebauer

Al! befeelender Hauch
aus goldenem Munde
schwellt deiner knospenden
Fittiche rosenen Blust,
silbern blinkende Goss!

Nachtverwurzelte Schwingen
lauben des Himmels Saum,
wehen entschwebenden Glanz
versinkender Träume
auf plätschernde Spiegel.

Liebe blinkender Glanz,
rosen befittichter
vom goldenen Hauche der Jugend,
löse mich, lauterste Glut,
lächle mich, Aether, in dich!

Das Drama Karl Mays / von Robert Müller

Er hatte gefehlt; er tat Buße — Karl May. Mehr kann auch weder das christliche Gemüt noch die bürgerliche Gesellschaft verlangen. Einer ihrer Vertreter — und preußische Gerichtsvorsitzende sind gemeiniglich rigorose Vertreter — hat den Standpunkt, den einzunehmen die Öffentlichkeit jetzt geneigt scheint, mit diesen Worten formuliert: „Ein Verbrechen wären doch solche phantastischen Dinge bei einem Dichter nicht, und ich halte Herrn May für einen Dichter!“

Diese Worte, die einen Richter als Menschen und Dichter ehren, sind bei dem letzten großen Ehrenbeleidigungsprozeß in Berlin, den Karl May gegen seinen Gegner gewann, gefallen. Wer sich das jugendliche in schönen Affekten befangene Gemüt auch noch als Richter bewahrt hat, ist auch ein Stück Dichter geblieben. Es wäre zu wünschen, daß alle Richter ihre Aufnahmefähigkeit für Gebilde einer schöpferischen Phantasie also wahrten; Justitia würde, wenn sie schon blind ist, hinter ihrer Binde die Träume der Menschenseele nach Größe und Kraft besser verstehen und die daraus emporbrechenden Strahlen der Leidenschaft gütiger zu deuten wissen. Ihr Urteil ist sachlich, wie das des Kaufmannes, sie arbeitet mit der Wage. In der Moral aber, wo es nur Ausnahmen gibt und die Regel erst dazu gefunden werden muß, kann immer alles auch anders sein, alles verhält sich paradox und Karl May hat dort schon lange gewonnen. Juridisch genommen, hat er drei Verurteilungen und einen letzten späten Sieg zu verzeichnen. Die Meinung eines bürgerlichen Funktionärs rehabilitiert ihn. Die bürgerliche Gesellschaft hat ihre Abrechnung mit ihm gemacht und nun soll alles wieder gut sein; darauf bezieht sich jene andere Mahnung eines Verteidigers: „Es

handelt sich doch nur um lange zurückliegende Jugendsünden. Ich bitte, dem alten Mann diese Quälerei zu ersparen!"

Rachsüchtiger denn das bürgerliche, hat das literarische Scherbengericht Karl May aus den Bezirken der schöpferischen Tätigkeit gewiesen. Über dieser Akt der Empörung war nicht echt. Denn selbsterweise gelang es den literarischen Kritikern, May nur mit Hilfe seiner bürgerlichen Inkonvenienzen beruflich kaltzustellen. Die germanischen Rassen haben, gleich der hellenischen, der Solidarität der Anständigkeit stets mit bissiger Konsequenz Opfer bringen müssen. Es fällt den Einzelnen in ihrer Mitte eben schwerer brav zu sein und sein Temperament verpflichtet ihn zur Verfolgung eines jeden andern, weil er sich vor diesem wie vor dem leibhaftigen schlechten Beispiel fürchtet. Die romanische Rasse, in deren Pace die persönliche Expansion eine viel geringere Gefahr bildet, verfährt gegen den Schädling der Persönlichkeit rein mechanisch, sie eliminiert ihn, sie paralyisiert ihn durch eine äußerst strikt gehandhabte Konvention, aber sie schenkt ihm ihre Sympathie und richtet ihn keineswegs zugrunde. Noch vor seiner schmutzigsten Geste ist sie an der Pracht des Tuns entzündet. D'Annunzio erfreut sich der bedenklichsten Skandalgeschichten bei Hoch und Nieder; aber man zuckt mit den Achseln, lächelt über ihn, entschuldigt ihn, ecco, ein Künstler, und reserviert seiner Arbeit trotzdem den unbeeinträchtigten Respekt. Die Engländer dagegen wollen lieber etwas weniger Geist als einen Oskar Wilde in ihren Sitten gelten lassen. Sie glauben noch, wie gemeiniglich der teutonische Schlag der Kunstverehrer, an die unbefleckte Empfänglichkeit des Künstlers. Die Amerikaner versagen ihrem Edgar Poe das gute Andenken ohne Vorbehalt. Und die Deutschen trinken, um nur ihren letzten Kulturlapsus zu nennen, auch heute noch lieber Bier, als daß sie einen Peter Altenberg verstehen lernten. Dieser, o Grauen, säuft Wein und predigt Wasser.

Das Paradox ist der Feind des Brauherrn. Das Motiv der Buße geht nicht in ihren literarischen Kopf. Und es bleibt ihnen das Geheimnis der physisch-christlichen Buße Altenbergs ebenso verschlossen wie das der physisch-christlichen Oskar Wilde's. Sie schütteln diesen Kopf. Vor der motivistischen Lebensarbeit eines Karl May verlieren sie ihn. Er rollt und schiebt alle neun Musen um. Das Gepolter auf dieser Regelbahn füllt unsere Tage und kein Stündchen ist frei zu Muße und Buße.

Die bürgerlichen Verfehlungen, die May vorgeworfen werden, sind grob und unentschuldbar. Ah? Vor etlichen Jahren trieb sich im Gebiet der Wolga, im östlichen Ungarn, in Bessarabien und am schwarzen Meere eine blass-schwindföchtige Figur umher, ein sonderbar aus Böse und Gut gemengter Mensch im Desperadohabitue, mit blühender Phantasie und einem nach Liebe und Anständigkeit schmachtenden Ritterherzen. Er arbeitete, doch er schuf sich eine Zeitlang den Unterhalt auch durch Taschendieberei. Soviel erhaltende Kraft war in ihm, daß er sich trotz Schwindsucht und saurem Aufstoßen und Träumen von schönern und stärkern Menschen nicht dahingab, sondern das Leben zwang, es bei seiner querulanten Seele auszuhalten. Heute heißt der Mann Gorky, er ist der größte Proletenkünstler und eskamotiert dem Bürgertum die Seele aus dem Leibe. Daß es sich niemals rentiert und nach wie vor ein elendes Leben bleibt, ist sein Schicksal. Dann haben wir da einen norwegischen Bauern, einen halbgebildeten Menschen mit großem Entwicklungsstriebe, ein Wunder an planvoller persönlicher Durchdringung mit Feinheit und Kultur. Auf seinem Kreuzzuge nach dem Glück passiert ihm in Amerika, daß er den Fehler bei einem Einbruch macht. Er wird in verschiedene kriminelle Handlungen verwickelt, er fährt einmal in seinem ewigen Mißgeschick einer Person den Kopf ab. Hm? Gott bewahre! Der Mann ist ein Phantast.

Über dann schreibt er Bücher, die Helden lassen an Tieffinn nichts zu wünschen übrig, es sind ewig reuige Charaktere, die mit ihren Impulsen zu ringen haben, wundersame phantastische Gemische aus Selbstzucht und moral insanity. Ihre Aktion pendelt zwischen dem ethischen Genie und dem Hochstapler hin und her. Und was ist mit den bewußten drei Telegrammen Johann J. Nagels?*) Noch immer hat sich das kleine norwegische Städtchen über Herrn Nagel fragwürdige Heldentaten nicht beruhigt, noch immer verschlingt die deutsche Literatur seine Dialektik leihbibliothekenweise, diese Dialektik, die nur aus einem Intellekt der ewigen Buße kommt, aus einer Geistigkeit, die begnadet ist mit ethischen Ausschweifungen, bei der nicht das bürgerliche Gesetzbuch, sondern das Paradoxon fruchtbar und läuternd wirkt. An diesem Nagel ist nichts echt als das intensive ethische Empfinden, nichts faktisch als das Problem und dieses Problem ist und bleibt sein Kardinalerlebnis. Sie überschätzen ihn ins Effektive, er aber ist ein kühner Balanzeur von Vorstellungen. Er redet ihnen seine Romantik aus und nun drängen sie ihm diese aus Herzensnoblesse erst recht auf, ihm blutet das Herz, daß er ihre frohen Erwartungen von seiner Abenteuerlichkeit enttäuschen muß. Er erfährt an einer bürgerlichen alltäglichen Sache das Problem, sie schleppen ihm den Glorienschein eines Tuns zu, von dem er höchstens den Schimmer erlebt. Die Andern tragen ihm den Heroismus faustdick auf und er handelt wie ein bürgerliches Wundertier. Es hilft ihm nichts, daß sein guter Geschmack verleht ist. Ewig geht sein Sinn im Bürgergewande und doch handelt er prunkhafter, als das

*) Diese Telegramme, die Geldforderungen ankündigen, erweisen sich später als fingiert. J. J. Nagel, die Hauptfigur in Hamsuns Roman „Mytteren“, hat sie irgendwie lanziert und es bleibt unaufgeklärt, ob seiner Handlung ein krimineller Dolus, Grobmannschaft oder nur eine waghalfige, in bürgerliche Sphären übergreifende Phantasie zugrunde liegt.

Christliche Gebot in ihm es gestattet, jene tiefe und sachliche Bescheidenheit in den Angelegenheiten dieser Welt, die nur zum Geistigsten kommt.

Dieser Nagel steckt auch in dem Dichter May, den sie einen pathologischen Lügner genannt haben. Es ist kein Zufall, daß sich hinter den heutigen Samsunverehrern jenes Naturell verbirgt, das einst zu einem fanatischen Mayleser prädestinierte. Zwischen beiden liegt allein die Reife und wissenschaftliche Aufklärung von Jahrzehnten. May, ein begabter Knabe mit bunten ausbrecherischen Trieben, hat sein tiefstes und einziges Erlebnis gehabt wie jener merkwürdig vitale autokratische Nagel, die Rückkehr zur sozialen Ordnung, das Einsehen in die ethische Verpflichtung des Einzellebens. Er hat den Kampf zwischen Selbstsucht und dem Verstand einer gesunden Urteilskraft, der die Sagen der Gemeinsamkeit vorerst einmal unsaßbar bleiben, zu einem günstigen Ende geführt, das auch den Tatsachenmenschen genügen kann. Er ist, wie jener göttliche Nagel, das bestgelungene Exemplar von einem Theoretiker, einem Realitätsfanatiker in höherer Ebene, aber sie nehmen ihn für einen Praktiker, weil er eine Menge Geschicklichkeiten inne hat. Sein schriftstellerisches Talent, seine Fabulierlust nehmen sie als Berichterstattung. Sie sehen die Pracht seiner Rede und ahnen das Gleichnis nicht dahinter. Jeder andere hätte mit diesem Talente Verhältnisse angezettelt, um Liebesbriefe schreiben zu können oder wäre Journalist geworden. Der halbgebildete May, dem ein ungemünzter Schatz von Erzählungsgütern und belletristisches Rohmaterial in billigen Kolportagemustern zugänglich war, warf sich auf den Erzählerberuf und handhabte ihn mit der ganzen Kunstlosigkeit, die dem Naturgenie eigen ist. Die Fingerfertigkeit, die ihm aus dieser Übung erwuchs, kam ihm später, als er seine eigentliche Karriere als Erzähler von Reiseromanen begann, zuflatten. Gewiegte Erzähler wie Jakob Wassermann und

der neue Otto Soyka haben ein gutes Wort für jene primitive und reine Art des Erzählens eingelegt.

May wurde durch die Entdeckung seines Vorlebens moralisch und literarisch zugrunde gerichtet. Schädlicher aber als die Irrwege, auf denen sich seine schöpferische Fruchtbarkeit erging, sind jene Arbeiten, die von besonnenen Schriftstellern anonym für die Spalten von Blättern geschrieben werden, die der Urteilslosigkeit der öffentlichen Meinung Vorschub leisten. Viele der Besten, die ihre Kunst heute nicht nährt, verdienen sich ihren eigentlichen Lebensunterhalt auf diesen Schleichwegen. May, der zum Prügelnaben künstlerischer Ungehörigkeiten erhoben ward, hat auch hiefür bluten müssen.

Seine Flegeljahre, so die übrige lyrisch-deutsche Jugend zu freien Rhythmen und kleinen Anfangsbuchstaben benützt, verwendete May zum Erleben. Er hatte darin mehr Erfolg als jene mit dem Substrat ihrer Krämpfe. Er stahl Uhren und Pferde. Kurz, er erlebte. Er war schon damals Weltmann genug, um zu wissen, daß es gefährlicher ist, Pferde auf einer Landstraße zu entführen, längs der der Telegraph spielt oder doch wenigstens die Schnellpost verkehrt, als auf irgend einer entlegenen Weide am Colorado. Dann kam ihm auf ganz naive Weise die Einsicht, daß es ein Leiden in fremden Seelen gab, vor dem er wie der reine Tor dagestanden hatte. Er wandelte sich und kämpfte um den besseren Menschen, der in ihm lag. In diesem Augenblicke hatte er dann sein eigentliches originales Erlebnis; es hat ihm die künstlerische Weihe gegeben. Immer wieder hat er das Bußdrama geschrieben. Die viel belächelte Bekehrung seiner Bösewichter in zwölfter Stunde ist das schönste und gerechtfertigteste Motiv seiner reichen Produktion. Dafür steht dem Drama des Schutt, dem Drama der beiden Brüder in Satan und Ischariott und dem Drama der Marah Durimeh das Drama des idealen Menschen, des kumulativen Helden

gegenüber. Der Indianer Winnetou, der die Vorzüge einer sinnlichen mit denen einer vernünftigen Kultur verbindet, wäre wert, allen denen, die nach dem neuen Nervenmenschen suchen, als Prototyp vorgeführt zu werden. — Die Schaffung dieses Typs entspricht einer tiefen visionären Gemütskraft, einer Sehnsucht nach Reinlichkeit, die an den Bänglichkeiten unserer Manneschönheit herbe gelitten haben muß. Ein besserer Erzieher aller kommenden Tugenden als Winnetou mag für unsere Knaben kaum gefunden werden. Alles was männlich, fein und kräftig ist, wird in entscheidenden Situationen an dieser Gestalt vorgebracht, die wahrlich kein Psychologe, aber ein richtiger Erzähler und ein stark ethisch empfindender Mensch sich eronnen hat. Wie die Heilandsgestalt eines neuen Menschen erscheint sie immer wieder in dem Wust von Lächerlichkeit, Absurdität und Eigennutz, zu dem sich die Aktion May'scher Gestalten verknäueln. Es ist die lichte liebe Stelle in dem Bußdrama, daß Einer erst mit seinem schier übernatürlichen Orientierungssinn im Leiden erlebt und später mit Präzisionstreffsicherheit niedergeschrieben hat. Und hier wird die ganze unparadoxe und sehr gewöhnliche Inkonsequenz von Gegnern zuschanden, die Einem sowohl das, was er nicht, als auch das, was er erlebt hat, vorwerfen.

Das vollblütige Romödiantentum, aus dem heraus May sich mit seinen Phantasiegestalten identifiziert, mag gesellschaftlich irreführen; künstlerisch erweckt es Vertrauen und gibt eine gewisse Gewähr, daß die nüchterne wissenschaftliche Behandlung fiktiver Gestalten wie bei Jules Verne hier nicht zu fürchten ist. Die frische und menschliche Befruchtung, die aus jenen Büchern quillt, ist mit dem das Gemüt und die Leidenschaft keineswegs berührenden Stil des romanischen Phantasieplauderers wenig vergleichbar. Die Menschen May'scher Einbildungskraft haben Leben, Probleme, Wirtschaft und Bedingungen. Jules Vernes Auto-

maten sind von vorneherein zur Lösung einer mathematischen Frage, die abenteuerlich umkleidet scheint, bestimmt. Ueber den chemischen magnetischen elektrischen Verwicklungen verschwinden die Personen und man vermischt jenes durch nichts ersichtbare Fluidum der ethischen und humanen Fragen. Der May'sche Reiseroman steht der angelsächsischen Fanchyschriftstellerei näher. Das Abenteuer erscheint pädagogisch zurechtgerückt. Aber der Ueberschuß an Bußfertigkeit und bekennerrischem Temperament rechtfertigt, was im Allgemeinen im Phantasieroman künstlerisch unstatthaft zu sein pflegt, die Gentlemanisierung des eigenen Ichs. Dem gütigen Leser fällt dieser Ich-May nicht unangenehm auf. Er empfindet ihn richtig, wie er vom Fabulierer geplant war, als eine zu Winnetou parallele Figur. Er wirkt das Privatleben des Autors mit dem des Buchhelden in Eins zusammen, denn er hat noch Phantasie und schenkt jenem die Aufklärung seiner bürgerlichen Bedingungen. Er ist als Rezeptiver noch so stark künstlerisch, daß er es verschmäht reinen Wein eingesehen zu bekommen, etwa wie eine liebende Frau über die Verhältnisse des Geliebten hinweggleiten kann. Jeder Künstler braucht zur Arbeit eine bestimmte Autosuggestion und es tut letzten Endes Keinem weh, wenn Einer sich malerisch photographieren läßt oder Urit Brendel'sche Gelüste angesichts der Bälge seiner Großmannsstaten äußert.

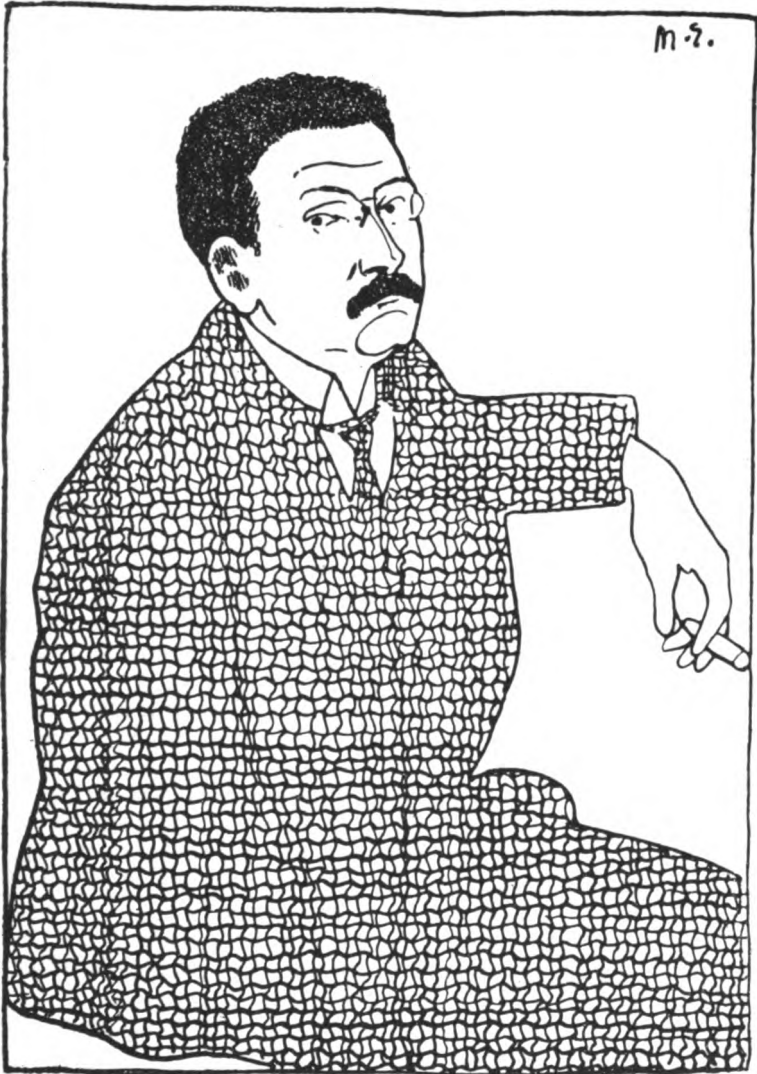
Ein J. J. Nagel-Naturell, das sich aus Menschenfreundlichkeit ins Heldentum drängen läßt, trägt bösen Lohn davon. Wollen sie einen Messias haben? Nein, sie wollen einen König von Zion. Sonst lieber gleich einen Barnabas her! Jener aber fällt ihnen schließlich doch hinein. Er muß ihnen etwas zum Besten geben. Und so spielt er ihnen denn auf, etwas, das ihm recht liegt, das schon ziemlich abgedroschen für ihn ist, und amüsiert sich über ihre Sentimentalität. Er ist ein herzenguter Kerl und wenn die lieben Kleinen von ihm verlangen, daß er ein Rameel sein müsse, so

sie ferner noch Achtung vor seiner Humanität haben sollen, ist er imstande und krabbelt ihnen auf allen Vieren etwas vor. Aber eines Tages wissen sie, daß sie sich im Grunde ihrer schönen Seele eigentlich einen schweinischen Zug mit sich erlaubt haben und sie betasten das Futter seiner Röhre, um zu sehen, ob auch seine breiten Schultern am Ende nur ausgestopft seien. Um nicht die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, hat sich Einer inmitten wilder Seelen in einen schmutzen Trapperanzug geworfen, in dem er weniger von seiner Umgebung absticht. Am andern Tag fallen sie über ihn her, weil sie erfahren haben, daß der wahre Trapper höchstens einen alten Zylinder oder eine Radfahrmütze zum Schutz gegen den Sonnenstich übrig hat, etwa wie sie Sam Hawkins trägt oder einer der Brüder Snuffles, diese lebens-echten Typen aus dem wilden Westen, die keinem Bret Hart und Mark Twain in ihrem positiven Humor besser gelungen sind. — Das kommt davon, wenn man glaubt, daß die Menschheit Künstlerblut in sich habe und dankbar sei, sobald man nur auf ihre bürgerlichen Phantastereien eingehe!

Die Kunst ist umso größer, je unüberbrückbarer die Distanz zum Objekt gewesen ist. Nur das Problem mußte erlebt sein — und im Falle May war es erlebt. Das Drama und der Humor waren erlebt. Sogar einige Situationen waren gewagt worden, bevor es an den Schreibtisch ging. Und das ist viel, wenn der Künstler dann noch Zeit fand, diese Situation zu gestalten. Muß er englisch, französisch sprechen oder polyglott sein um die Phrasen und sprachlichen Kniffe einer fremden Rasse, deren Aeußerungen er dem Tatsachenbericht einer Zeitung entnehmen kann, zu beherrschen? Muß er, um Afrikanisches zu schildern, jemals etwas anderes als eine gute Photographie gesehen haben, die ihm genug Spielraum läßt, um die Tropen zu erleben, die er, vielleicht aus Erfahrungen atavistischer oder transzendentaler Natur in sich trägt wie ein uraltes Rudiment aus jenen

Sagen, da seine Urfahren in Grönland noch im D jungle lebten? Er lernt vielleicht bei Forschern und aus dem Bäderer, ungefähr wie ein Romancier aus der Geschichte lernt. Die Distanz ermöglicht ihm eine bessere Uebersicht. Er vermeidet das Reiselatein des Impressionisten — sind sie denn alle des Teufels, diese inferioren Gemüter, die vor einer Palme stupide werden und uns ganz schlichte Klimatische Verhältnisse beschreiben, als ob sie von der Sonne sprächen? Wer an der Hand ihrer exotischen mystischen Eindrücke die Wirklichkeit wiederfieht, schweigt aus Scham, daß er unfähig ist die Stimmung wiederzuerkennen. Das Weltgefühl eines Karl May aber verbäuerlicht mit gutem Bedachte den ganzen Sinnenzauber der Barbarei und trifft über einen Erdteil hin wirklich ins schwärzeste Afrika. Es hat etwas auf sich mit seinem Barentöter. So rächen sich verkannte Dinge an der Menschheit als Symbole. Der Dichter hält es mit dem Statistiker und die Wahrheit kommt zu Ehren. Er packelt mit einem Reisebüro und sofort geht die Geschichte schief. Bestenfalls tut er eine unnötige Reise, um sich bestätigen zu lassen, was er schon längst vorher niedergeschrieben hat. Denn je mehr er ein Dichter ist, desto bestimmter ist die Art und Weise, wie ihm das Leben mit allen Winden ins gleiche Segel bläst. Sein Mastbaum ist die Idee und wenn er kentert, trägt's ihn irgendwohin, der Mast schlägt aus und setzt Wurzeln an, da kommt jeder Kontinent gerne geschwommen und bietet sich freiwillig an. Der Dichter hat wieder festen Boden unter den Füßen. So ein wahrer Dichter ist May. Die Kontinente parieren ihm, solange er nur auf seinem Bußmotive dahintreibt.

(gez. von Max v. Esterle)



Ludwig von Ficker

Brigner Chronik XII (Gemeindetätigkeit)

Ich habe die feste Absicht gehabt, mich in diesem Jahre gänzlich in die Abgeschiedenheit meiner Viertischecke zurück-zuziehen und ein Brigner zu werden. Allein die Chronik hat wieder angefangen. Wer in aller Welt hat das kommunale Preßbüro veranlaßt, am 6. Jänner 1912 den Artikel „Brigener Gemeindetätigkeit im Jahre 1911“ zu veröffentlichen? Das „Brigener“ allein würde genügen, mich erschauern zu machen. Die Tatsache jedoch, daß man es nicht unterlassen kann, durch derlei journalistische Ableger diese Stadt, die ich liebe, im ganzen Lande der Lächerlichkeit preiszugeben, könnte mich vollends in einen Zustand der Raserei versetzen. Denn die folgenden „Brigener“ Sätze sind im Stande, mein Gemüt mit Trübsinn zu umnachten!

„Das abgelaufene Jahr war ein solches der Arbeit; es galt der Vorbereitung vieler höchst wichtiger städtischer Angelegenheiten, ebensowohl in wirtschaftlicher als in kultureller Hinsicht.“

Das Kulturelle und Wirtschaftliche dieser jahrelangen Vorbereitungen wird uns allen noch die Arbeit versauern. Ich weiß es ganz bestimmt.

„Vor der Hofburg zeigt der wieder mit Wasser versehene Hofburggraben von der Achtung alter Rechte, wie von der Rücksichtnahme auf Heimatschutz, Hygiene und Aesthetik.“

Meine Nerven müssen unempfindlich sein für hygienische Einrichtungen, denn ich empfinde hier nur einen Reiz in meinen Schleimhäuten.

„In den 14 Sitzungen des Bürgerausschusses befanden sich wiederholt Regulierungs- und Verbauungspläne, so für das Bahnhofsgelände, für Röstlan, für die Rachlerau und für das südliche Stadtgebiet. In letzterem Plane ist Rücksicht auf öffentliche Anlagen genommen.“

Ich warne vor neuen „öffentlichen Anlagen“. Man hat schlimme Erfahrungen damit gemacht. Die Sittlichkeitskommission wird Einspruch dagegen erheben.

„Einen breiten Raum nahmen die Verhandlungen mit den Vertretern der geplanten Holzstofffabrik (an dem unter-schlagenen f bin ich unschuldig) ein und es ist in dieser Beziehung die Beratung des Stromlieferungsübereinkommens

hervorzuheben, mit dessen Inkrafttreten der Stadt eine volle Ausnützung ihrer überschüssigen elektrischen Energie gewährleistet erscheint.“

Damit ist die eingangs erwähnte Angelegenheit in wirtschaftlicher Hinsicht gemeint, bei der das Fremdenzentrum Brigen die überflüssige Energie und die Gegend die überflüssigen Wälder los wird.

„Durch Verbilligung der elektrischen Lampen, Beleuchtungs- und Heizkörper sowie der Motore... hat die Gemeindevertretung den Wünschen der Bevölkerung Rechnung getragen.“ — Wodurch es im Vergleich zu anderen Städten ermöglicht wurde, daß die elektrischen Lampen &c. der Stadt Brigen um ein Bedeutendes schlechter sind und um den dreifachen Preis hier verkauft werden.

„Neu erworben hat die Stadt die sogenannte Burg Sauernstein (diese Burg ist ein Wohnsitz unter den Lauben) und damit für ihre Zwecke ein billiges und schönes Repräsentationshaus bekommen, dessen Wände dauernd die Jahrtausendfeier festhalten.“

Ich hoffe, daß sich diese Wände beim Festhalten des gegenwärtigen Zustandes nachgibiger zeigen werden.

„In Verbindung damit (mit den Wänden nämlich) wurde der alte Schießstand zum Notspital bestimmt.“

Ich bin froh, daß niemand außerhalb dieser Mauern weiß, wo dieses Notspital liegt und wie es aussieht.

„Der gebrechliche Baustadel in der Stadelgasse wird durch Verkauf in ein Haus verwandelt werden.“

Ich bin dafür, daß die teilweise ebenso gebrechliche Gemeindeverwaltung ebenfalls durch Verkauf, wenn auch nicht verwandelt, so doch verhandelt werde.

„An Bausteinen für das neue Spital sind neben der großen Spende von 20.000 Kronen im Jahre 1911 noch 192 Kronen eingegangen und vom höchsten Bürger Brigen noch in Aussicht gestellt.“

Ich wünsche zum ersten, daß man mir den König keinen Bürger schelte, und zum zweiten, daß für den Bau billigere Steine verwendet werden.

„Mit der Frage der Errichtung des neuen Gymnasiums hat sich die Stadtvertretung in wiederholten Beratungen und in zwei Ausschusssitzungen beschäftigt und die Frage geklärt.“

Ich bitte mich nicht zu reizen, sonst werde ich grob!

„Der Beschluß des Bürgerausschusses auf Errichtung einer städtischen Musikschule half dem Mangel eines öffentlichen Musikunterrichtes fühlbar ab.“

Der „Mangel“ ist eine bewußte Lüge. Es müßte heißen „Mangel eines politischen“ oder eines „christlichsozialen.“

„Durch das erlassene Gebot der Nachtruhe nach 10 Uhr abends hat sich die Stadtvertretung den Dank der ruhigen Bürger gesichert.“

Auch ich wünsche Ruhe in meinem Ehebett; die Fremden sollen mich — oder ebenfalls —.

„In der Ausgestaltung der städtischen Ämter wurde weiter geschritten. Von der Erkenntnis ausgehend, daß gerade während einer hochbedeutenden Entwicklungsperiode neben der zielbewußten Tätigkeit der Gemeindevertretung auch eine von pflichtgetreuen Beamten nach fachmännischem Wissen geleistete Arbeit notwendig ist, wurden die Stellen dementsprechend systemisiert, wie sonst nur in Städten mit fortgeschrittener Entwicklung.“

Ich hoffe, daß nur der mangelhafte Unterricht im Deutschen, den der Herr Redakteur genoß, daran Schuld ist, daß sich Brigen in diesem Satz als eine Stadt ohne fortgeschrittene Entwicklung repräsentiert.

„Die Durchführung des neugeschaffenen Stadtkammeramtes auf die Höhe der anderen Kanzleien ist im Zuge.“

Ich habe an den Stadtkämmerer schon einmal gerührt. Er komme mir nicht mehr unter die Augen, auch nicht auf der Höhe der anderen Kanzleien!

„Durch die zu Beginn des Jahres 1911 durchgeführte Volkszählung ist die Stadt Brigen an die 11. Stelle der Städte Tirols in Bezug auf Bevölkerungszahl gerückt, durch die Tätigkeit ihrer Gemeindevertretung soll sie weiter wirtschaftlich erstarben. Die außerordentliche Bautätigkeit von 1911 ist ein kleiner Beweis, das Jahr 1912 mit seinen Plänen soll den größeren erbringen.“

Daß man an den ärgsten Schandfleck dieser Stadt, ihre Bautätigkeit, auch noch rühren muß, ist mir vollkommen unverständlich. Ich für meine Person verzichte auf jede weitere Beweisführung jenes Unverständes und der abschauerregenden Unfähigkeit, die sich hier breit macht.

Die „Chronik“ sehe sich vor: wenn ich sie nochmals auf solch wirtschaftlichen Wegen betreten sollte, könnte die Sache ein übles Ende nehmen. Ich werde nicht bezahlt für meine Meinung, und habe nichts zu verlieren!

Hartmann

Innsbrucker Kunstschau XVI

Ein Zweidrittel der Kunstschau ist zunächst erfüllt. Der Schein ist gewarnt, die landläufige Zeitungskritik blamiert, der Glaube an fiktive Größe erschüttert, und ich balanciere zwischen Schwurgericht und chirurgischer Klinik. Man wird nicht leugnen, daß Leben in den Betrieb gekommen ist. Und Leben hat vor Stagnation das voraus, daß es Giftstoffe automatisch ausscheidet. Daß die Betroffenen sich über meine Schärfe zu beklagen haben, ist der gerechte Ausgleich dafür, daß sie sich bisher die offiziellen Schmeicheleien der dilettierenden Supplenten und Gerichtsräte gefallen ließen. Wenn sie aber gegen mich toben, bekräftigen sie nur mein Urteil über sie. Eine Meinungsverschiedenheit kann zwischen uns also erst dort beginnen, wo sie behaupten, ich hätte ihnen geschadet. Sie glauben nicht, daß sie in ihren Werken aufs getreueste porträtiert sind und daß ihre Handschrift aufrichtiger gegen mich ist, als sie selbst gegen sich. Und ich habe nichts weiter getan, als diese Inkongruenz in ihr Bewußtsein gebracht, ihre Eitelkeit durch die meine an die Wand projiziert. Der Vorwurf, daß dadurch Vorteile vernichtet werden könnten, ist ohne ernststen Belang. Er ist aber grotesk, wenn er von Leuten kommt, denen es keine Skrupel verursacht, von der Uebermacht der gesprochenen Banalität über gedruckte Werte Gebrauch zu machen und die begründetste Kritik mit einem Witzwort totzureden. Dabei ist auch die Publizität der Stammtische, an denen es sich lohnt seinen verblähenden Nimbus aufzufrischen, für sie bei weitem wichtiger, als die des „Brenner“. Aber gerade

diese Herren verschaffen der Kunstschau einen Aktualitätswert, vor dem mich ekelt. Ich werde deshalb künftig die Neugier des Kunstphilisters dadurch enttäuschen, daß ich die Kritik seinem Niveau entrücke, nur mehr Werke bespreche, die in gutem oder üblem Sinne Fragen von prinzipieller Bedeutung vorlegen, und dies in einer Weise besorge, die sich der Gemeinheit noch mehr verschließt, als bisher.

* * *

Bernard G. Rice: Entwurf für ein Mosaik (Unterberger). Vorzügliche Arbeit. Aber als Entwurf zu weit ausgeführt und doch kein Ersatz des Mosaik-Originals. Also schade um die Zeit, die dem Künstler so lang zur Verfügung steht. Rice hat kompositorische Kraft (Madersche Urkade), die ihn verpflichtet, sie zu verwerten und mit ihr seiner Kunst neue Wege zu öffnen.

Julius Seidl: Zwei Landschaften (Zeichna). Eine vielleicht jetzt schon ganz überflüssige Korrektheit verhüllt den künstlerischen Gehalt des einen Bildes und macht die „Weiden am Bach“ ganz tot. Korrektheit ist eine Kette, ist Verphilisterung der Intuition, ist Furcht vor Blöke und vor Persönlichkeit, die immer göttliche Blöken hat. Wo Korrektheit auftritt, warnt die Langeweile. Dann muß man sich warnen lassen und diesen Paß überschreiten.

Josef Durst: Landschaft (Wagner). Die Studie ist Orientierungsversuch vor der Natur. Das Bild ist die gut orientierte Absicht des Künstlers. Durst's Landschaft ist der Versuch eines Kompromisses und daher mißglückt.

August Frech: Zwei Porträts (Wagner'sche Buchhandlung). Das Beste, was Frech bisher gezeigt hat. Ähnlichkeit, Leben, vornehmer Ton, gute Charakteristik, alles ist so wie sich der Normalmensch wünschen kann und wie es die Natur selbst bietet. Er verdient es, als Porträtist anerkannt und gesucht zu werden. Benedikt.

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG

erschien :

CARL DALLAGO DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der soeben erschienenen Doppel-Nummer 241/242:

Glossen / Razzia auf Literaturhistoriker /

Notizen / Wien, ein Panorama /

Sämtliche Beiträge von KARL KRAUS

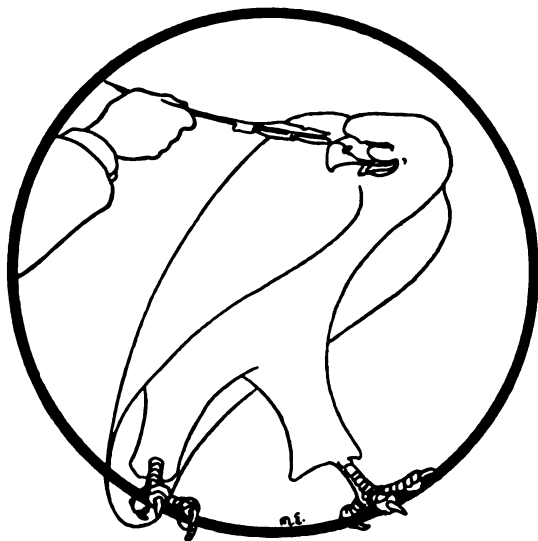
* * *

Die „Fackel“ erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL“ / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

TIROLS KORYPHÄEN

ERSTE FOLGE



KARIKATUREN VON MAX ESTERLE

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

Preis K 1.80.

Werke von Hermann Wagner

DIE ROTE FLAMME. Novellen. München und Leipzig,
bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M 3.—.

DIE FEINDLICHEN MÄCHTE. Novellen. München
und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—,
geb. M. 3.—.

DAS LÄCHELN MARIA. Roman. Axel Juncker Verlag,
Berlin. — Preis geh. M 3.—, geb. M 4.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

==== **Telephon Nr. 34** ====

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr. 27

O. Wilfling

Juweller und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker
und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer,
englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer
Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen
(Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. Prospekte gratis
und franko.

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu. die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . . So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. . . .

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). . . . ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatsschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

II. Jahr

Heft 18

Der Brenner

Halbmonatschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Robert Müller: Skandinavien / Carl
Dallago: Kleine Sämereien / Bruno Frank:
Gedichte / Bernhard Jülg: Der Kardinal /
Josef Rauscher: Lieder des Letzten / Otto
Pich: Geschichten von Insekten / Hartmann:
Brigier Chronik XIII / Karikaturenfolge 42:
Max von Esterle: Bernhard Jülg.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1.75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Dasselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verboten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut

für

Präzisions-Optik und Photographie

Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel. Schreibmaschinen: Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr Innsbruck / 15. Februar 1912 Heft 18

Skandinavien / von Robert Müller

Für Johannes V. Jensen ist Björnson der repräsentative Skandinavien; für uns, die wir noch den titanischen Bismarck in der Norm seines Menschentums im Gedächtnis haben, bedeutet Björnson wenig. Wir kennen diesen Garibaldi vom anderen Ende Europas als politischen Draufgänger, wir lesen seine Romane gerne, weil freundliche, kräftige Gestalten uns darin anheimeln, aber wir haben auch unsere Zweifel über ihn, seit wir in dem seiner Zeit erschienenen Roman Christiania-Bohème dem alten Matador unter anderen Umständen begegnet sind. Offen gestanden, er interessiert uns zu wenig, um ihm etwas nachzutragen, nun, da er tot ist. Seine junckerliche biederbe Art war nicht immer durch die großzügige Anschauung von Notwendigkeiten gerechtfertigt, die Bismarck für uns mit politischem Beruf umgibt. Wir schätzen sogar das politische Temperament gering, wenn es nicht, wie bei Bismarck, mit der Fähigkeit zum stilistischen Impromptu, zur Wucht des Einfalls, der eine Fundgrube der politischen Information für die Öffentlichkeit sein soll, vereinigt ist. Und wir sehen es einem Björnson weniger nach, daß er so gar nicht nachdenklich ist, als einem Hamson, daß er nicht Politik treibt, obwohl ihn Johannes V. Jensen bereits einmal ganz ernsthaft dazu aufgefordert hat.

Hamson, da ist das Stichwort für den Skandinavien gefallen. Ein Mann tritt auf, das ist alles, was über ihn zu sagen ist, er ist, sofern er sich mitteilt, ein Dichter, also

nebenbei; sein Apparat ist so einfach wie möglich, er hält eine Muschel ans Ohr, darin braust Meer und Hochwald, von einer gellenden Dampfpfeife, dem Symbol der Zivilisation, von Zeit zu Zeit unterbrochen, darin singt sein eigenes Blut. Es singt immer wieder dasselbe, so daß es den Kritikern schon zu dumm wird, die sich ebenfalls immer wieder in Kaffeehäusern sozusagen in ihrer Unruhe von einer Seite auf die andere wälzen und sich nur die eine Veränderung ihrer unerträglichen Situation ersehnen, daß Knut, der Bauernjunge, einmal ins Kaffee käme und sich kräftig blamierte. Sie sagen, er hätte erstens kein Talent, zweitens sei es kein Duell, wenn einer sich auf die Repetierpistole einschöffe, drittens, er käme im Kaffeehaus überhaupt nicht vor, sondern nur als Plagiat, als Hamsunmensch. Diese Letzten von Nummer drei sind die ehrlichsten, das Lynchgericht, das ihnen selbst gilt, ist an und für sich schon eine Hamsun'sche Spezialität, kurz, der Umstand, daß sie auf ihr eigenes höchst verdächtiges Seelenleben offiziell pfeifen, ist riesig Hamsun'sch. Es fehlt nur, daß sie sich nun einmal wirklich so defekte Gefühle anziehen, ein richtiges Selbstbewußtsein mit einem nie wieder fließbaren Loche, sich wirklich einmal in aller Gleichgiltigkeit wagrecht auf den Rücken legen — markieren im Kaffeehaus gilt nicht! — und mit der großen Zehe den Mond unter der Nase fixeln — — — aber oh weh über diese Stümper! Sie wollen modern und impressionabel sein und bringen doch den perspektivischen Fehler nicht zuwege? Seht Ihr, Ihr Hamsunmenschen, nun habt Ihr's dem Herrenbauer erst recht nicht nachgemacht. Er schnitzelt, baumeistert, reißt, liebt und schreibt übernacht ein Buch, ein ambulantes, ein höchst ambulantes Buch, verdammt noch einmal, der Flickschuster kommt zum Vorschein, die Ledersorten pappen übereinander, das Buch schiebt hin, schiebt her, ratlos sieht das Exterieur aus, aus dem Flickschuster wird der Vagabund, und nun geht es höllisch

zu, das Buch wird eine Landstraße, aber nicht im Sinne Stendhals, der seinen Roman kinematographisch längs ihrer hinbewegt, sondern im Sinne Hamuns, der dort rastlos marschiert und lyrisch, katastrophal, wichtig, sophistisch und hanswurstelig aufgelegt ist. Es ist ja Nacht, in der gedichtet wird, die Buchstaben stehen groß und verschoben auf dem Papierfetzen, in der Dunkelheit, die sie nach außen absperrt, erleben die Organe alles das, was ihnen tagsüber am meisten aufgefallen ist und das Capriccio ergibt sich von selbst. Der wilde Chor zieht vorüber, was er geleitet, das ist eine sehr irdische, sehr menschliche Frauengestalt, die Salonhplphide. Der Dichter beobachtet skeptisch seinen Schmerz, skeptisch sein ungeschlächtes Raffinement, das ihm nichts gewinnen und alle Selbstachtung verlieren hilft. Am nächsten Tage ist ein Gedicht oder ein halber Roman fertig, er ist großartig und packend und wunderbar, Genie und alles ist darin, nur kein Talent. Kein Talent in unserem Sinne; es sind Trivialitäten darin und eine Menge Ausgeschriebenes, Wiederholungen und Typisch-allzutypisches. Die Gedichtsammlung, die unter dem Titel „Das Säusen des Waldes“ (Der wilde Chor) erschienen ist, enthält bestenfalls drei Treffer. Alles andere ist biographisch interessant, aber so kunstlos, daß sich keine Propagandaschrift für den Frühling dessen erbarmen würde. Und doch ist dieser Dichter ohne Talent ein Genie. Denn Genie ist Schicksal, Talent ist Glück. Die Monotonie seines Ichproblems, seine Schwermut, sein Nachtigallenruf sind Genie genug; ist es nicht Genie, nicht Persönlichkeit, im Leben immer wieder denselben Situationen zu begegnen, ist es nicht ein geistreiches Schicksal und ein Leumund der Kraft, die Gesellschaft ringsumher immer wieder so zu polarisieren, daß sie Einem denselben Typus immer wieder entgegenschießt, gratis und ohne Inspiration gerade die Hemmungen abgibt, die Einem seine Einsamkeit bestätigen? Aber Glück, nein Glück hat

der geniale Mann nie gehabt, es ist ihm schlecht ergangen, er war ein Pechvogel, I. V. Jensen sagt's ihm selbst ins Gesicht, daß sein Genie nicht den richtigen Platz gefunden habe, die Politik. Mit seiner Produktion ist es schief gegangen, er hat die Punze als Romanzier noch immer nicht gekriegt, in Norwegen haben sie ihn ausgelacht. Aber er ist unser Skandinavier, sein Typus interessiert uns persönlich, wir alle wissen, daß wir Bücher über ihn schreiben könnten, wie über eine Frau, mit der wir gelebt haben. Denn das bezeichnet unser Verhältnis zu ihm ein für allemal; wir sind mit ihm vermählt.

Unsere Vorstellungen vom Leichtgewichtstheros, als welcher der Skandinavier in unserer Einbildung lebt, entspricht Hamsun sicherlich mehr als Björnson, der das historische Massige an sich hat. Wir finden den Fettbesatz der Majorität, wenn nicht gerade unschön, so doch reizlos und entscheiden bei Ringern stets zugunsten der konzentrierten Figur, der mageren Muskeln, in denen mehr Elastizität und die größere Wollust der Form sitzen. Von Hamsun läßt sich sagen, daß er jenes Embonpoint, das ein ruhiges und geordnetes Hausen inmitten der bürgerlichen Gesellschaft verschafft, selbst wenn es von gesunden Temperamentsausbrüchen unterbrochen wird, nicht besitzt. Hamsun hat sich, nachdem sie ihn aus den geistreichen Salons der Kleinbürgerlichen Städte hinausgeekelt haben, im hohen Norden ein Bauerngut gekauft, dort wirtschaftet er und bleibt mit der Natur im Bunde. Die wirkliche soziale Struktur Skandinaviens hat er in seinen Büchern und Mysterien des näheren erklärt, sie unterscheidet sich in nichts von den Erfahrungen, die der gleich tiefe Ibsen, für dessen „Apothekerdramen“ unser Knut allerdings nicht besonders schwärmt, gesammelt hat. Der Persönlichkeit geht es dort noch schlechter als bei uns — bei uns kommen die Leute doch in Zeitschriften mit zynischen Tendenzen zusammen.

Hamsun ist ein Einsamer, immerhin ist seine Einsamkeit spezifisch skandinavisch. Der andere Mann, der als Paradigma der skandinavischen Nationalseele bei uns gehandelt wird, ist Johannes V. Jensen. Aber man kann ihn kaum mit Hamsun vergleichen, persönlich haben sie nichts gemeinsam, als die Unstetigkeit und den Wandertrieb des Wikingers, literarisch die Dialektik. Die Dialektik Hamsuns entspringt einer Naivität des Empfindens und der Wandlungsfähigkeit eines Stimmungsmenschen, der seinen Zustand vor seinem Scharfsinn zu rechtfertigen hat. Die Dialektik Jensens ist ein Training. Als Person, als Dichter wäre Jensen ohne diese Dialektik nie in die deutsche Literatur verschlagen worden. Seinen vehementen Ruf haben erst jene Stilpräparate begründet, in denen Seiten mit den Geburten einer vollständig equippierten Wortphantasie gefüllt wurden. Der äußeren Form nach waren sie erzählerisch; aber die Lust zu fabulieren ward eine Lust zu sprechen. Die Worte fielen würfelig, glatt und beinern, und zum Schlusse ergab sich ein Gewinnst. Das gedankliche Resultat kam als der Blitz aus der trächtigen Wetterwolke von Worten. Als Erzähler ist Jensen ein studierter Herr. Er hat es wirklich zuwege gebracht und sich durch die amerikanische Magazinliteratur durchgelesen. Als er, mit europäischen Mitteln, daran ging, den amerikanischen Standardroman zu schreiben, war er bis obenhin mit dessen Techniken angefüllt. Was er zu erzählen hatte, war eine Detektivgeschichte, er hatte nichts Eigenes zu geben, keine neue Figur in unser Verständnis einzuführen wie Hamsun, der uns den Hamsun-Menschen brachte. Aber eminent Jensen'sch ist der Umstand, daß ein Roman im Wesentlichen aus zwei Gesprächen bestehen kann. Das Berückende dieses Literaten, der ein Literat vom reinsten Wasser, ein Brilliantenschreiber ist, liegt in dieser Dialektik. Wir möchten sie heute nicht mehr missen; die formale Beherrschung eines

Gedankens entschuldigt seine verschiedenen Mängel an Gründlichkeit und Allgemeinheit; die Sauberkeit einer Idee ist wiederhergestellt, wenn sie ventiliert wird, und Sprachkunst wirkt Gedankengunst.

Jensen, der Federgewichtsheros, gehört den Starkgeistigen. Auch hier ist es eine Passion, aber es kommt nicht zur Ehe, eine Spannung bleibt bestehen. Hamsun hat mit seiner Produktion den gesellschaftlichen Erfolg gesucht; Jensen hat ihn errungen. Hamsun ist originell; aber nicht von einer Originalität, die im Salon Aufsehen, sondern Uergernis erregt. Jensen ist seiner ganzen Wesensart nach der Vertreter des romantischen Materialismus. Er liebt die soliden Aufregungen gewisser Zirkel, seine Genießlichkeit hat gegen den vornehmen Bourgeois nichts einzuwenden, dessen Unbild ihn in einen angenehmen Zustand der Behaglichkeit versetzt. Diese Zustände findet er immer wieder einer kräftigen Notiz wert. Er reitet zum Beispiel über das Kopenhagener Flugfeld, inmitten von Puh, Lebensfreude und distinguieter Schönheit durchströmt es ihn, hier ist es, wo ein Aspekt von Kultur sich ihm eröffnet. In einem Pariser Kaffeehause, in der kampflosen Passivität des Zuschauers, geht ihm die Bedeutung der modernen Technik auf, er faßt seinen größten Gedanken, humanisiert die Maschine. In einem Glase Bier, getrunken auf der Veranda eines angloindischen Hotels, wird ihm eine Zivilisation, ein Beruf und ein Lebenssinn fällig. Die stilisierte Gemütlichkeit ist seine Domäne, er ist mondän, wo Hamsun panisch, er ist kosmisch, wo Hamsun Naturbursche ist. Wenn er schreibt, hat er stets einen Salon als Publikum um sich, sein Mittel ist die Pikanterie, er fesselt; worüber immer er spricht, es wächst sich zum intellektuellen Klatsch aus, er erzählt über die Dinge, wie über Verhältnisse, sachlich wie ein Freigeist, mit Andeutungen, wie ein Schelm, er streift, pointiert, flirtet mit seinem Gegenstand, provoziert das Geschlecht in

ihm und wirkt erotisch auf die Nerven seiner Zuhörer. Wenn er Applaus haben will, spricht er über Gegenstände der Wissenschaft wie über ein Weibsbild, seine besten Bonmots stammen aus diesem Gebiete. Und das ist denn auch unser Verhältniß zu ihm; ein richtiges Verhältniß, hingebend und perfide, auf die Wollust spitzend und wirtschaftlich. Er macht alle Welt zur Kokotte, obwohl niemand schöner und überzeugender über die Tugend einer ehrbaren Frau zu reden weiß. Die Folge ist, daß alle Länder ihm nachlaufen, Deutschland, er hat es selbst gesagt, allen voran. Knut Hamsun, der Mann, bettelt um das Weib oder nimmt es. Er gewinnt uns nicht, er nimmt uns; und er hat um die Gesellschaft angehalten; sie hat sich ihm versagt. Er interessiert sich nicht für ihre Politik.

Mit Hamsun ergibt sich eine Ehe, der Held steht, wie alle Helden, solange sie gemütlich sind, ein wenig unter dem Pantoffel der Gesellschaft, die mit allerlei Schikanen seine Macht kompromittieren möchte; wenn aber einmal der Mann, der Liebhaber mit dem Tierblick losbricht, dann gibt es ein Schauspiel, ein baumlanger Rolandsen oder ein vertrackter spitzfindiger Johann Nagel marschieren auf und weisen alle Einmischungen in die Persönlichkeit zurück. Man bekommt eine wirkliche und edle Anarchie zu sehen, ohne verbissenen Haß und Verrücktheiten, das Problem des Einen zur Gesellschaft wird in seinem ganzen Realismus, so gut lyrisch und humorvoll, nicht allein katastrophal aufgefaßt. Der Gegensatz zur Gesellschaft und ihren Fälschungen der Wirklichkeit ist diesmal ein Erlebnis, diesmal und vielleicht ein zweites Mal nur mehr bei Gorki, er ist nicht Literatur; Jensen aber ist der theoretische Demokrat — wir wollen einmal sagen der bürgerliche Demokrat. Das demokratische Empfinden ist das normale politische Empfinden, es stützt sich auf die Mittel der Autonomie und der Rücksicht, die sich im schwimmenden Balancezustande innerhalb der Intelligenz befinden. In dem

Augenblicke, wo die Rücksicht von dem Fruchtwasser der Intelligenz nicht mehr bespült wird, erfolgt eine Verschiebung, die demokratische Norm degeneriert zu irgend einer der herrschenden Gesellschaftsformen, es kann eine Allherrschaft oder eine Alleinherrschaft sein, und die Alleinherrschaft wird dann der demokratischen Norm noch immer näher kommen als die Allherrschaft. Der Demos ist das Volk, die primitive Gesellschaft; Demokratie aber beruft nicht das Volk, sondern den Mann aus den Winkeln der Gesellschaft. Der Alleinherrscher ist ein Um und Auf an Demokratie; er ist der Bürger Ich und der Bürger Du, er lebt sozusagen mit sich auf gleichem Fuße, Autonomie und Rücksicht bleiben in einem, dem der Physik ähnlichen, Spannungszustande. Jeder Einsame ist eine solche demokratische Gesellschaft; so gewinnen wir denn als Bild der kompletten Demokratie den Hamsunmenschen, den vernunftbegabten Anarchisten. Um eine Demokratie aufrechtzuerhalten, bedarf es zweierlei; Rasse, das heißt einen Durchschnittsgrad von Begabungen und ein Maximum an Erziehung. Das Menschenmaterial der Demokratie muß im Besitz von Ubel, der feinsten und stärksten Fähigkeiten sein, es gilt einen Typus von animalischer Expansionskraft im Theoretischen und von unerhörter Selbstzucht im Praktischen, also wiederum den Hamsunmenschen. Hamsun, der außerhalb der Gesellschaft steht, zeigt gerade damit das reine demokratische Genie, die hochgradige politische Empfindungsnorm. So wie die Sachen in der bürgerlichen Gesellschaft liegen, ist die Demokratie eine Idee, die niemals verwirklicht werden kann, der man aber gewisse vorteilhafte Proportionen der Norm entnehmen möchte. Die Politik ist die Oekonomie der seelischen Kräfte einer Gesellschaft, auf die Züchtung eines Kulturpatriotismus richtet sie ihr Hauptaugenmerk. Das reine materielle Erwerbsproblem ist zu allen Zeiten und heute nicht mehr als je vorhanden, immer waren die Zeiten schlecht

und teuer; die bürgerliche Gesellschaft von heute aber verpulvert ihre gesamte Disziplin auf das wirtschaftliche Moment. Wir stehen im Zeichen der politischen Dekadenz. Der echte politische Typus hat sich aus der öffentlichen Karriere zurückgezogen, er gründet eine Demokratie mit sich selber, eine Gesellschaft von identischen kräftigen wohlherzogen Individuen und lebt mit seinen 24 Ichs zwischen Tag und Nacht nach eigener Verfassung. Was aber die Gesellschaft anbetrifft, der Krämer ist die Stütze dieser Gesellschaft. Und doch kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das wirtschaftliche Problem nur durch spezifische Politik, durch ethische Erziehung, gelöst werden kann.

Jensen, der Schwenenöter der bürgerlichen Gesellschaft, ist auch ein kräftiger Vertreter ihres Geschmacks. Sein Liberalismus, der die Schwärmerei für einen bornierten Multimillionär und für den Proletarier vereinigt, interessiert ihn in Amerika, als dem modernen Krämerunternehmen. Sein Liberalismus — aber wir wollen dieses Exterieur des bürgerlichen Lugaliteraten nicht ausnützen.

Vor allem, der Amerikaner ist ein Philister, J. V. Jensen ist es nicht. Das Philistertum enthält gar viel an Süßigkeit, von der man mit zunehmenden Jahren gerne nascht; aber erst wer des Philisters Feste feiert, der ist selbst einer geworden und mag er auch an Wochentagen des Philisters Satan sein; wer aber noch Philistern Feste veranstaltet, der ist ein guter Mann und hat ein rechtes Herz. Die Tugend unter allen Umständen ist ein Hindernis des Intellekts, weil sie ihn zu wenig hemmt; denn der Intellekt ist ethisch und will gehemmt sein, er ist pervers und will gereizt sein; er ist ein Fetischist, und liebt zuerst die Dinge, weil sie abgetragen sind, er geht weiter in seiner Pietät und liebt die Dinge, obwohl sie nicht getragen sind, zuletzt kann er den Fuß lieben, weil er in einem geliebten Strumpfe steckte; es ist kein Entzücken, bewußt den Weg zurückzu-

kommen, von dem er weiß, daß er ihn unbewußt gegangen ist, und zuletzt liebt er die Jugend, weil die geliebten Ausschweifungen sie ihm verhüllten. Jensen ist nicht etwa eine lebendig gewordene Gletscherpartie Skandinaviens wie Knut Hamsun, ein romantisch belebter Glacialmensch, aber er ist auch nicht jener Kleinbürgerliche Nordlandstypus, wie ihn Strindbergs oder Ibsens Schöpfungen uns heruntergesandt haben. Jensen ist vielmehr ein sehr raffinierter, sehr gelehriger, sehr gescheuter Kopenhagener Bohemien, viel gescheuter als Hamsun und der von ihm so hochverehrte Björnson niemals hätten sein können. Hamsun liebt dieses materialistische Amerika nicht, Björnsons amerikanische Sympathien innerhalb seines literarischen Werkes, das stets nur eine Anfeuerung und ein Rufzeichen hinter seinem Wirken war, sind Kasuistik und mehr von Temperament als von Ueberzeugung getragen. Warum sollte der viel intellektuellere Jensen für Amerika schwärmen, wenn nicht aus einer ganz unamerikanischen Paradoxie seiner Sympathien, für die Jugend und Bürgertum die Endentladung einer Entwicklungsreihe von Lustwerten sind?

Johannes V. Jensen ist ein ausgezeichnete Kopf, einer der besten Köpfe unter heute schreibenden Leuten, es ist selbstverständlich, daß er sich auch mit der wirtschaftlichen Seite seiner Gesellschaft eingreifend stilistisch befassen kann und faszinieren wird. Was aber geschieht mit den im bürgerlichen Sinne unwirtschaftlichen Menschen, die keine derartigen Instinkte, keinen materiellen Selbsterhaltungstrieb besitzen, die, wie Hamsunmenschen, wirtschaftliche Probleme ethisch oder zufällig, naiv, lösen? Und was soll mit Hamsun selber sein? Wird ihn die Gesellschaft zu den Narren und Verworfenen zählen, oder wird man ihn, den Demokraten, zum König machen — zum König unserer Weltanschauung?

Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Auch der Zorn zeichnet unser Wesen. Zu wissen, wie wir zürnen — worüber wir in Zorn geraten, ist wichtig für die Beurteilung unseres Charakters.

*

Wir brauchen unsrem Zürnen umso weniger Zwang anzutun, je leichter sich Ruhe und Heiterkeit immer wieder in uns vorfinden.

*

Es ist besser, zuweilen zu gewittern und nachher wieder den klaren Himmel innerer Frohheit in sich auszuspannen, als den gläsernen Himmel erzwungener Freundlichkeit beständig zur Schau tragen und innerlich galliger Verbrießlichkeit anheimfallen, die sich wie dumpfe Nebelung um einen legt.

*

Als Landschaft der Seele nach ohne Unlage zu dauerner Verbitterung, scheuen wir niemals, unser Zürnen an den Mann zu bringen.

*

Für Staat und Gesellschaft: Wie sollte der Liebe, dem innersten und intimsten Leben, das Eingreifen gewaltsamer Ordnung von außenher Heil bringen!

*

Vielleicht ist es gerade dem Schöpferisch-Bedeutungsvollsten in der Produktion bestimmt, von der Gegenwart unbeachtet zu bleiben, um so seine Kraft und Dauer darzutun.

*

Wen die Kunst lieb hat, dem nimmt sie Freunde und Geselligkeit und das Ansehen bei den Vielen. Aber sie selber schenkt sich ihm. Ihre Hingabe besetzt alle Räume des Geliebten.

*

Der schöpferische Künstler muß die Moral verneinen. Es ist sein ethisches Moment.

*

Die Ehefrauen scheinen ihrem Gebahren nach besser als sie sind; die Dirnen ihrem Gebahren nach schlechter als sie sind. Was ist innerlich wertvoller: Etwas, das schlechter ist als es scheint oder etwas, das besser ist als es scheint? Zu bedenken wäre noch: je fähiger und gerechter der Richter, umso weniger urteilt er nach dem Schein.

*

In der Kunst ist die Vollendung immer ein Bedingtes,

*

Allerseelen: Den ganzen Tag wandre ich einsam im Geräusche der Totenglocken. Von überall her Ton um Ton — eine Flut von Tönen, die ineinanderklingen und mich hineinziehen in ein Endloses — Ewiges. Der Tag ist düster und grau. Dumpfe Nebel brüten rings herum und legen ihre hängenden Flügel um die verschwommenen Formen der schwer in sich gefehrten Landschaft. Ein echter Totentag. Er sollte der große Ruhetag der Welt sein im Gedenken an alles das Unübersehbare, das heimgegangen ist und an das winzige Restchen von heute, das lebt.

*

Verschwommenheit: Der Philister gedenkt ihrer nur im Tadel. Der Natur gewordene Künstler aber erlebt sie auf dem Wege zu seiner größten Sicherheit und Tiefe.

*

Eine Lanze für Wien. Es hat seine verfeuchte Presse und einen Karl Kraus. Was jene sündigt, macht dieser reichlich wieder gut. Das heutige München aber hat auch eine verfeuchte Presse, doch niemanden von Belang, der einigermaßen wett machte, was sie sündigt.

*

Der Tatmensch, der Künstlermensch, der beschauliche Mensch — sie alle sind keine Gesellschaftsmenschen. Daß es der Philister ist, trägt wahrlich nicht bei, den Wert der Gesellschaft zu heben.

*

Zugegeben sogar: Die großen schöpferischen Menschen sind die Gewitter der Menschheit. So reinigen und klären sie doch die Luft wie ein Gewitter, sind fruchtbringend wie ein Gewitter. Und immer schön, auch wenn sie zerstören. Und niemals wird ein Gewitter in der Natur denken machen, die Natur deshalb unter Dach und hinter Mauern zu bringen, wie es mit der Menschheit geschehen ist aus Furcht — aus Scheu vor den schöpferischen Umtrieben im Menschen, die zuweilen wohl verheeren mögen wie ein Gewitter, doch auch so immer noch schön sind — immer noch der Seele ein freieres Atmen ermöglichen.

*

Für Richter: Gesetzesparagrafen können höchstens die Richtung andeuten, nach der sich die Strafbarkeit eines Tuns bewegt.

*

Frei nach Tschuang-Tse: Meine Sinne sind die Zuhrrinnen der großen Natur zu meiner Natur.

*

Man muß Weib sein wollen, wenn man „Sao“ empfangen will; man muß Mutter sein wollen, wenn man es wieder abgeben will.

*

Es ist eigentümlich: Die antisozialen Menschen haben ein warmes Herz für alles Menschliche — für jeden Menschen. Indem sie für sich nach Geltung ringen, schaffen sie Raum allem Menschlichen — jedem Menschen. Aber die Herren Soziologen: wie sie darauf ausgehen sich Menschenschwärme zu fördern; sie bedürfen eben der Massen-Gefolgschaft, ihre Wichtigkeit gewichtig zu machen.

*

Mit dem eigenen künstlerischen Wachstum wächst auch die Zahl der „Herren“ in der Kunst. So kann heute ein Karl Kraus zu manchem Schaffenden „Herr“ sagen; ein anderer darf es noch lange nicht. Nietzsche sagte mit Recht:

„Herr Herbert Spencer“ und stellte damit den Herrn Soziologen in den bürgerlichen Ehren- und Schaffens-Horizont zurück.

*

Wo wir Herr sagen, geben wir jemanden der Gesellschafts- und Philistersphäre zurück als würdigen Stützen des Konventionellen — als Vermehrer der Zahl der Ueberbielen. Er taugte nicht für den Horizont des Künstlers unserem Empfinden nach. Nietzsche hat dieses „Herr“ wohl zuerst angewendet; Karl Kraus hat den Begriff verdeutlicht und zur Geltung gebracht.

*

Das Nur-Könnerrische hebt einen Menschen noch lange nicht von den Menschen heraus; es hat nichts mit Persönlichkeit — nichts mit persönlichem Stil im Sinne eines Gewachsenen zu tun; es ist ein Aeußerliches, Angelerntes. Ein Könnner kann immer noch ein gründlicher Schuft — ein großer Künstler aber muß ein großer Mensch sein. Es tut den Nur-Könnner wiederum als ein völlig Versagendes dar für die Aufgaben — für den Sinn wahrer Kunst.

*

Was für ein Mißwachs: Eine Kunstzeitschrift, die allen Könnern offen steht — nur allen Könnern! Zeichnet bei so einem Unternehmer das Licht der Spekulation nicht erst recht die Schatten seines Menschentums? —

*

Wissen ist Demut. Wer eingedrungen ist in die Geheimnisse des Lebens, wer sie ahnt und fühlt bis zu dem Grade, daß er sie wahrnimmt als ein Ewig-Rätselvolles, der in diesem Sinne Wissende ist demütig; er erkennt sich als den großen Unwissenden und Unzulänglichen in allem.

*

Ich liebe das Unreusche, weil ich das Reusche liebe!
Ich liebe die freie Liebe, weil ich die Liebe liebe!

*

Wenn unser einer Beobachtung macht über seine Aufnahme bei Weiblichkeiten, so muß man sich ein Zurückgehn im Werte eingestehen. Und man fühlt sich noch nicht verbraucht — auch an Aussehen nicht, abgesehen von der bedenklichen Pichtung am Scheitel. Aber man hat an Entgegenkommen eingebüßt. Es ist, als ahnten solche Weiblichkeiten unser großes Treusein — unser großes Glühen und Abgeben; als eiferten sie oder schmollten darob mit uns. Wir gehören zu sehr der Kunst, wir geben uns zu sehr mit ihr aus. So taugt man zum Getändel nicht mehr. Aber bessere Weiblichkeit wäre vielleicht anders, sie wäre nicht eifersüchtig auf die Kunst. Und dennoch, beste würde nicht teilen können, auch wenn sie wollte; sie würde zurückgehen ohne zu eifern. So die Weiblichkeit Kunst.

*

Streben echter Weiblichkeit: ihre Willigkeit an den Mann zu bringen. Dem begegnet der Mann im Drange: seinen Geschlechtswillen am andern Geschlechte zu erfüllen. Das gegenseitige Auslesen zu solcher Erfüllung durch Neigung ergab die ursprüngliche Ehe. Wo die „eheliche Pflicht“ auflebt, ist die eigentliche Ehe bereits tot. Erst am Grabe der Neigung kommt die Pflicht zur Welt. Was für üble intellektische Ungereimtheit ist doch diese eheliche Pflicht für die Menschennatur!

*

Wenn wer zu sich selber kommt, kommt er zu mir: so sehr möchte ich Mensch sein!

*

Die Kunst gibt nur dem Einzelnen — dem Menschen, nie der Menge. Doch was jenem zugute kommt, bekommt auch der Gesamtheit, die ja aus Einzelnen besteht, deren Jeder Mensch werden kann. (So wird das Antisoziale noch zum einzig brauchbaren Sozialen in der Kunst.)

Gedichte / von Bruno Franke

Der Hauch

Wenn wir eratmend auf dem Ufer stehn,
Unter geschnittenen und noch schlanken Aehren,
Streift unsre Stirnen ferneher ein Wehn,

Darin der wilde Hauch von großen Meeren
Und aus dem großen Wald der süße Hauch
Sich mischen, uns die Herzen zu verkehren . . .

Arbeit ist not, und dankbar sind wir auch,
— Die Erde hat uns volle Frucht gegeben —
Wir lieben unsrer Hütten braunen Rauch.

Doch jener Duft und Schmerz, er macht uns leben.

Die Burgen

Wie mächtig sich der Starken Arme recken,
Sie fassen nie, was Menschenstirnen decken.
Der Letzte noch gehört sich ganz.

Demant die Mauern und Demant die Türme,
Zu glatt, zu stark, zu hoch für Waffentürme,
Durchzieht das Land ein Burgenkranz.

Der Kämmerling

So wie im Schloß ein später Kämmerling
Lichttragend wandelt durch die hundert Zimmer,
Und jedes, das den Wandelnden empfing,
Aufglänzt zu einem kurzen, schwachen Schimmer —

So ist auch dieses schwache Licht in mich
Durch viele viele Kammern hergeglitten:
Die ließ der Diener dunkel hinter sich —
Und ich — auch ich bin fast durchschritten.

Der Kardinal / von Bernhard Jülg

eden Sonntag ist das Pontificalamt der Peterskirche in der Capella del Coro.

Der Altar strahlt wie eine große goldene Monstranze. Die Priester tragen seltene Gewänder, besät mit Perlen und Edelsteinen. Eine Wolke von Weihrauch und eine silberne Wolke von Knabenstimmen steigt zur Kuppel empor. Die Gewölbe flimmern im goldroten Licht, weil durch die gemalten Bogenfenster in breiten Strömen die Sonne Roms hereinfließt. Und die schönen Engel und Heiligen von Ciro Ferri und Carlo Maratta lächeln wie lebend in diesem steigenden Meer von Licht, Duft und Klängen. Rechts und links stehen drei Reihen geschnittener Chorstühle. In der obersten sitzen die Kardinäle in Purpur und Hermelin. In der zweiten die Prälaten. In der untersten die adeligen Seminaristen, die Edelknaben der Peterskirche.

Gegen das schöne Gitter aber drängt sich die Menge, Wenige Andächtige, viele staunende Fremde und manchmal ein alter Bauer, eine Arbeiterin, ein Schäfer, die am Morgen nach Rom hereinkommen und mit großen Augen diese Pracht in sich saugen, um sie dann hinauszutragen in die endlose Weite ihrer Campagna, die sie mit Wundergestalten beleben.

*

Der Kardinal Altieri schließ niemals während der großen Messe wie mancher seiner Nachbarn, ehrwürdige Kardinäle seiner Heiligkeit Clemens XII. Er schnupfte nicht fortwährend wie der dicke Prälat unter ihm. Aber er laß auch nicht in dem kleinen, gold- und elfenbeinernen Brevier, das er, mit einem Finger zwischen den Seiten, vor sich hielt. Er hörte dem Chor zu und dachte an den jungen Pergolese, der in Pozzuoli im Sterben lag, weil er die Knaben, welche seine süßen Messen sangen, so sehr liebte, daß er diese Liebe immer

in wüsten Nächten mit schlechten Gesellen hatte töten müssen. Ober er blickte auf die Zuschauer und freute sich an der goldenen venezianischen Schönheit der Fulvia Festi, honorata cortigiana. Er grüßte mit einem leichten Lächeln die kleine Tänzerin Beatrice Dianti, deren große rührende Augen am Gesicht des Herzogs von Panbivio hingen, welcher in der Reihe der Seminaristen saß. Er war der erste, ganz nahe am Altar. Sein Kopf und sein Hals hoben sich wie eine Kamee von einigen alten Kupfervasen ab, die im Dunkeln in einer Nische standen. Ein kleiner Sonnenstrahl streifte sein dunkelbraunes Haar.

„Benedictus, qui venit in nomine Domini“ fangen die silbernen Stimmen — und der alte Kardinal neigte bewundernd ein wenig das Haupt zu seinem schönen Neffen hinüber, dem jungen Dario Panbivio.

*

Dario sah den Gruß, aber erwiderte ihn nicht. Es zog wie ein kleiner blaßroter Unwille über sein Gesicht. Er bewunderte seinen alten Onkel, der ihm einmal offen gestanden hatte, daß er ein süßes Feuer in seiner Nähe fühle — aber manchmal verstimmte ihn dieser ewig zuschauende Genießer, der ihn zu sehr an sich erinnerte. Sie kannten beide alle Freuden des Lebens, von denen sie die Blüte genossen und das andere mit einer leichten Bewegung beiseite schoben. Der Kardinal war zufrieden so. Dario litt darunter und konnte doch nicht anders. Er lechzte in einsamen Stunden nach dem großen gefüllten Becher, und wenn dann das Leben ihm den Becher reichte, golden und kostbar, neigte er seine roten Lippen und gab ihn lächelnd zurück.

Beide waren stolz. Aber den Alten hob sein Stolz, den Jungen drückte er. Darios Blut war schon zu alt. In ihm lagen die Wünsche und Triebe von zu vielen Toten, schönen Frauen und starken Männern, die unendlich viel Liebe, zu viel von Lust, Schmerzen und Blut gesehen hatten. Darios

Wesen war ein kostbarer Edelstein, tausendfach geschliffen. Das Licht spiegelte sich nicht darin, sondern brach sich in zahllosen Funken.

Eine seiner seltsamen Freuden war es, im Priesterkleid, mit der Tonsur im Haar, diese Luft von Weihrauch und heiligem Prunk zu atmen, und doch zu sehen, wie der Kardinal Brandi mit der schönen Fulvia Festi Blicke tauschte, und doch zu wissen, daß er selbst nichts die kleine Dianti küssen werde. Er war unglaublich wie Alkibiades, aber seine Ahnen waren Brüder und Söhne von Päpsten gewesen. Die Erinnerung der Altesse lag irgendwo in seiner Seele. Die Sünde hatte ihren Schrecken und ihre Bedeutung, aber nicht ihren Reiz für ihn verloren.

*

Dario erwiderte nicht den Gruß seines Onkels. Und wenn er rot vor Unwillen wurde, so war es im Grunde nur, weil er ihn beneidete. Ihn, um seiner stolzen Ruhe willen; der Beatrice Dianti aber neidete er ihr großes liebendes Herz und dem kleinen Grafen Muti, der mit gefalteten Händen zum Altar schaute, seine tiefe Frömmigkeit. Und unten am Gitter sah er einen jungen Bauern stehen, mit staunend aufgerissenen Augen — da mußte Dario beinahe weinen: Diese Augen waren von der lieblichen, einfachen Schönheit einer grünen Wiese.

Dann aber, unter den Klängen des *Agnus Dei*, fielen ihm die ersten Zeilen eines Sonnettes ein, das sich in ihm wie eine Melodie allmählich formte:

O junger Faun, in deinen Augensternen
Dehnt sich der Friede grenzenloser Weiten,
Darüber manchmal dunkle Schatten gleiten
Von Wolken, sag, aus welchen Himmelsfern?

Das Hochamt war zu Ende. Die Seminaristen stellten sich in zwei Reihen auf und ließen die Priester vorüber-schreiten. Als der Kardinal Altieri an seinem Neffen vor-

überging, raunte er ihm zu: Bello —! Als aber der Herzog von Panbibio am jungen Schäfer vorüber mußte, der am Boden kniete und bewundernd wie zu einem Engel zu ihm aufblickte, verwirrte sich sein Blick, und es legte sich wie ein Schleier über seine Augen. Er bohrte einen weißschimmernden Zahn in die volle Unterlippe, hob hochmütig das Haupt und schritt durch das Gittertor.

*

Draußen an der Sonne, im Rücken der Kirche vor der Sakristeithür, warteten die Wagen. Dario war im Begriff einzusteigen, als er den Kardinal auf sich zukommen sah.

„Salve, mein kleiner hochwürdiger Herr, du hast heute sehr viel zur Pracht des Pontifikals beigetragen. Fährst du schon nach Hause? Komm in meinen Wagen und frühstücke mit mir —“

„Nein, ich danke, ich kann heute die Gräfin Brandi doch nicht warten lassen — ich komme vielleicht abends zu dir —“

„Schade. Hast du gesehen, wie die Blicke der Dianti an dir wie am Sakrament hingen? Ich habe bemerkt, daß Fulvia Festi eine kleine unzüchtige Zungenbewegung nicht unterdrücken konnte, als sie dich sah. Seine Hoheit, der Kardinal Fürst Altieri ist verliebt in dich —“

„Genug,“ lachte Dario, beugte sich flüchtig über den roten leibenen Handschuh des Fürsten und stieg in seinen Wagen.

*

Zu Hause ging er sofort in sein Ankleidezimmer. Es war das einzige Gemach, um dessen Einrichtung er sich kümmerte. Weiche Teppiche, schöne Farben, ein riesiger Spiegel, ein großes Ruhebett, ein prächtiger Ramin aus rosenrotem Marmor. In der Mitte stand ein geschnitzter, vergoldeter Altartisch. Auf diesem mußte ihm der Diener die Kleidungsstücke zurechtleegen.

Er ließ sich den Salar abstreifen und wählte ein Kleid aus schwarzem Atlas mit weißer Spitzenkrause. Er zwei-

felte einen Augenblick, ob er die veilchenblauen Seidenstrümpfe behalten sollte. Vor dem Spiegel gefiel es ihm so. Aber er nahm ein Paar Schnallenschuhe mit veilchenblauen Absätzen.

Unter den Briefen fand er einen von der Dianti. Er zögerte, ob er ihn lesen sollte, aber da es noch nicht sehr spät war, um zur Gräfin Brandi zu gehen, öffnete er ihn.

„Ich liebe Dich zu sehr, Dario, um die Festi zu hassen — sie hat Dir eine süße Stunde geschenkt — und obwohl sie die göttlich Beschenkte ist, und ich sie namenlos beneide — bin ich ihr doch dankbar. Aber ich grolle ihr, weil sie Dich in Gefahr gebracht hat. Du schlägst Dich doch ihretwegen mit Filippo Albani. Zum Glück ist er ein Feigling, und Du verwundest mit dem Fleurett ebenso sicher deinen Gegner wie mit Deinen stolzen Augen die armen Herzen von uns Frauen. Aber ich bin besorgt. Erlaube es mir, mein süßer Herr, ich bin so klein und furchtsam! Ich gehe in die Peterskirche, weil ich Dich dort sehen kann, und will beten. Dario, ich tanze heute abends in „Apollo und Daphne.“ Wenn Du nach dem Theater mein Gott sein willst, so werde ich sicher nicht zu Zeus flehen, mich in einen herben Lorbeerstrauch zu verwandeln. Ach, mir genügte auch eine kleine Blume zu sein, die Du in Deinem Knopfloch trägst und die an Deinem Herzen nach einer Stunde verwelkt. Dario, mein Gott, laß mich heute Deine kleine Blume sein.

Beatrice.

Dario warf den Brief achlos beiseite. Darnach aber hob er ihn beinahe ehrfürchtig auf und murmelte: Das hat die Liebe selbst geschrieben.

Dann machte er sich fertig, um zur Gräfin Brandi zu fahren.

*

Andriana Brandi hütete in der Tiefe ihrer verderbten Seele eine kostbare Erinnerung: einmal hatte sie den Klei-

nen blassen Herzog von Astura so wahnwitzig gereizt, daß er, als sie sich einen Augenblick vergaß, wie ein reißendes Tier auf sie losgestürzt war. Aber er war plötzlich erschreckend blaß geworden und lautlos zusammengesunken, mit viel rotem Blut über Mund und Kinn. Man hatte ihn leblos von ihr forttragen müssen.

Sie war eine von diesen Frauen, die unter der Maske ihrer Unbesiegbarkeit die Sehnsucht nach einer schrankenlosen Unterwerfung verbergen. Sie möchten von einem starken Arm geschüttelt werden wie ein zarter blühender Baum, der im Sturm alle Blüten verliert — Dario Pandivio, der Stolz und Herbe reizte sie.

Dario liebte es, dieser schönen Frau gegenüber zu sein, in diesem schwülen, halbdunklen Zimmer, das sie mit erlesener Kunst zu ihrem kostbaren Rahmen gemacht hatte.

Auf ihren Knien lag sie ihm beinahe zu Füßen, mit dem Geheimnis ihrer Augen, mit dem Gesang ihrer Worte, mit dem Zauber ihres Schweigens. Unter den schwarzen Brauen waren ihre blauen Augen wie blasser, böse Türken. Liebte er sie? Er wußte es nicht. Es war ihm nur, als müßte es eine göttliche Wonne sein, dieses Weib zu lieben.

Am diesem Nachmittag, da er ein wenig müde war, da ihn die Mittelmäßigkeit und das Eintönige seines Lebens drückte, da er nach einer großen Erregung durstete, stieg in ihm erst unklar und dann immer fester die Sehnsucht auf, dieses Weib lieben zu können. Ein neues, glühendes Leben würde beginnen . . .

Aber er fand sich eigentümlich kühl — er dachte: Jetzt werde ich vor ihr niederknien. Ich werde sie an mich ziehen. Und was jetzt eine kleine Flamme ist, wird zu einem großen Feuer werden, das uns beide verzehrt.

Er sah sie an. Ihre Augen waren so seltsam, fast als sagten sie: Komm — aber ich weiß alles!

Ihn schwindelte leicht. Seine Gedanken schienen zu zerfallen. Eine wahnsinnige Angst packte ihn, der Augenblick könne ihm entweichen. —

Er beugte sich über sie, küßte sie auf den Mund und zog sie an sich.

Sie ließ es geschehen. Sie, die Liebe weder geben noch nehmen konnte und sich doch darnach sehnte. Sie sagten sich heiße Worte, die sie erst suchen mußten, weil sie nicht von selbst auf ihre Lippen kamen. So spielten sie eine Zeitlang diese traurige Verzerrung der Liebe.

Andriana war die erste, welche das Unwahre deutlich empfand. Sie richtete sich plötzlich auf mit höhnisch verzogenen Lippen und lachte laut und bitter.

Dario sah sie an und begriff sie sofort. Sie und sich. Und bleich vor Scham und Zorn stürzte er hinaus.

*

Der Abend senkte sich kühl und klar über die Dächer.

Dario ließ den Wagen allein nach Hause fahren und ging zu Fuß weiter. Er kam durch einige stille Gassen und dann auf die Piazza Trevi. Das große Beden rauschte und schäumte. Er schaute eine Zeit lang hinein, nur so, gedankenlos. Dieses viele Wasser erfrischte und beruhigte ihn. Er wunderte sich, so ruhig zu sein. — Er glaubte nur etwas bitteres getrunken zu haben und einen leisen störenden Nachgeschmack zu spüren. Nur ein wenig müde war ihm zu Mut. Er lächelte ganz schwach —: Wenn mich das Glück nicht berauscht, so töten mich auch die Enttäuschungen nicht . . .

In der nächsten Straße schaute ihn schwarz ein offenes Kirchentor an. Er trat hinein. Es war fast ganz dunkel und es duftete süß. Irgendwo, in den Tiefen eines Schiffes, glänzte es schwach: Man zündete die Kerzen zum Abendsegnen an. Eine heißere Orgel begann zu spielen. Ein männlicher Sopran fing ein klagendes Lied an. Die Stimme zog

flötend durch den dunklen Raum, sie zerschnitt ihn förmlich. Dario schauerte und ging fort.

Er kreuzte den Corso. Dort wogte plötzlich das Leben. In ihren Wagen fuhren viele schöne Frauen vorüber. Dario ließ sich ein wenig von der Menge längs der Häuser weiterrücken. Auf einen Augenblick erschien weit unten am Ende einer Straße Piazza di Spagna, Trinità dei Monti, der Obelisk im roten Abendlicht — friedlich und fern. Dario beschloß, zu seinem Onkel Ultieri zu gehen.

Als Dario beim Kardinal eintrat, schlug ihm ein Hauch heißer Luft entgegen — er bereute es fast, die gute Kühle des Abends mit der Wärme dieses Glashauses vertauscht zu haben. Im Ramin brannte es lichterloh. Ein ganz leichter Rauch von Sandelholz schwebte in der Luft. Ein süßer, schwüler Duft stieg aus einem großen Strauß Narzissen auf, der in einem Kupferbecken vor einem weißen Narziß von Bernini stand.

Ultieri ging auf seinen Neffen zu — prächtig und königlich wie ein alternder römischer Cäsar. „Du kommst spät, Dario. Du kommst von einer schönen Frau“, fügte er wie entschuldigend bei.

Dario schien das zu überhören und warf sich in einen Armstuhl, mitten im Zimmer, möglichst weit vom Ramin. Der Kardinal war lebhaft wie immer.

„Dario, ich habe eine glänzende Eingebung. Findest Du nicht, daß die blonden, blühenden Seminaristen vom Collegio Germanico entsetzlich aussehen in diesen schwarzen Fellen von Soutanen? Ihr Präfekt klagte mir neulich seine Armut vor. Gut, wir Kardinalen werden unsere abgelegten Kleider an die Zöglinge des Germanico abtreten; ich habe ganze Kisten voll davon. Diese Jungen werden prächtig darin aussehen. Zu ihren frischen Gesichtern paßt das leuchtende Rot. Es wird eine heitere Ephebenschär werden.“

Dario war verstimmt. „Warum kommen diese gesunden

jungen Menschen in unser schwüles Land herunter? Warum bleiben sie nicht in ihren schönen kühlen Bergen? Ach — der Schnee, der kühlende —“

„Mein Junge, Dir ist offenbar zu heiß hier bei mir“, lachte der Fürst und strich lieblosend über Darios braunes Haar.

„Dario, tu mir einen Gefallen, ich sag Dir dafür das Haus der schönsten Frau von Rom und von der ganzen Christenheit. — Geh hinüber und laß Dir meine schönste Soutane überwerfen und gönne mir dann diesen Unblick.“

Dario war halb unwillig über dieses Verlangen, halb reizte es ihn. Er leidete sich gern. Seine Hände liebten es, über weiche, kostbare Stoffe zu streifen. Er fühlte sich gern umflossen von schwerer, rauschender Seide.

„Du unersättlicher Zuschauer,“ murmelte er.

„Mein Junge, uns Zuschauern erscheint das Leben in einem wunderbaren Reichtum. Unser Auge bringt Klar und ruhig in seine tiefsten Tiefen. Wir lächeln nur leise —“

„Dieses Lächeln kann zu einer eisernen Maske werden, die wie eine Folter schmerzt“, sagte Dario, erhob sich langsam und ging hinüber.

Nach kurzer Zeit erschien er wieder im dunklen Tür Rahmen, wunderbar schön, hochmütig lächelnd, ein junger Eligabal.

„Tantum ergo Sacramentum veneremur cernui“, rief bewundernd der Kardinal.

Dario lachte nervös: „Lieber Onkel, Du lernst zu viel von den Uebertreibungen der Urtabier.“

„Et in Arcadia ego“, antwortete Altieri spottend.

„Ihr habt es so weit gebracht, daß Eure Schäfer und Schäferinnen in Reifrock und Puderperücke auf einer zugestukten Wiese Meruett tanzen. Ich hab heute in St. Peter einen jungen Bauern gesehen, so groß in seiner Einfachheit, daß ich beinahe verwirrt war, als ich an ihm vorüber mußte“.

„Das, mein Sohn“, antwortete der Kardinal ernst, „sind bevorzugte göttliche Wesen, mit denen wir uns nicht messen können. Uebrigens, weißt Du, daß man im Begriff ist, in der Villa Hadriana einen neuen Untinouz auszugraben? Er soll zauberhaft schön sein.“

Dario sagte langsam: „Hadrian hat den schönen Jungen, den er zu lieben glaubte, in den Tod getrieben. Er hat ihn von seinem Pflug und von seinen Feldern in das Treibhaus der Kaiserburg entführt. In seinen klaren Augen mußte sich plötzlich die schwüle Pracht Roms spiegeln. Sie verwirrten und trübten sich —“

„Welch herrliches Schauspiel“, sagte Altieri leise.

Dario sah ihn beinahe feindselig an: „Für Euch ist alles ein Schauspiel, das Leben, Ihr selbst, alles, alles. Ihr seid Eure Zuschauer und Eure eigenen Schauspieler—“

„Mein Lieber, das Geheimnis ist nur, zu wissen, daß man spielt — sonst freilich ist man lächerlich.“

Andriana und ich haben es auch zu spät gemerkt, dachte Dario. Wie ihn dieser lächelnde, grausame Alte reizte. Eine Wut stieg in ihm auf, die er nicht zu meistern vermochte. Er sprang auf, flammend im Gesicht und schrie:

„Spielen, spielen, spielen! Immer lächeln und nie lachen und nie weinen! Ich bin ja auch dazu verdammt — und ich will leben, leben, leben! Alles Große in mir ist zersplittert, die Leidenschaft, die Sünde —! Meine Väter haben ihr Blut in den Kreuzzügen vergossen — ich werde vielleicht an einer vergifteten französischen Schminke sterben! Und wer hat mein Leben so zerfehzt und langsam verdorben? Wer?... Du, mit Deinen glatten Worten, Du, Du, ihr alle, ihr alle —!“

Der Kardinal fand Dario schön wie einen zürnenden Engel, er hob entzückt die Hände, um Beifall zu klatschen.

Aber Darios Stimme war zerbrochen wie ein kostbares Glas, das tönend an ein andres gestoßen wurde und dann

am Boden zerschellte. Ein trampfhafteſes Schluchzen drohte ihn zu erſticken. Wie der Fürſt auf ihn zueilte, wich er ihm auß, riß ſich daſſ lange Kleid halb vom Leibe, daſſ die Seide knirſchend zerriß und ſtürzte inſ Nebenzimmer.

Ultieri ſtaunte einen Augenblick, dann ging er nachdenklich im Zimmer auf und ab. Er wartete auf Dario, der hereinkommen würde, wie oft, ihm mit trohigen Augen die Hand zu küſſen. Vor dem Spinett blieb er ſtehen und ſuchte auf den Taſten nach einer Melodie. Eſ war ein ſüßeſ Liebeslied von Pergoleſe. Da hörte er im Vorzimmer eine Frauenſtimme atemloſ reden. Im nächſten Augenblick erſchien Beatrice Dianti, haſtig mit angſtvollen ſuchenden Augen. Sie trug daſſ Koſtüm der Daphne und war reizend.

„Hoheit“, rief ſie, „wo iſt Dario? Verzeihung — iſt der Herzog von Panvivio hier?“

Der Kardinal lächelte: „Schöne Nymphe — Apollo iſt drüben“, Beatrice atmete erleichtert auf, „er verſucht ein neueſ Koſtüm.“

„Ach Hoheit“, ſagte ſie, „wer hätte geglaubt, daſſ Filippo Albani ſo ruchloſ ſein könne! Um ſich nicht mit Dario — mit dem Herzog ſchlagen zu müſſen, läßt er ihm von bezahlten Mördern auſlaucrn. Der Palaſt iſt von drei, vier ſchlechten Geſellen umſtellt — mein Bruder erfuhr eſ in einer Taverne. Ich hab die dunklen Geſtalten geſehen, alſ ich jezt um den Palaſt fuhr —.“

Der Kardinal runzelte zornig die Stirne und überlegte. In dieſem Augenblick erſchien der Diener und öffnete die Flügeltür zum Speiſezimmer. Der Glanz von vielen Wachſkerzen drang herein.

„Mein Kind, darf ich Euch bitten, mit unſ zu eſſen?“ ſagte Ultieri zu Beatrice. Und zum Diener: „Ich laſſe Dario rufen“.

Der alte Diener verbeugte sich: „Der Herzog Dario hat vor kurzem den Palast verlassen.“

Beatrice schrie gellend auf, wankte und stürzte zu Boden.

Der Kardinal machte eine Geste, wie um einen raschen Befehl zu erteilen. Dann wurde er um einen Schatten blässer und sagte ruhig und streng zum Diener:

„Laß morgen früh aus der Villa in Frascati alle Rosen hereintragen!“

Denn er dachte an den Wunderschönen mit dem Dolch in der Brust, dem er einen roten Strauß zu Füßen legen würde.

Lieder des Letzten / von Josef Rauscher

I.

Ich fühle mich ganz durchbebt
Von der Müdigkeit langer Geschlechter
Und habe doch selbst nie gelebt . . .

Mir zischt der Ekel nach den Gelagen,
Da jene ihrer Lüste pflagen,
Mich würgt das breite Morgengrauen
Der Liebesnächte, die sie verschwendet
Und aus des Engels Leben entwendet.
Ich bekomme das Bittere zu kauen,
Den Nachgeschmack der vielen Genüsse,
Mir brennen die Narben der Bisse und Küsse.

Lieben? Mein Kind, dazu reicht's nicht mehr.
Willst meine schwindstüchtigen Nächte teilen,
Wo Fieberträume in Sümpfen geilen,
Herbstlaubvioletter Liebkosungen Heer
Zerflattert, dorrend im Entstehn?

Es muß ja so geschehn.
Sie lebten das Leben in Scherben:
Es blieb zu vererben
Ein langames Sterben.

II.

Dieß Leben wird nie laut und froh erklingen,
Noch wie ein Wald sich frühlingsträchtig dehnen
Bedroht von mehr als eines Abgrunds Gähnen
Regt ein Beladener die schwanken Schwingen.

Die Reizungen, die Unbedingtheit bringen,
Aus Furcht und Gier ein sehnenspannend Wähnen,
Uns schmieden an des Saumels Feuermähnen,
Aufstände unbelauschter Kraft erzwingen,

Biß aller Säfte Sauchzen festlich brandet:
Die Lebensquellen sind in mir versandet.
Die lang bewährte Schärfe dieser Sporen,

Vor denen Millionen Weichen zittern
Wie in geduckter Ahnung von Gewittern,
Hat sich an meinem welken Leib verloren.

III.

Aus blauen Tagen weiße Nächte steigen,
Verscheuchen mir des Lebens geißelnd Mahnen,
Erhellen jedes Dämmern meiner Ahnen,
Ganz offen will sich nun dem Enkel zeigen

Der Sinn des langen Tobens, und sie neigen
Dem Ziel sich, der Erfüllung ihrer Bahnen:
Denn ich erkenne ihr Barbarenahnen,
In mir braust ihrer Auferstehung Reigen.

Wonach sie brünstig, wirr und dumpf gelitten,
Was ihrem Kindertasten je entglitten,
Eröffnet willig nun sein silbern Thor.

In dieser weißen Nächte wachen Schauern
Geleite ich aus dunklen Grabesmauern
Erlöster Väter Schar zum Licht empor.

Otto Pich / Geschichten von Insekten

In schwülen Tagen, von Hitze und Trägheit unmutig in einen kühleren Winkel des Zimmers verbannt, greift man nur mit schwacher Lust nach einem Buche. Die Wahl ist so schwer. Unwirksam bleiben selbst die bewährten erotischen Werke, Reisebeschreibungen, Romane von J. V. Jensen und die kühle Farbenpracht von Dauthendey's Novellen aus dem Osten. Man täuscht sich, indem man die Schilderung einer Reise zum Nordpol liest und die Wirkung des Gegensätzlichen als erfrischend erwartet. Alle Begriffe sind aus unserem Denken verwiesen, tausend Insekten umschwirren unsern Zufluchtswinkel und summen das Lied von der Hitze. Verdrossen wehrt man sie ab, die Fliegen, Gelsen, Mücken, Libellen und wie sie nur heißen mögen. Man weiß ja kaum mehr von ihnen, als daß sie da sind, den Menschen zur Belästigung und sich selber zu irgend einem rätselhaften Zwecke. Und die andern da draußen vor den Fenstern, die Luft durchschwebend, stumm oder mit seltsamen Geräuschen, die Hummeln und Bienen und Wespen — was wissen wir von ihnen?

Man sollte in Stunden der Verstimmung Bücher genießen, wie dies herrliche, schlichte und reiche „Leben der Bienen“ von Maurice Maeterlinck. Das ist kein Fachwerk, kein Handbuch für Bienenzüchter, auch kein Roman: Es ist das Gespräch eines Dichters, dem kein Wesen und Ding dieser Welt unbedeutend erscheint, über die Bienen und ihr Dasein, ein Gespräch eines Wissenden mit uns Allen, die wir nichts oder Undeutliches nur wußten. Man vergißt alle Beschwerden des eigenen Lebens und gewinnt tief bewegt und begeistert Einblick in die Wunder der Natur. Und dabei bietet der nichts andres als die klare Wahrheit über den Lebenslauf der Bienen, der in einem Jahre sich vollzieht, unendlich reich an Abenteuer! Das Schwärmen, die Gründung des neuen Bienenstaates, die Geburt der Königin, ihre Kämpfe mit den Nebenbuhlerinnen, ihr wunderbarer Hochzeitszug, die tragische Drohnenschlacht und die Wiederkehr des Winterschlafes. — Das Neue, Unbeachtete tritt an uns heran, wir geraten in Eifer, mehr zu erfahren, die Gedanken an unser tägliches Dahin-

leben verdrießen uns, es gibt ja so viel Neues zu lernen, interessanter als alle Zukunftsromane und die langweiligen sozialen Utopien, mit denen wir behelligt werden. Man möchte aus diesem Buche nichts verraten, sondern es jedem Freunde empfehlen, um die Ueberraschungsfreude wiederholt mitempfinden zu dürfen. Ungeahnte Ausblicke eröffnen sich, z. B. wenn der Dichter davon spricht, wie unbegreiflich uns das Leben im Bienenstock erscheinen mag oder wie sehr wir es vielleicht mißverstehen — und wenn er hieran die fesselnde Schilderung unseres Treibens auf der Erde knüpft, das einem Bewohner eines fremden Planeten, von oben gesehen, nicht anders als rätselhaft, kindisch, zwecklos erscheinen müßte. Von hier gleiten die Gedanken des Lesers weiter in der begonnenen Bahn und ein Gefühl erregender Losgelöstheit vom Irdischen durchströmt uns. Dazwischen saugen wir Schilderungen von höchster dichterischer Bildhaftigkeit ein, wie die der schwärmenden Bienen, welche wie ein seidiges Netz über dem Bienenstock schweben: „Es schwankt hin und her, streckt sich und wälzt von neuem zwischen den Blumen der Erde und dem Blau des Himmels auf und nieder, wie ein Schleier der Freude, den unsichtbare Hände beständig schwenken, zusammenraffen und wieder entfalten, als feierten sie die Ankunft oder das Scheiden eines hohen Gastes. Endlich senkt sich einer der Zipfel, ein anderer hebt sich, die vier sonnenglänzenden Enden des schimmernden Mantels stoßen zusammen, und wie ein Zaubertuch im Märchen, das den Horizont durchsegelt, um irgend welche Wünsche zu erfüllen, steigt der Schwarm, bereits wieder geballt, nach dem nächsten Linden-, Birnen- oder Weidenbaum auf, um die heilige Trägerin der Zukunft wieder mit seinen Leibern zu bedecken . . .“

Von diesen lebensvollen Schilderungen vollzieht sich mühelos der Uebergang zu einem Werke, dessen merkwürdiger Inhalt sich teils auf Insekten bezieht, teils aber ergreifende Menschenschicksale darstellt, die der leise Flügelschlag eines Insektes anstreifend zur Entwicklung gebracht hat.

Robert Michel, der österreichische Dichter, welchem wir die Novellensammlung „Die Verhüllte“, den eigenartigen Roman „Der steinerne Mann“ und das starke Drama „Mejrima“ verdanken, hat unter dem Titel „Geschich-

ten von Insekten" (bei E. Fischer, Verlag, Berlin 1911) die sonderbaren Novellen und Studien vereinigt, welche in den letzten Jahren in verschiedenen Zeitschriften uns überraschten und mit dem Hauch des Neuen, selbstsam Schönen uns berührten. Nun möchte ich, um jegliches Mißtrauen zurückzuweisen, betonen, daß es sich hier weder um wissenschaftliche Untersuchungen über die Insektenarten, noch um Ereignisse handelt, in denen Insekten die führende Rolle übernommen haben, oder gar um Abenteuer von Insekten unter Insekten.

Das Grundmotiv dieses Werkes ist: Der Mensch in der Natur. In sehr feiner Weise führt uns gleich die erste Novelle in die richtige Stimmung hinein. Da ist ein Offizier, der auf einem Ritt durch den Wald vom Pferde stürzt und ein Bein bricht. Während er unter Schmerzen auf dem Waldboden liegt, wird sein Blick zufällig von dem Zappeln eines Käferchens gebannt. Die Neugierde des Offiziers erwacht, seine Schmerzen schwinden, er hat plötzlich das Bewußtsein seiner Unwissenheit in Dingen der Natur, er möchte sich von dem Käfer über dessen Lebensweise belehren lassen und seinen Wissensdurst in die hastigen Fragen legen: „Wie heißt du denn eigentlich? Wie bist du zur Welt gekommen? Was wünschst du heute zum Nachtmahl zu speisen? Hast du schon die Liebe erlebt? Was wirst du tun, wenn im Herbst der erste Frost kommt? . . .“ Das Resultat dieses Erlebnisses ist, daß der Offizier ein leidenschaftlicher Käfersammler wird. Und diese Leidenschaft führt später den Konflikt zwischen seiner Frau und ihm herbei, bis schließlich wieder ein Käfer die Ursache ihrer glücklichen Ausöhnung wird. — Diese zwei Tatsachen: Das erwachte Interesse an einem Insekt und das Eingreifen eines Insektes, unbewußt, gleichsam als Personifikation des Schicksals, in den Zusammenhang menschlichen Erlebens, diese beiden Motive kehren in mehr und minder eindringlichen Variationen wieder. Hiezu gesellt sich ein drittes: die Schilderung der inneren Wandlung eines Menschen, der in das Anschauen eines Insektes, einer Fliege z. B., vertieft ist. Hier wird das Insekt zum Symbol, seine Vernichtung bedeutet in einer der schönsten Skizzen zugleich den Bruch eines innigen Bundes. Die scheinbar trodene, unpathetische Sprache Michels verstärkt den tiefen Eindruck dieser knappen

Prosaerfekte, die stets eine wunderbare Kenntnis der Menschenseele verraten.

Robert Michels Erzählungsweise scheint mir einsam in der Literatur unsrer Zeit dazustehen; er vereinigt zwei äußerste Gegensätze, und zwar: die Zergliederung ganz zarter Abenteuer der Seele und diesen kühlen Stil, der am ehesten an Prosper Mérimée erinnert, in dessen Novelle „Die Venus von Ille“ man Stellen findet, die in Michels Roman „Der steinerne Mann“ entfernte Parallelen besitzen. Man hat sich heute daran gewöhnt, psychologische Details und Irrgänge des Gefühls in einer überladenen, pathetischen Sprache darzustellen, mit nüchternen prunklosen Sätzen aber nur klare, unverwickelte, dramatische Begebnisse zu erzählen. Durch die Verschmelzung beider scheinbar unvereinbaren Darstellungsformen erzielt Michel eine unmittelbar den Kern der komplizierten Geschehnisse enthüllende Wirkung. Ich möchte ihn einen klaren Mystiker nennen.

Die fesselndsten Abschnitte des Buches finden sich dort, wo dem Dichter die Schilderung einer Landschaft, eines Sonnenunterganges, einer Gondelfahrt ganz bildhaft gelingt. Da ist dieses unergleichen Stück: „Grillen“, das gar kein Geschehen enthält, nur die Zaubervirkung einer Abendlandschaft auf die Stimmung eines jungen Mannes. In dieser Arbeit hat Robert Michel Dinge eingefangen und wiedergegeben, die man kaum für darstellbar gehalten hätte: Die Atmosphäre über abendlichen Feldern, die Geräusche und die aufblühenden Bilder in der Einsamkeit, kurz: die Stimmung als lebendiges Geschehen.

Und wie in einer andern Studie nichts andres geschildert wird als die Ablenkung der Gedanken eines Lesenden durch eine Fliege, bis die Wirklichkeit mit Traum und quälender Ahnung eins wird, ähnlich fühlt man sich bei der Lektüre aller dieser Insektengeschichten über den Alltag emporgehoben, in noch unerforschte Regionen der Seele den Blick gerichtet, in Landschaften, die man im Traum vielleicht erschaut hat und nun plötzlich zu erleben vermeint.

Das „Leben der Bienen“ und die „Geschichten von Insekten“ gehören zu den wenigen Büchern, die man mit dem Prädikat „gut“ oder „schlecht“ nicht verunglimpfen darf. Ihr Wert beruht nicht in dem, was sie an Stofflichem enthalten, sondern darin, daß sie uns Neues und rätselhaft Schönes zu enthüllen wissen.



Bernhard Jülg

Brigner Chronik XIII (Sittlichkeit und Carneval)

Ich höre eine Rindertrompete! Wer hat hier eine Rindertrompete? Durch genauere Erkundigungen erfuhr ich, daß diese Worte von Herrn Dr. unib. med. Paul von Guggenberg bei Gelegenheit eines Vortrages über Scharlach und ähnliche Infektionskrankheiten im kathol. polit. Kasino gesprochen wurden. Das geschah bereits vor ein paar Jahren.

Jüngst aber kam die Chronik dahinter, welches Uebermaß von Wahrheit in diesem Stoßseufzer einer gequälten Seele liege. Die Gemütserschütterung war so groß, daß einer sich gezwungen sah, einen Artikel in dem genannten Blatte abzulegen, den er „Gefahren des Stadtlebens“ überschrieb.

„Wer in unserer Zeit nur Augen hat, um zu sehen, Ohren, um zu hören, kann uns Bände erzählen über die mannigfachen Gefahren des Stadtlebens. Gelehrte, Seelsorger, Lehrer und Eltern wissen, lehren und haben es bitter empfinden müssen“ — ich hoffe, daß sie nicht dabeigewesen sind — „daß gerade für die heranwachsende Landbevölkerung nirgends mehr Gefahren für das seelische und leibliche Wohl zu finden sind, als selbst in den kleinsten Provinzstädten. Man braucht nicht einmal Studien gepflogen zu haben über die Verderbnisse der Vergnügungssucht, es genügt ein flüchtiger Blick in die Spalten der Tagesblätter und wir lesen Duzende von derartigen Fällen oft haarsträubender Art.“

Der Schreiber ist kein Augustinus, denn während dieser noch den Mut hatte, die Quellen seiner Kenntnis anzugeben, verkriecht sich der neue Apostel zwischen die Spalten der Tagespresse und rechtfertigt seine Entrüstung mit dem Hinweis auf die Erfahrungen der Reporter. Ich glaube es dem Manne aufs Wort, daß er nie aus den Mauern Brigens herausgekommen ist.

Doch: „Anderorts ist man längst schon daran, diesen Gefahren in wirksamer Weise vorzubeugen. Unseres Wissens existiert hierzulande nur ein einziges Unternehmen, das allerdings sehr erfolgreich gegen die Landflucht und an der Bekämpfung der geschilderten Gefahren gearbeitet hat: das sind die katholischen Bahnhofmissionen, die wir haupt-

sächlich in Innsbruck und in einigen anderen Städten Tirols zu unserer Freude antreffen.“

Der Deutlichkeit halber bringe ich eine zweite Notiz über den genannten Verein, die ich ein paar Wochen früher in der „Chronik“ gelesen habe: „Schutz den alleinstehenden Mädchen! Die Innsbrucker kathol. Bahnhofmission hat ein Mädchen aus Pradl, von dem man vermutete, daß es einem Händler zum Opfer gefallen sei, im schriftlichen Verkehr mit Behörden und Konsulaten bis nach Tâbris verfolgt; von der österr. Gesandtschaft in Teheran kam die erfreuliche Nachricht, daß das Mädchen einen guten Dienstplatz gefunden habe. Die Fürsorge der Bahnhofmission ist wahrlich bewundernswert!“

Nur schade, daß sie jene erheblicheren Fälle, da es ihr gelang, ein wirkliches Opfer den Klauen eines wirklichen Mädchenhändlers zu entreißen, konsequent verschweigt. Solcher Discretion gegenüber wirkt die Glorifizierung dieses Falles wie eine Verlegenheitsrechtfertigung. Denn schließlich kann man sich dem Eindruck nicht verschließen, als sei hier die Vorsehung der Moral zuborgekommen und habe der katholischen „Fürsorge“ eine beträchtlich lange Nase gedreht. Gewiß ist es erfreulich zu erfahren, daß das Mädchen besorgt und aufgehoben ist, und daß die Bahnhofmission ein Opfer ihres Berufes wurde, indem sie den Schutzengel, der das Mädchen wohlbehalten von Pradl bis nach Tâbris geleitete, leichtfertigerweise in den Verdacht eines Mädchenhändlers brachte. Aber bewundernswert scheint mir an dieser Geschichte neben der Standhaftigkeit des Mädchens nichts als die Selbstverleugnung, mit der die Bahnhofmission das Publikum darüber aufklärt, daß sich ihr Beruf von dem des Mädchenhändlers grundsätzlich darin unterscheidet, daß sie in der Verfolgung der Opfer weniger wählerisch ist als dieser. Wer jedoch das Folgende liest, wird sich nicht wundern dürfen, wenn hierzulande die Sittlichkeit bald nicht mehr ein und aus weiß.

Ram da nämlich einem der glückliche Gedanke, an die Redaktion der „Chronik“ eine Zuschrift in der Form einer „Bitte an die Bewohner der Städte“ gehalten zu senden, und dieselbe mit fast 200 Unterschriften einer ganzen Gemeindegemeinschaft in der Umgebung von Brigen

zu unterfertigen, welche letztere „wir jedoch infolge Raum- mangels leider nicht veröffentlichen können.“

Die Zuschrift besagt:

„An die Bewohner der Stadt!“ „Schmutz und Unsit- tlichkeit sind Feinde, die dem Tirolerlande und besonders unserer Landbevölkerung von Jahr zu Jahr mehr mit dem seelischen Verderben drohen. Im Sommer sehen und hören wir bei den Fremden Sachen und bekommen von solchen zu lesen, die mit unsern einfachen Anschauungen von Sitt- lichkeit unvereinbar sind.“

Dies geht offenbar die Saisonstubenmädchen an, die in ihrer ländlichen Unschuld nicht zwischen Dienstesbeflissenheit und Diskretion zu unterscheiden vermögen.

„Diese Gefahr ist jetzt im Winter nicht, aber eine andere besteht fort: Unser lieber und treuer Nachwuchs in der Land- bevölkerung muß an Sonn- und Feiertagen in die Stadt gehen, teils wegen des Gottesdienstes, teils Geschäfte hal- ber, und sie geht dann auch, wie es jungen Leuten eigen ist, Vergnügungen nach, die leider gar manche unserer Söhne und Töchter mit Einbuße ihrer Unschuld bezahlen. Nur zu oft verspüren wir dann hier auf dem Lande die Nach- wehen eines ruinierten Seelenglücks.“

Die Geburtswunden der Sittlichkeit und die Folgen einer Liebesnacht haben sie befallen und sie kamen mitten im Winter mit Bußfertigkeiten nieder, welche die Spuren einer *urbatio sanguinis* nicht verleugnen konnten. Ja, eine von ihnen ging so weit, daß sie mir im Vertrauen gestand, sie sei stolz darauf, daß ihr Sohn mutmaßlich der Sprößling eines Patriziers aus der Stadt sei — und froh sei sie auch, weil der mehr zahle, — während die Knäblein der anderen nur von ackerbauenden Jünglingen stammten. Doch ledig seien auch diese.

Der Artikelschreiber aber kennt sich nicht mehr aus und greift gierig nach dem einen Rettungsgedanken, der einsam aus der Wüstenei seines Hinterhauptes wächst: er gründet einen „Verein gegen den Schmutz!“

„Bedenket, daß nicht all das, was ihr als „nicht anstö- ßig“ findet, auch uns so gilt. Wie die Lilien in euern Glas- häusern gegen Frost empfänglicher sind als unsere wetter- harten Tannenreifer, so leidet die Seeleneinfalt unserer Ju-

gend viel eher, als bei anderen, die schon an verschiedenes gewöhnt sind."

Wahrhaftig, die Chronik hat mich an vieles gewöhnt und meine Nerven abgestumpft; denn sie ist auch nicht vom Lande. Aber dieser Reiz ist mir neu. Ich trete somit dem neuen Verein „gegen den Schmutz“ bei, obschon ich damit nichts anderes anstrebe, als dahin wirken zu können, daß endlich einmal der Schmutz von den Straßen dieser Stadt verschwindet.

„Wir vom Lande liefern euch manche Nahrungsmittel für den Leib, helfet uns dafür sorgen, daß unsere Söhne und Töchter sich nicht das Gift, den Todeskeim der Seele aus der Stadt holen. Dies ist unsere Bitte an die Bewohner der Stadt, besonders jetzt für die Zeit des Karnevals!“

Bei Gott, eine vortreffliche Idee! Wir Städter werden den Gedanken festhalten. Die Ugrarier haben die Lebensmittel hinaufgetrieben; wir werden nun die Preise der Sittlichkeit ins Unerforschliche hinaufschrauben. Ich habe die wunde Stelle in ihrem Fleische gefunden. Ich hoffe, alle werden mich unterstützen. Die Eier müssen billiger werden und die Kartoffel und die Krautköpfe. Ein jeder Bürger muß am Sonntag sein Huhn im Topfe haben. Bevor das nicht erreicht ist, gehen wir mit der Sittlichkeit nicht herunter!

Wird einem zur Karnevalszeit ohnedies schwerer gemacht als sonst. Soeben lese ich nämlich auf einem Plakat, daß meine Mitbürger zum Besuch einer Tanzunterhaltung auffordert, die einladenden Worte: Eine Dame frei, jede weitere 50 Heller.

Da beherrsche sich, wer kann!

Hartmann.

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG

erschien :

CARL DALLAGO DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der soeben erschienenen Doppel-Nummer 241/242 :

Glossen / Razzia auf Literaturhistoriker /

Notizen / Wien, ein Panorama /

Sämtliche Beiträge von KARL KRAUS

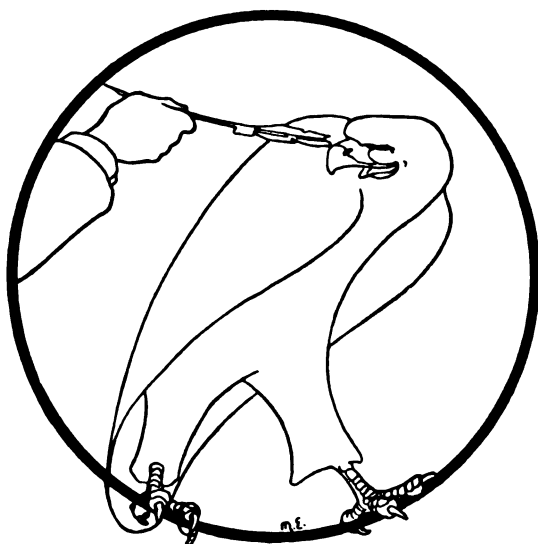
* * *

Die „Fackel“ erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL“ / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 8

TIROLS KORYPHÄEN

ERSTE FOLGE



KARIKATUREN VON MAX ESTERLE

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

Preis K 1.80.

Werke von Hermann Wagner

DIE ROTE FLAMME. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M 3.—.

DIE FEINDLICHEN MÄCHTE. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M. 3.—.

DAS LÄCHELN MARIA. Roman. Axel Juncker Verlag, Berlin. — Preis geh. M 3.—, geb. M 4.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

==== Telephon Nr. 34 ====

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr. 27

O. Wilfling

Juweller und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker
und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. Prospekte gratis und franko.

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. . . .

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). . . . ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatsschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

II. Jahr

Heft 19

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Ludwig Steub: Über den Brenner / Carl
Dallago: Kleine Sämereien / Bruno Frank:
Die ewigen Lichter / Oskar von Willer: Der
Prophet / Hermann Wagner: Der Schüler
Knauer. / Hermann von Pfandl: Die
liebe Stunde / Richard Smekal: Schweres
Gefährt / Hugo Neugebauer: Aus Hans von
Bintlers dichterischem Nachlaß / Hartmann:
Brigier Chronik XIV / Raritätenfolge 43:
Max von Esterle: Dr. Eduard Erler

Brenner-Verlag-Jansbrunn

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1'75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Dasselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verboten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut

für

Präzisions-Optik und Photographie

Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel. Schreibmaschinen: Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr

Innsbruck / 1. März 1912

Heft 19

Über den Brenner / von Ludwig Steub*)

 m freundlichen Hall und am Musensitz zu Innsbruck erteilen sie jetzt jedem Fremdling, der auf der neuen Bahn über den Brenner fahren will, den guten Rat: seine Rechnung mit dem Himmel abzuschließen und über die irdischen Dinge sein Testament zu machen. Darum ist es für manchen reiselustigen Leser, der denselben Weg im Sinne hat, vielleicht nicht ohne Belang zu vernehmen, daß wieder einer glücklich durchgekommen. Es folgt daher ein kurzer Bericht, fragmentarisch und tagebuchartig, der eigentlich nichts anderes sein soll, als eine Anzeige von meiner Rettung. Er beginnt mit dem 17. September morgens um acht Uhr, wo sich auf dem Bahnhofe zu Innsbruck ein zahlloser Haufe von Reisenden allerhand Art durch einander drängte. Der Katholiken-Kongreß war vorüber, aber der Geruch war noch zu spüren, d. h. man sprach noch viel von diesem interessanten Ereignis. Im Grunde scheint man sich in gegenseitiger Enttäuschung getrennt zu haben. Einerseits hatte man wärmere Aufnahme, einige Dekorationen, Festjungfrauen und mehr Märenden, andrerseits mehr Talent und gescheiterte Reden erwartet. Der denkende Generalstab war, wie man behauptet, zu Hause geblieben und hatte nur einige Haupttröbler ins Treffen geschickt, welche

*) Wir bringen diesen Aufsatz (geschrieben 1867) aus den „Drei Sommern in Tirol“ zum Gedächtnis an Steubs hundertsten Geburtstag (20. Februar) mit freundlicher Genehmigung der Verlagsbuchhandlung Heinrich Hugendubel in München.

aber in einem Lande wo die Trolf und andere dramatische Prediger alle Sonntage umsonst zu hören sind, gegen einen Gulden für den Sperrsiß weder überraschen noch imponieren konnten.

Nach langem Warten — denn die Züge haben jetzt oft Verspätung — aus solchen Gesprächen gerissen, eingestiegen und mitten in den schwärzesten Tunnel hinein. Ueber unsern Häupten liegen die Kampfesfelder am Berg Isel, wo sich 1809 Andreas Hofer, Speckbacher und der Kapuziner Haspinger mit den Bayern und Franzosen herumgeschlagen. Die unterirdische Nacht, das fürchterliche Poltern der rollenden Wagen, der schrille Angstruf der Maschine beklemmen die Brust, die erst frischer aufatmet, wenn es nach zwei oder drei Minuten wieder ins Freie geht, obgleich nun die häßligste Strecke des Baues beginnt. Etwa drei Wegstunden lang zieht nämlich die Bahn an der morschen Steilseite des Gebirges hin, welche aber mitunter so wenig Raum bot, daß von unten her, oft mehr als hundert Fuß hoch herauf, durch Aufschüttungen erst ein Boden geschaffen werden mußte. Die Masse scheint sehr beweglich und locker, und der Laie könnte leichtlich fürchten, daß er gählings samt Wagen und Lokomotive, Zugführern und reisendem Publikum hinunterrutschen möchte in die schäumende Sill, welche im fernen Abgrund sich zwischen die Felsen durchwindet. Wenn ein solcher Laie keine Angst haben soll, so muß er auf die List und die Kunst der Baumeister ein bombenfestes Vertrauen setzen, aber auch wenn er dies setzt, so fühlt er sich doch angenehm gehoben und läßt in seinem Herzen einen leisen Zuhörer los, sobald er jenseits der Station Patsch zu bemerken glaubt, daß fester Felsenboden und eine sichere Unterlage gewonnen ist. Außer den zahlreichen Tunneln (fünfzehn nur zwischen Innsbruck und Matrei) bietet die Bahn nicht vieles was das blöde Auge des Touristen, der kein Techniker ist, überraschen könnte; das meiste entgeht

wohl auch seinen Blicken, da er oft oben dahin fährt, ohne zu merken, welche kolossale Bauten unter der Bahnsohle geführt worden sind. An einer Stelle sieht er mit Verwunderung, daß der Eisack sachte aus seinem Bett gehoben und in ein anderes übertragen worden ist. Wo dieser früher floß, geht jetzt der Wagenzug, und er selbst strömt nunmehr durch einen Tunnel, welchen man ihm zur Entschädigung angewiesen. Auch die Sill ist bei Matri in ähnlicher Weise behandelt worden.

Zweimal geht die Bahn, um den richtigen Anlauf zur Höhe zu gewinnen, in wohlgelegene Seitentäler, nach Schmirn und Pflersch, hinein. Der Fahrgast sieht dann weit oben eine Gallerie an der Halde hinstreichen, die wohl auch ihren Zweck haben muß; aber während der Zug immer rastlos fortrollt, bemerkt er auch bald, daß er sich jetzt selbst auf jener Höhe befinde und bereits in der Lage sei, auf die frühere Fahrstrecke von oben herunter zu schauen. Jene himmelhohen Brücken aber, die von einem Berg zum andern springen, jene Knalleffekte, wie sie am Sömmering zu gewahren sind, jene Weltwunder, die den Touristen vor Erstaunen starren und die Aktionäre vor Betrübnis weinen machen, lassen sich hier vergebens erwarten. Ein Sachverständiger aus Schwaben soll nichtsdestoweniger über die ganze Leistung, sich an ein Distichon seines großen Landsmannes anlehend, den schönen Spruch getan haben: „Die Ehrlichkeit und Tüchtigkeit dieses Meisters erkennt man am besten aus dem, was er nicht gebaut hat.“

Die ganze Landschaft von Innsbruck bis an die Franzensveste bei Brigen ist übrigens eine einzige lange Alm, durch die sich wie eine schmale Häuserzeile die Brennerstraße zieht. Der altrömische Flecken Matri und sogar ein Städtchen, das freundliche Sterzing, haben sich allerdings auch dahinein gelegt, allein da man nicht wie früher durch ihre stolzen Hauptstraßen fährt, sondern sie nur von der Seite

sieht, so nehmen sie sich nicht besonders aus. Die übrigen Bestandteile einer Alpenwirtschaft, als smaragdgrüne Wiesen, tiefdunkle Wälder, ragende Hörner, wilde Sturzbäche und Wasserfälle, verwegene Felsensteige, melodisches Herdengesellengel und zwischen diesem allem die weißen Häuschen voll Kindersegen, Zufriedenheit und Familienglück sind bekannt, und daher kein Grund sie weiter zu beschreiben. Einigemal sollen sich, und namentlich im Pflerscher Thal, auch wunderschöne Blicke in die nahe Fernerwelt hinein werfen lassen, allein von meinen eigenen Entzückungen ist wenig zu melden, weil dazumal die Nebel viel zu weit herunterhingen. Auf dem Brenner gewahrte man wieder die gewöhnliche Enttäuschung der gewöhnlichen Reisenden, welche immer den Glauben mitbringen: hier auf dem hohen Uebergang von Deutschland nach Italien müsse man einerseits bis an den Böhmerwald, andrerseits bis an den Apennin aussehen — während sie sich doch in einer waldigen Schlucht befinden, welche weder vorn noch hinten einen Ausgang zu haben scheint.

Also nach mannigfachen Erschauungen, daran geknüpften Gefühlen und Empfindungen, und nach einer vierstündigen Fahrt vor dem rhätischen Bischofssitz angelangt, wo ich aus alter Anhänglichkeit etwas zu bleiben gedachte, obgleich eben starkes Regentwetter herrschte. Trauriger Gedanke unter den dicht fallenden Niederschlägen mit Ranzen und Reisetasche ohne Regenschirm in die nicht ganz nahe Stadt hineinzutreten, als daß überraschte Auge auf etliche schmutze Omnibusse fiel, welche die Gasthöfe dort drinnen zum Empfang ihrer Kundschaft herausgesendet. Quis tanta fando temperet a lacrimis? Ein Fortschritt zu Brigen! Jetzt bricht alles zusammen — stürzt ein, ihr Wände!

Nicht ohne Bequemlichkeit fuhren wir also dahin und vor den altehrwürdigen Gasthof zum Elephanten, wo bei meinem Eintritt ins Speisezimmer die frommen Brigner Fliegen,

welche bis dahin in den Fettlagunen der Tischtücher geschmaust, sich höflich erhoben und mich freundlich grüßend umschwärmten — gerade wie vor fünfundzwanzig Jahren. Der Gasthof zum Elephanten hat übrigens seinen Titel von einem solchen Tier, welches am 2. Januar 1551 hier einkehrte und ungemeines Aufsehen erregte. Es zeigt sich mit seinen Begleitern noch heutiges Tags neben dem Portal aufgemalt. Auch einige erklärende Verse sind dazu gegeben. Dieser Gasthof ist mit Aischen, Forellen, Alen, Wildenten, Auerhähnen, Gamsfleisch und anderen Lederbissen immer reichlich versehen und wird von einer fleißigen Frau Wirtin mit artigen Manieren musterhaft geleitet. Auch der Keller ist trefflich besorgt, und der vorsichtige Reisende mag sich hier immerhin etwas vortrinken, denn weiter südlich wird er so angenehme Weine schwerlich wieder finden. Alles dies läßt den Elephanten bei den Landeskindern ein ungewöhnliches Ansehen genießen, aber für einen cisalpinen Deutschen hat er offenbar zu viel Fliegen — wenn auch nicht mehr als andere Gasthöfe im schönen Tirol — von den italienischen Wirtshäusern ganz zu geschweigen.

Als wir einst dort „enter der Bruden“ (im Inntal) ein kleines Gabelfrühstück einnahmen und aus der Sauce zwei oder drei verschmorte Leichname zogen und uns dabei ekelten, sprach der Weise von Hall in sanft belehrendem Tone: „Wahrlich ich sage euch, ekelt euch nicht! Es wäre euch besser, ihr nähmet gar nichts zu euch, soferne ihr euch vor diesen harmlosen Tierchen fürchtet. Wir gestatten ihnen überall Zutritt, in Suppen und Saucen, in Salat und Gemüse, in Essig und Del. Entfernt sie nur ruhig mit der Messerspitze, und eßt dann rüstig weiter!“ Aber es gibt Nerven, die sich leichter an schwindelnde Fußsteige, an die furchtbarsten Wildnisse der Gletscherwelt gewöhnen, als an Ungeziefer in den Speisen. Eine Verweisung darauf, wie reinlich in dieser Beziehung gewisse Schweizertantone sich

darstellen, könnte der Sache leicht eine konfessionelle Färbung verleihen, die um jeden Preis vermieden werden soll. Wenn es aber einmal ausgesprochen wäre, daß der Schmutz in Städten, Straßen, Häusern und Rüchen leicht dazu beitragen könnte, die Häretiker, Irrlehrer, Skeptiker, die gefährlichen Pastoren und Superintendenden fern zu halten, so möchte er fast eine religiöse Bedeutung gewinnen. Welcher Gasthof dann noch in seinem Innern die holländische Reinlichkeit einführen würde, der könnte leicht, wenn auch nicht des Protestantismus, doch als jansenistisch verdächtigt werden. Und eine Menge Wünsche und Gebete würden sich an die tirolischen Fliegen richten, etwa lautend: O ihr wackern Bundesgenossen in dem schweren Streite, legt keinen Wert auf euer kurzes Leben! Werft euch als Märtyrer der Glaubenseinheit in die Suppen, in die Saucen, in alle Brühen, wo ihr ihnen am zuwidersten seid. Es ist ein Opfertod wie ein anderer! — —

Da das Publikum allmählich so indiscret geworden, daß es sogar kontrollieren will, wie seine Berichterstatter ihre Zeit zubringen, so darf ich nicht verschweigen, daß ich im Elephanten von drei bis fünf Uhr auf weichem Pfühle geschlafen habe. Ich füge nur noch bei, daß es der Ermüdung halber notwendig war. Nachher ging ich, da es noch immer regnete, ins Lesezimmer, welches unter Leitung der Herrn Dr. Thaler angenehm aufblüht. Abends Konversation im Elephanten.

Auf die Nacht, welche mächtige Regengüsse und Windstöße auszeichnete, folgte ein sonniger Morgen, der die herrliche Landschaft in feuchtem Glanze schimmern ließ. Der Eisack und die pusterthalerische Rienz zogen aber jetzt ganz chokoladefarbig einher, und so solid war das Kolorit, daß nicht einmal die Kämme der Wellen weiß erschäumten. Dabei auch ein neues Volksvergnügen gewahrt und kennen gelernt — die Holzsahe. Wenn nämlich im Gebirge starke

Gewitterregen niedergehen, so bringen die angeschwollenen
 Wildbäche aus dem Wald eine Menge „Wildholz“ mit,
 gefallene Aeste, Scheiter, mitunter auch Brücken und Stege,
 kurz allerlei schwimmendes Zeug, welches dann die Flüsse
 des Tals auf ihren Wogen dahinführen. Dasselbe wird
 nun auf einzelnen „Fahen“, hölzernen Stegen die in den
 Strom hineinreichen, oder auf den Brücken von den Fahern
 mit eigenen Rechen herausgefahrt. Es fordert aber bedeu-
 tende Geschicklichkeit und Stärke so einen schwimmenden
 Wiesbaum mit dem Rechen korrekt emporzuschwimmen und
 auf der Brücke in Sicherheit zu bringen. Die anwesende
 Schuljugend belohnt zwar die glücklichen Ungler mit neid-
 losem Applaus, ist aber auch sehr farbstisch, wenn einer
 etwa einen alten Schuh oder einen verlorenen Strumpf
 emporfischt. Während ich so dastehe und zuschauen, kommen
 plötzlich fünf runde Stämme von ansehnlicher Größe heran,
 welche, als ob es fünf Walfische wären, mit lautem Jubel
 begrüßt werden. Alles fällt mit Harpunen, Rechen, Beilen,
 Seilen über die Ankömmlinge her, und unter weithin
 schallenden Hih und Hoh gelingt es sie ans Land zu ziehen.
 O gesegneter Strand! Daß jetzt manch armer Junge hinten
 „in der Krautwälsch“ oder am Krimmlertauern keinen Steg
 mehr findet um abends fensterln zu gehen, scheint diese
 schwarzen Seelen nicht zu kümmern! Der Fang ist übrigens
 in guten Jahren so ausgiebig, daß manches Hauswesen
 seinen ganzen Winterbedarf damit deckt. — Von da durch
 die Vorstadt Stufels hinauf nach Krakofel, alter Burg
 weiland der Krakofler mit vielen Fenstern, jetzt Bauernhof
 und weithin leuchtendes Musterbild südtirolischer Pitto-
 reskität oder Malenswürdigkeit. Der ganze Bau, ehemals
 wohl weiß angestrichen, ist jetzt kaffeebraun und so entschie-
 den aus den Fugen gegangen, daß er, wie die Uhland-
 sche Säule, jede Nacht einstürzen kann. Underswo würde
 man gleich nach der Polizei rufen; hier läßt man die

abgestandenen Sachen ruhig stehen bis sie von selber fallen — alles andere nennt man Montgelasismus. Im Hof ein gediegener Misthaufe, auf welchen die ausgereizten Fenster in mittelalterlichem Ernst herunterschauen, darüber eine Rebenlaube voll dunkler Trauben und daneben ein Wagen mit dem man nicht mehr fahren kann — alles sehr malerisch! In der Stube endlich drei kleine tränkliche Kinder, eines davon ein Drottell mit einem Wasserkopf, so groß, wie ich noch keinen gesehen, alle drei mit einer graulichen Morgensuppe beschäftigt. Eine gutmütige Base stand daneben und erklärte: Vater und Mutter seien gestorben, die Kinder krank, kein Kreuzer Geld im Hause und großes Elend. Ich gab ein kleines Almosen und wurde mit dem wärmsten Dank entlassen.

Von da nach Seeburg hinüber, wo einst ein alter Freund, Dr. Franz v. Guggenberg, gewaltet, und jetzt seine hinterlassene Familie sich der gesunden Luft erfreut — ein sehr angenehmes Besitztum, welches über ganz Brigen und die Vereinigung des Isarcus mit dem Purrus (der Rienz) und über die schön gelegenen Bergdörfer, die zu beiden Seiten auf die Stadt hinunterschauen, über die Rebenhalden und die grünen Wiesen, über die Häuschen, Anstöße, Schlösser, Kapellen und Kirchen, die im Tale wimmeln, kurz über die ganze reizende Landschaft hinausieht und jetzt, da es veräußert werden soll und der Stand der eigenen Glücksgüter jeden entsprechenden Gedanken fern hält, allen alten Bureaukraten, die von den Älten, bejahrten Helden, die von ihren Siegen ausruhen, reich gewordenen Fabrikanten, die sich mit Heraldik, bemittelten Bierbauern, die sich fortan mit Weinbau beschäftigen wollen, bestens empfohlen wird.

Den Brigner Merkwürdigkeiten eignet der Vorzug, daß sie niemanden ermüden. Wer den Kreuzgang im Dom mit seinen alten Malereien, die unter Leitung des vielverdienten Herrn Regens und Konservator Zinkhauser

wieder eine fröhliche Urstände erlebt, den Denkstein Oswalds von Wolkenstein aus dem Jahre 1408 und die kleine Johanniskirche, in welcher Heinrich IV. den Papst Gregor VII. absetzen ließ, wer diese drei Stücke betrachtet und etwa noch dem alten, schönen Pfaunder'schen Hause unter den Lauben einen Besuch abgestattet hat, der mag getrost in den Elephanten zurückkehren und in der Küche nachfragen, was Wald und Fluß wieder neues geliefert. So alt das Bistum, so jung ist, dem Aussehen nach, sein jetziger Sitz; fast alles modern und bedeutungslos. Im Kleinen — was tragbare Merkwürdigkeiten betrifft — schreiben die Brigner diese Armut den Bayern, Franzosen und andern Kriegsvölkern zu, die Kriegsvölker aber, was Architektur betrifft, der Modernisierungssucht der früheren Bischöfe, welche keine Rast und Ruhe hatten bis nicht alles vertilgt war, was an romanische und gothische Jahrhunderte erinnern konnte. Wenn der Wanderer auf tirolische Literatur ein Auge hat, so darf er auch die A. Weger'sche Buchhandlung nicht übersehen. Sie hat in den letzten Jahren eine bedeutende Tätigkeit entwickelt. Unter ihren Verlagsartikeln finden sich auch jene Grammatiken, welche Herr Professor Mitternugner zu Brigen 1866 und 1867 über die Sprachen herausgegeben hat, deren sich die Dinka und die Bari, die wilden Negerstämme in Zentralafrika, bedienen.

Um selben Mittag brachten die Ingenieure die bedenklichsten Nachrichten. Von Bozen her Telegramme, daß der Zug schon seit einigen Stunden bei Akwang sitze und das Wasser die Unterbauten zu beschädigen drohe; von Innsbruck her völliges Schweigen, denn die Stangen waren oben bei der Franzensveste umgefallen. Einige Zeit später hieß es: beide Züge würden sich vielleicht noch im Laufe des Nachmittags hier zusammenfinden. Diese Unsicherheit schien mir peinlich, und statt mich den halben Tag erwar-

tungsvoll auf den Bahnhof zu setzen, zog ich vor entschieden dazubleiben und noch einiges zu „studieren“.

Zunächst nun ein Versuch nach dem Fallmerayer'schen Eschötsch zu gehen, welchem aber der Himmel, der wieder drohend geworden, hindernd entgegentrat. Dem freundlichen Herrn Kuraten meinen Besuch vorbehaltend, geriet ich endlich in des Herrn Bürgermeister's Ostheimer neu errichteten Wein- und Kaffeegarten. Schön gelegene Stätte, dicht ober der Bahn, mit Marmortischen und andern Eleganzen, fast wie am Rhein. Man nimmt die Erfrischungen unter Aufsicht dreier Heiligen ein, des Königs David, Johannes des Täufers und des heiligen Pachomius, welche sämtlich hölzern zur Seite stehen. In Tirol muß man sich an die beständige Gegenwart der Heiligen gewöhnen, wie in Ungarn an die der Patrioten. Wie dort zu Ofen-Pest in jedem Gasthof und in jedem Zimmer die Rossuth, Deak, Szecsenyi, Wesselenyi u. s. w., so hängen hier an allen Wänden die heiligen Josef, Jakob, Valentin, Georg, Nothburga, Philomena u. s. w. Wer mein Verhältnis zu den Heiligen näher kennt, der wird nur sagen können, daß es ein sehr gemütliches ist, namentlich zur heiligen Philomena, welche ich vor langen Jahren im Puznaun, als sie auf die Nase gefallen war und sich selbst nicht mehr helfen konnte, wieder aufgerichtet habe, wofür ich ihr noch immer Rechnung trage. Aber ob es nicht sehr wohlthätig wirkte, in die Monotonie dieser himmlischen Heerscharen auch einige irdische Größen aufzunehmen? Warum sieht man denn nirgend's Bilder aus unseren Tagen? Warum ehrt dieses Volk seine lebenden Heroen nicht? Wo sind die Vorkämpfer des alten heiligen Tirols? Wo sind' ich Hasselwanner, wo Greuter, die Maffabäer in dieser heidnischen Zeit? Warum hängt man sie nicht auf?

Am anderen Morgen lieblicher Sonnenschein, und die ganze Natur, vom Talboden bis zu den höchsten, nun

beschnitten Spitzen hinauf, reinlich gewaschen und sauber.

Gegen acht Uhr ging ich in die Mahr hinaus, ein altbekanntes Wirtshaus, welches eine Stunde von der Stadt an der Bozener Straße liegt. Dort waltete einst Peter Mahr, der edle Schützenhauptmann, den die Franzosen am 20. Februar 1810 zu Bozen erschossen haben, weil er sein Leben nicht durch eine Lüge retten wollte, was meine „Herbsttage“ Seite 110 ausführlicher erzählen. — Er war aber in seinem eigenen Hause nicht mehr zu erfragen, denn es ist schon längst in anderen Händen. Endlich fand sich gleichwohl eine Auskunfts-person, ein Gast aus der Stadt, dessen Gedächtnis bis zu dem Helden hinaufreichte. Auf Peter Mahr den Ersten folgte Peter Mahr der Zweite, der in jungen Jahren starb und einen einzigen ehelichen Sohn hinterließ, welcher — a recht a feiner Bue — zu den Studien ging, aber vor deren Vollendung ins Grab stieg. Peter Mahrs des Zweiten Witwe heiratete wieder; ihr Mann verkaufte jedoch das Anwesen, weil der Wilbbach alle Jahre lästiger wurde. Seit diesem ist schon der dritte Besitzer auf dem Hause, in welchem des Helden Name und Ruhm niemand mehr kennt. Große Verwunderung, daß ein Fremder nach so langer Zeit mit so großer Neugierde nach dem alten „Rebeller“ fragte. Es gereichte mir aber zum besonderen Vergnügen, sein Gedächtnis hier wieder einzuführen und dem Brigner, der es auch nicht wußte, sowie den andern Zuhörern zu erklären, wie und warum ihn die Franzosen erschossen. „Ist der Leib in Staub zerfallen,“ sagt Schiller, „lebt der große Name noch,“ ja, aber nur in den Büchern, wo ihn die wenigsten finden. Von den vielen nachgeborenen Kindern Peters des Ersten war nichts mehr zu erfahren, alles verstorben und vergessen. Die unvorsichtige Frage, ob nicht etwa ein Porträt vorhanden, beantwortete der Brigner dahin, daß sich

damals die Bauernwirte noch nicht haben photographieren lassen.

Vor etwas längerer Zeit, nämlich im Jahre 1225, ist hier an der Mahr auch ein Turnier abgehalten und Ulrich von Liechtenstein, der Rittersmann aus der Steiermark, dabei verwundet worden; allein da schon Peter Mahr, obwohl erschossen, fast verschollen ist, so wird von Ulrich von Liechtenstein, der nur verwundet worden, wohl noch weniger zu erfragen sein.

Mittags wieder auf dem Bahnhof, um den verspäteten Zug zu erwarten, und nach langem, langem Geplauder, welches stehenden Fußes abgehalten werden mußte, da eine Restauration noch nicht vorhanden ist, in den Wagen. Von Innsbruck bis hieher muß, wer etwas sehen will, am Fenster zur rechten Hand sitzen; von Brigen nach Bozen sollte er aber immer auf beiden Seiten zugleich sein. Es sind wunderbare Schluchten, diese roten Eisackschlünde, mit ihrem grünsammetnen Buschwald und all ihrem mittelalterlichen Zierrat von Burgen und Schlössern, mit der Stadt Klausen und den mancherlei Dörfern, deren spitze Türme über die Berge herübergrützen. Seben, Sabinona, das alte Römer-Kastell, des Brigner Bistums erste Pflanzstätte, auf seinem vorgeschobenen, hochabfallenden Felsen, und die mächtige Trostburg, sie treten besonders groß entgegen.

Dies stolze Schloß, das einst wohl auch eine römische Feste gewesen, zieht uns mächtig hinan. Wer bisher in den tirolischen Burgen des Mittelalters nur düstere, unheimliche Spelunken gefunden, der hofft vielleicht hier in dem berühmten Sitze der reichen Wolfensteiner endlich alle Eleganz und Pracht der Ritterzeit vereinigt zu treffen. Aber wenn er den rauhen Pfad überwunden, so erwartet ihn da oben die oft erlebte Enttäuschung wieder. Auch Schloß Trostburg ist nur ein seltsamer Wirrwarr von Höfen,

Treppen und Bogengängen, die sich alle einander im Wege stehen. Ein niederer Ahnensaal aus der Zeit der Renaissance mit schön geschnitzter Decke ist das einzige Prunkstück, das den Wanderer ergötzen möchte. Außerdem finden sich in dem Winkelwerk noch ein paar zerstreute Zimmer, welche bewohnt werden können. Eine mit Estrich ausgeschlagene Halle ist zwar hoch und weit, aber ohne allen Schmuck. Es steht nur ein kleiner Tisch darin, an welchem der Verwalter sein Mittagsmahl einzunehmen pflegt. Der jetzige Stammhalter, Graf Leopold von Wolfenstein-Trostburg, der alljährlich, mehr aus Unhänglichkeit an den Namen als zum Vergnügen, einige Wochen auf der Burg verlebt, stellte sich eigentlich erst eine erträgliche Wohnung her, indem er der einen Mauer des Burghofes gegenüber eine parallele auführen und den Zwischenraum überdachen ließ, so daß eine Flucht von vier Zimmern entstand, welche zwar mit klösterlicher Einfachheit ausgestattet, aber gleichwohl behaglicher sind, als die andern Gemächer, die noch in dem stolzen Schloß zu finden.

An die unsäglichen Schwierigkeiten, welche die Bahnbauer hier im Runterwege zu überwinden gehabt, denkt der Befahrer nicht, weil er mit grausamer Eile von einer Schönheit zur andern gerissen wird. Endlich öffnet sich die Schlucht, und die alte Stadt Bozen mit ihrem Dom, aus dem weiten Nebengelände aufsteigend, liegt vor uns. Vergnügten Herzens sind wir ausgestiegen.

Diese Schilderung ist ohne eine Bemerkung nicht zu schließen, nämlich nicht ohne die Bemerkung, daß unsere Bangigkeiten am Anfang mehr spaßhaft als ernstlich zu nehmen seien. Seitdem die letzten heftigen Regengüsse ohne Schaden vorübergegangen, ist das Zutrauen neuerdings gewachsen. Vor Neujahr, meint man, sei nichts unerwartetes zu befürchten. Wie der Neubau den Winter und den Frühling mit ihren Lawinen und Erdrutschen überstehen werde, ist

allerdings abzuwarten. Jedenfalls haben die Romfahrer und die Herbstgäste des Etschlandes jetzt noch manche schöne Woche vor sich, während deren sie die Bahn ohne Sorge benützen und sich des großartigen Werkes freuen können.

Kleine Sämereien / von Carl Dallago



err Karl Hans Strobl hört nicht auf zu flunkern. Er fuchtel mit zusammengekratzten Worten und Gefinnungsschläden herum, daß es nur so stäubt. (Schade, daß uns so etwas in einem Probeheft der „Kennen“ vorgelegt wird.) Diesmal gilt sein Eifer der gelben Rasse, deren Wohnland er als „das Land der Verdammnis“ ausruft, weil er schaurige Mären darüber gelesen hat, erzählt von einem, der dort war. Es läßt Herrn Strobl, der nicht dort war, sofort entscheidend über Land und Bewohner urteilen. So verlangt es sein reges deutsches Gemüt, das die Bücher eines Eugen Krieglstein: „Aus dem Lande der Verdammnis“ und „Zwischen Weiß und Gelb“ („die uns über fremde Länder so klar und sicher die Wahrheit sagen“, — diese „Novellen von einer unerhörten Wucht und Kraft“) „mit angespannten Nerven, mit Zähneknirschen und tiefster Erschütterung“ aufnahm. (Diese Bücher und Strobl's Roman brachte dasselbe Verlagshaus.) Es ist dasselbe Gemüt, das sich selbst porträtierte, da es von anderen aussagte: „Und Leser und Kritiker lasen und lobten die langwierigen, umständlichen, „psychologischen“ Romane, . . . im stillen Kämmerlein aber griffen sie alle immer wieder nach den aufregenden und spannenden Erzählungen der Franzosen, Engländer und Amerikaner, die uns Deutschen in diesem Punkt weit überlegen sind. Vielleicht taten dies ganz im Geheimen selbst die Autoren, wenn sie in Gefahr waren, an ihrer eigenen Langweiligkeit umzukommen.“ So mögen sie wirklich alle sein, die

wie Herr Strobl sind. So erfährt man zugleich von ihrer Unregung zur Autorschaft. Es sei ihnen alles unabstreitbar gelassen! Aber wenn einer Deutschtum und Rassenhaß ausglühen will, in dem weder Blut noch Flamme ist, muß man ihn abschütteln. Mit Nur-Erborgtem richtet man nicht über derlei Dinge. Es wäre Unfug. Es entlüde noch mehr die Zeitkrankheit der Deutschen seit ihrem Sieg über Frankreich: die Einbildung. Sie hat die Deutschen bis heute schon genug geschwächt. Auch in Oesterreich. Anstatt Fähigkeit durch Tat zu bekunden, flunkert man oft erschreckend mit Worten. So Herr Strobl gegen die gelbe Rasse.

Was vom Markte über Chinesen zu erfahren war, tiischt er auf. Tadel und Lob, er ist mit allem vertraut. Er schließt tiefsinnig: „Der Chineser ist das große Rätsel unter den Völkern der Erde.“ Und meint geheimwisserisch: „Seine Seele hat vielleicht eine Dimension, von der wir gar nichts wissen.“ Trotzdem ist er, nachdem er an einer „Lady Doktor“ die „christliche Nächstenliebe“ gepriesen hat, so unlogisch zu lästern: „Da ist . . . Père Gaspard, der brave Missionär, dem die chinesischen Hunde den Pflegerohn ermorden.“ Wir lassen es uns kopfschüttelnd gefallen und lesen weiter: „Prächtig tritt aus diesen Büchern die Gestalt des Erzählers . . . Es kommt häufig genug vor, daß er im Sumpf sitzt und mittun muß, daß ihn seine Abenteuer mit Menschen zusammenbringen, denen er auf jedem europäischen Pflaster kilometerweit ausgewichen wäre. Hier schlägt er sich gegenüber dem Chinesenvolk auf ihre Seite, denn ein ausgeprägtes Rassegefühl bindet ihn immer noch eher an den letzten weißen Mann, als an diese unheimliche, schlitzäugige, gelbe Brut. Ein Kultursolidaritätsgefühl lebt in ihm. Vor den Gelben muß unter jeder Bedingung der Anschein der Ueberlegenheit der weißen Rasse gewahrt werden. Den Chinesen darf sich das Schauspiel

einer Entzweiung unter Europäern niemals darbieten. Daß ist gut und gesund und wesenhaft deutsch gedacht. Keinerlei Humanitätsbuse! hindert ihn den Chinesen zu verachten und zu hassen. . . . Wenn er dann wieder aus der Wüste des Chinesentums an den Strand europäischer Kultur getragen wird, so wendet er sich ruhig von seinen unebenbürtigen wüsten Gefellen . . . aus Reinlichkeitsgefühl. Keinerlei Sentimentalität trübt seinen praktischen Sinn . . . Seine Ideale sind die Redlichkeit, die Anständigkeit, die Treue. Man kann ermessen, wie er in diesem Land der Verdammnis leidet.“

Und nun — kann man ermessen was ein Mensch leidet, dessen Gehör vom wüsten Tageslärm der Zeit noch nicht genug getrübt ist, wenn er so ein Geflüster mitanhören muß, von dem man nicht weiß, ob es von seelischer oder geistiger Hohlheit geboren ist. Man spürt nur das Unwahre und Großmaulige an der Sache heraus, und daß einer allen nächsten Vielförmigkeiten schmeichelt: dem Deutschtum, dem Europäertum, dem Christentum, — Begriffe, die er alle schrecklich verphilistert. Zuletzt ist es wie die Großziehung eines Muckertums, das nie zu bekennen wagt, was es will und noch von Aufopferung redet, wenn es auf Beute ausgeht. Daß soll „gut und gesund und wesenhaft deutsch gedacht“ sein! Da könnte man Ekel vor deutscher Denkart davontragen. Zuerst mit Gefindel paktieren, um sich aus Lagen zu ziehen, denen man nicht gewachsen ist. Dann sich „ausgeprägtes Rassegefühl“ eintun, um einen Gegner wahrscheinlich ob seiner Ueberlegenheit eine „schlikaugige, gelbe Brut“ zu heißen. Weiters, daß „Kultursolidaritätsgefühl“, daß mit der Wahrung des Anscheins der Ueberlegenheit der weißen Rasse nur deren Unterlegenheit eingesteht. „Das Schauspiel einer Entzweiung unter Europäern“, das den Chinesen nie geboten werden darf. Wie man das machen könnte, ohne ihnen Sehen

und Hören zu verbieten? Der „Humanitätsbusel“, der hindern soll, „den Chinesen zu verachten und zu hassen“. Wohl weil er sich im eigenen Lande zu wenig als Werkzeug der Fremden mißbrauchen läßt. Endlich, das ruhige Sichabwenden von Gefährten, die gut genug waren einem aus Notlagen herauszuhelfen — „aus Reinlichkeitsgefühl“, da man ihrer nicht mehr bedarf und „seine Ideale“ hat: „Die Redlichkeit, die Unständigkeit, die Treue“.

Hat man nun genug gehört, um zu verstehen, daß Lob für ein Buch oft mißlicher als schlimmster Tadel ist, wenn es so als Geflunker auftritt? Solches Lob empfiehlt nicht, es spricht viel mehr gegen den Wert des Belobten, wenigstens bei Menschen, die schimmerndes Blech noch lange nicht für Gold nehmen. So nützt auch eine Buchprobe nichts mehr, und es hört sich (wenigstens für den, der die Bücher nicht kennt) nur komisch an, wenn zitiert wird: „Verflucht das Land — verflucht seine Bewohner. Schickt einen Heiligen her, er wird ein Lump werden. — Nehmt den Bahard — er wird hier zum Feigling, — eine Madonna — sie wird im Spittel enden“. Man fragt sich erstaunt: Warum? Dann besinnt man sich, daß es gerade in diesem „verfluchten“ Land und Volke Weise gegeben hat, die groß genug waren, was ihnen auch zustieß, sich selber zuzumessen. Daß es Germanenart war, nicht nur sich — auch seine Götter zu opfern, wenn diese einem nicht mehr groß genug schienen: daß somit, dem Zitierten nach, in seinem Verfasser sich gewiß keine „Wikingernatur“ — auch nicht „ein Stück Germanentum“ offenbart. Besinnt sich, daß doch in Europa übergenug da ist, um daran „ein Lump“, um „zum Feigling“ zu werden, um „im Spittel enden“ zu können; ja daß man sich wohl zu allem Derartigen bei uns leichter ausbildet als in jedem anderen Erdteil. — Und wenn man sich so auf das alles besinnt und zugleich nochmals die

Luft auf sich einläßt, die das ganze hohle Gerede ausströmt und bald auch die Buchprobe mitüberspült und sie in sein Reich hineinzieht, so daß auch sie immer philiströser, haltloser, hohler wird, vermeint man schließlich auch aus ihr nur mehr einen deutschen Bierphilister zu hören, der maßlos gegen etwas loszieht, dem er nicht gewachsen ist.

* * *

„Max Brod: Abschied von der Jugend. Ein romantisches Lustspiel“, las ich als Buchangabe mit einigem Befremden. Brods wahrem Wesen entspricht doch weder das Romantische noch das Lustspiel, sagte ich mir, und ich mutmaßte ein Sichbergreifen am Stoffe. Das Lesen des Stückes belegte meine Mutmaßung. Könnern gelingt ja gewöhnlich alles, aber Brod ist Dichter und als solcher an seine Wesensart gebunden. Im Stücke bricht die nur selten durch, das meiste berührt wie aufgezwungen. Und was soll der Ausgang, der die Hauptfigur eine Ordnung aufnehmen läßt? Je mehr der Mensch vorrückt, umsomehr läßt er alle gemachte Ordnung fallen. So ging das Stück an mir wirkungslos vorüber. Doch ich dachte seines Verfassers, und wie ich ihn kennen lernte. Er hatte Ernst, Wärme und jenes Sichverbrauchen beim Bei-der-Sachesein, das mir die Anwesenheit eines Künstlerischen verbürgt. Ich las dann seine Bücher: „Tod den Toten“, „Experimente“ und die Gedichte „Der Weg des Verliebten“. Nicht alles gefiel mir, aber ich konstatierte: Da ist einer, der sich ausgibt — der soviel hat, um sich ausgeben zu können. Seine Reife der Selbstständigkeit fand ich merkwürdig für sein Alter. So zog ich ihn sofort auch einem Hugo v. Hofmannsthal vor, dessen Schaffen mir zuviel Unerzogenes an sich hat. Doch nun frage ich mich: Ist Max Brod auf Abwegen? Er hatte als Dichter bereits eine Wegrichtung. Führt die nicht mehr weiter, oder will er sich mit ihr nicht bescheiden? Und überläßt sich der Führung einer intellektischen Klugheit, die den

dichterisch Schaffenden nur irre führt? Ist sein dürrer ausgeklügelter Aufsatz „Ein mittelmäßiger Kopf“, der sich gegen Karl Kraus richtet, nicht durchwegs eine arge Verirrung? Kann einer, der von seiner Entwicklung zum „Optimismus“ spricht, zugleich aussagen: „Wer die Wahrheit schön sagen will, sagt weder die Wahrheit noch etwas Schönes“? Müßte er als Optimist und Künstler nicht vielmehr ausrufen: Wer nur das Wahre sagen will, sagt immer Schönes? — Aber daß Brod völlig versagte, wo er intellektisch berechnend aussagte, spricht mir noch nicht gegen ihn als Dichter. Das Dichterische kann ja erst dort frei werden, wo dem Intellekt jede Führung genommen ist. Daß ein Dichter sich vom Intellekt so führen ließ, bleibt mir hier Rätsel — und Sünde ist es, daß er sich so verführen ließ. Mich dünkt, hier wäre etwas gut zu machen. Jedenfalls kann meine Sympathie hier nicht mehr mit; sie bleibt gleichsam vor dem Gelaß stehen, das Brod hier betreten hat und das mir so enge und verhangen scheint, daß es einem Journalisten Wohnung sein könnte. — Des weiteren geht Brod überhaupt vielleicht zu sehr darauf aus, seinem Schaffen einen Rahmen zu geben, von außenher. (Das wäre verfehlt. Der Rahmen gibt sich an jedem Schaffenden von selbst: es sind die Grenzen, die das Menschliche des Schaffenden dem Schaffen steckt.) So ward ihm der Indifferentismus, den er zuerst trug, auch bald wie ein unbrauchbares Kleid, das er ablegte — sein Optimismus wird es ihm noch werden.

Was er vom Indifferentismus zu retten glaubt: daß er den Dichter „unablässig mahnt, nichts als von vornherein „unpoetisch“ abzulehnen“, das liegt am Dichter und nicht am Indifferentismus. Und wenn ich mir etwas verspreche von seinem „exakten System der „Aesthetik“, das er uns in Aussicht stellt, wäre es deshalb, weil er vorher „die Schönheit häßlicher Bilder“ dartun will und damit wohl

nicht nur das Wahre, sondern selbst das häßlich Wahre schön sein läßt und so zugleich der Anschauung Raum gibt, daß für den Schaffenden die Scheidung in schön und häßlich nicht vorhanden ist. Diese Anschauung scheint mir eigentlich aus jedem künstlerischen Schaffen wie von selber hervorzugehen, oft genug dem Schaffenden unbewußt. Auch Brod weist sie auf in seinen geglückten Werken, so in den eigenen schönen Gedichten: „O zu versinken“ und „Contemporanéité“. Sein bestes Buch „Ein tschechisches Dienstmädchen“ ergeht sich wie trunken in dieser Anschauungsrichtung. Sein Denken und Empfinden durchklettert da in der Person des William Schurhaft den gegebenen Daseinsausschnitt wie der behendeste Junge einen weitverzweigten Baum. Alles erlebt sich da, wie es gewachsen ist, und wächst sich aus, wie es sich gedrängt fühlt, unbekümmert um schön oder häßlich: Das Sinnen, das Träumen, Gedanken und Triebe, das Tun, das Lieben, sogar die Sprache. Und ich — der ich meine Freude habe an der Mannigfaltigkeit der Menschennatur und dem jedes Kunstwerk vom Menschentum aussagt, dem es entsprossen ist — ich habe auch hier meine Freude am Menschlichen, das sich mir offenbart, das seine vielen feinen Empfänglichkeiten zu Bildern und Ergüssen ausbaut, und so zugleich dartut die Fähigkeit seines Liebens.

* * *

Wenn die Könner über eine Sache kommen, ist es mit der Kunst an der Sache zuende. So brachten sie bereits alle Kunstformen um: den Roman, die Novelle, das Epos, das Drama, selbst das lyrische Gedicht. Der Künstler erweckt freilich jede Kunstform wieder zum Leben. Aber der Könner greift immer erst eine Sache auf, wenn sie als Kunstgattung bereits Geltung hat; er, der Nichtkünstler täuscht sich und anderen so den Künstler vor; er, der keinen eigenen Gedanken hat, findet auch nie eine eigene Form. — In unsrer Zeit hat Karl Kraus den polemischen

Essay zum Kunstwerk erhoben. Daß sich dieses Essays heute bereits die Rönner bemächtigen, spräche nur mit für dessen Geltung als Kunstgattung. (Wer über den Essaismus unsrer Zeit spricht, hätte dies wahrnehmen müssen. So Max Brod; umsomehr, als er das schreiende Beispiel so eines künnerisch-essaisistischen Nachläufers in Herrn Karl Hans Strobl vor sich hat.)

* * *

Man verliert leicht die gute Haltung, wenn man Künstler ist. Es kommt leicht ein Geducktes in einen — ein Gebeugtes. Man neigt sich — man gibt nach — man glaubt oft zu wanken. Es ist keine Schande: Man trägt das Sein auf seinen Schultern in die Welt.

* * *

Nicht wer etwas kann, erst wer sich selber kann, ist Künstler. (Wo nichts da ist, wie soll da etwas sich selber können; wo nichts Tüchtiges da ist, wie soll da ein Tüchtiges sich selber können!)

Die ewigen Lichter / von Bruno Frank

So oft ein großer Mensch die Augen schloß,
An denen wir so innig gern gehangen,
Erschien das Licht uns ausgegangen,
Das Glanz in diese Wohnstatt goß.

Doch wenn vom hohen Totenangesicht
Wir uns erstaunend rückwärts wandten:
Zwei andre große Augen brannten
In einem gleichen ernsten Licht . . .

Und nimmer geht der Trost und Schimmer aus,
Geheimnisvoll und wechselnd übermalt er
Und unverloren überstrahlt er
Dies alte, weite Vaterhaus.

Der Prophet / von Oskar von Willer

I

Gott, grausam fürchterlicher, nimm von mir
Die Flamme deiner Gnade, deren Glut
Mein Eingeweide dörrt, in der mein Blut
Verdampft! Sieh', ich beneide jedes Tier
Um seinen Gleichmut! Lösche doch das Licht,
Das meine Augen sengt, verwirf es, das Gericht
Deiner Berufung, wende dich von mir!

Laß mich im letzten Winkel deiner Ferne
Vergessen sein, bedecke mich mit Nacht!
Verstoßen aus den Kreisen deiner Sterne
Laß mich vergehn im Schatten deiner Aht!
— Hilf, rette mich vor deinem Angesicht,
Erlöse mich von deiner Wucht und Würde!
Ich bin zu schwach für eine solche Bürde —
Erbarmen, Herr! Herr, ich ertrag' dich nicht!

II

Vergib mir, Herr, den Hader trüber Stunden
Und wende nicht dein Angesicht von mir!
Ich habe keine Tröstung noch gefunden,
Als nur bei dir.

Die Augen sind mir trauriger als blind,
Wenn ich dein liebes Antlitz nimmer sehe,
Und schlimmer als der Tod im Wüstenwind
Ist die Verbannung, Herr, aus deiner Nähe.

Dreimal gesegnet, der dich ahnen soll
Und deinen Glanz durch jedes Wesen bringen —
O, deine Welt ist aller Wunder voll,
Und deine Gnade ist in allen Dingen.

Der Schüler Knauer / von Hermann Wagner

Außer dem Gymnasiasten Knauer wohnten in diesem Jahre bei der jungen Gendarmeriewachtmeisterwitwe Jenny Liedl noch der Realschüler Kloufchel, die Lehramtskandidaten Schidetzky und Wiede und der Einjährigfreiwillige Nusch. Nusch gab natürlich in diesem kleinen Kreise den Ton an und er konnte dies nicht nur vermöge seines höheren Alters und seiner Uniform tun, sondern vor allem deshalb, weil er immer reichlich mit Geld versehen war. Denn Geld war das, worauf es in dem Studentenheime der jungen Wittve ankam. Ihr Haus war eines, das weniger wegen seiner Solidität, als wegen der Ungebundenheit, die in ihm herrschte, einen Ruf genoß. Die Schüler, die hier wohnten, lernten zwar wenig, aber sie amüsierten sich gut. Sich zu amüsieren, das hatte ja die Jenny Liedl seit jeher vortrefflich verstanden.

Im Grunde war sie froh, daß sie so jung Wittve geworden war, denn sie gehörte nicht zu den Frauen, die der Hausstand eines soliden Beamten glücklich machen kann. Sie war den Dreißigern schon nahe, wirkte in ihrer Schlankheit und Lebhaftigkeit indessen wie eine Zwanzigjährige. Naivität und Raffiniertheit waren in ihr gleich stark vermischt, und oft, wenn man sie in ihrem allezeit übersprudelnden zwang- und sorgenlosen Uebermute sah, konnte man sich fragen, ob sie nicht noch ein Kind sei. Trotzdem galt es für höchst bedenklich, ja für gefährlich, bei ihr zu wohnen, und es war schon vorgekommen, daß Professoren die Eltern der jungen Leute vor ihrem Hause gewarnt hatten. Eine reiche Zahl von Männern ging beständig bei ihr ein und aus. Und daß sie beispielsweise allein ihren Aufwand an Toiletten nicht von dem bestreiten konnte, was

ihr die geringe Pension und die Studenten einbrachten, lag klar auf der Hand.

Es verliebten sich in der Regel der Reihe nach alle die Studenten in sie, die bei ihr wohnten — etwa die ganz jungen und grünen ausgenommen, die sie übrigens auch nur ungern bei sich aufnahm. Willkommen waren ihr dagegen die Siebzehn- bis Zwanzigjährigen, die, die kurz vor dem Abiturium standen und die vor allem reiche Eltern hatten. Mit liebenswürdiger Selbstverständlichkeit und sehr viel Grazie, die auch reife Männer bezaubert hätte, nahm sie sie aus, verleitete sie zu Geldausgaben, die weit über ihre Verhältnisse gingen, und spielte, wenn alle Stricke zu reißen drohten, recht gern die Vermittlerin beim Geldverleiher. Sie war unersättlich wie ein junges Raubtier, aber sie war auch schön und nicht habgierig und warf selbst mit vollen Händen hinaus, und die, die um sie warben, waren weniger ihre Opfer als ihre Freunde. Das machte sie unwiderstehlich.

In diesem Jahre freilich war es, wie schon bemerkt, der Einjährigfreiwillige Nusch allein, der die Situation beherrschte, und daß die anderen angesichts seiner dauernden Ueberlegenheit nicht rebellisch wurden, war wieder ein Beweis für die eminente Geschicklichkeit der Jenny Liebl. Noch nie zuvor war die Atmosphäre in ihrem Hause so schwül und drückend gewesen. Jenny verstand es aber, gerade aus diesen beständigen Reibungen Nutzen zu ziehen, indem sie geschickt vermittelte, aufkeimende Eifersucht zugleich dämpfte und aufstachelte, durch berebte Blicke, dunkle Worte, Seufzer und scheinbar absichtslose Berührungen. Im Grunde war es so, daß ein jeder sich für den Bevorzugten halten konnte. Die Lehramtskandidaten, beides 18 jährige wohlhabende Bauernburschen, schworen wenigstens darauf, während der siebzehnjährige elegante Kloutschel sie heimlich verachtete, da er reichlich Beweise für das gerade Gegenteil

zu haben vermeinte. Zwischen ihnen allen aber bewegte sich der Einjährige mit einem Lächeln stiller Nachsicht. Er war Philosoph und durchaus verschwiegen. Die liebe Jugend . . . dachte er.

* * *

Bleibt zu erwähnen, welche Rolle der Schüler Knauer in dem Kreise der Verehrer der Jenny Liedl spielte.

Mit der Tatsache, daß er arm war, war ihm diese Rolle eigentlich schon von allem Anfange an vorgeschrieben, und daß sie nur von untergeordneter Bedeutung, etwa die des passiven Zuschauers, sein konnte, war selbstverständlich. Aber auch seiner ganzen inneren Veranlagung nach war der sechzehnjährige Knauer schwerlich geeignet, in dem bunten Liebesreigen seiner glücklicheren Kollegen mitzutanzten, denn er war wortkarg, finster, menschenfleh und bei aller Vereinsamung von einer erschreckend frühreifen Skepsis, die für alle Versuchungen dieser Welt nur ein ironisches Achselzucken übrig zu haben schien. Er ging seine eigenen stillen und abgelegenen Wege, die niemand kannte, und es war ganz unmöglich, in ihn einzubringen. Seine Zimmerfreunde wußten nie, ob er sie verachte oder ihnen teilnahmslos zusehe, oder ob er sich im geheimen über sie lustig mache. Nur das eine fühlten sie: daß er ihnen, wenn er auch der jüngste war, an Reife doch unendlich überlegen sei, und das machte ihnen seine Person oft geradezu unheimlich. Selbst der Einjährige Nusch konnte sich diesem Eindrucke nicht entziehen, und seine ewig lächelnde Ueberlegenheit schrumpfte in Knauers Gegenwart zu fast hilfloser Verlegenheit zusammen, was Knauer indessen gar nicht zu bemerken schien, da er immer gleich stumm und apathisch blieb.

Welcher Art Knauers Verhältnis zur Jenny Liedl war, war bisher noch niemandem völlig klar geworden. Man erinnerte sich einer Zeit, da er zu ihr von einer übertriebenen, ängstlichen und scheuen Höflichkeit gewesen war, von einer an

blinde Unterwürfigkeit grenzenden Höflichkeit, wie sie oft an welfremden Menschen wahrnehmbar ist, die plötzlich in Gesellschaft kommen. Da er bei ihrem Anblicke die Farbe gewechselt hatte, nicht imstande gewesen war, sie anzusehen, wenn sie ihn angesprochen hatte, da er ihr allenthalben ausgewichen war und heimlich doch wieder ihre Nähe gesucht hatte. Das war am Anfange des Schuljahres gewesen, während der ersten Wochen, als er sich in dem ihm neuen Heime erst hatte einleben müssen. Schnell und scheinbar ganz unvermittelt aber hatte sich dann sein Benehmen geändert.

Er begegnete ihr jetzt finster und wortkarg, grüßte sie kaum und bemerkte es gar nicht, wenn sie mit auffallender Freundlichkeit auf ihn einsprach. Sie anzusehen, war er noch ebensowenig imstande wie früher, und wenn es zuweilen geschah, daß sie ihn wie durch Zufall berührte, etwa dicht an ihn herantrat und mit ihrer Schulter an die seine anstieß, dann fuhr er ganz erschrocken zusammen, um sich gleich darauf verächtlich abzuwenden und brüst das Zimmer zu verlassen. Das hatte natürlich viel Komisches an sich und löste alle Male bei denen, die es sahen, Gelächter und Spottreden aus, an denen sich nur die Jenny Liedl selbst und der Einjährige Nusch nicht beteiligten. Die erstere tat dann so, als sei sie ein wenig beleidigt, während ihr Gesicht freilich mehr eine gewisse nachdenkliche Betroffenheit verriet, und der Einjährige sah stumm vor sich nieder, als irritiere ihn etwas. Bis dann nach einer Weile auf den Lippen der Jenny Liedl ein leises Lächeln erschien.

Man merkte es, daß sie der Schüler Knauer seiner Sprödigkeit wegen interessierte, und sie verbarg es gar nicht, daß sie es sich in den Kopf gesetzt habe, diese Sprödigkeit zu brechen. Es war geradezu ein Kampf, der da vor den Augen der neugierigen und selbst interessierten Rivalen ausgefochten wurde, und man ging, je mehr er sich zuspitzte, um so höhere

Wetten darüber ein, wer schließlich Sieger bleiben würde. Bis eines Tages, ohne daß jemand darauf gefaßt war, eine Entscheidung fiel.

Es war an einem unterrichtsfreien Nachmittag, und die Studenten, unter ihnen auch der Einjährige Nusch, saßen alle in ihrem Zimmer und arbeiteten oder lasen, während Jenny Liedl, mit irgend etwas beschäftigt, sich im Nebenzimmer aufhielt, dessen Türe nur angelehnt war. Niemand sprach, alle hatte die Hitze apathisch und schlaff gemacht. Da fiel in diese drückende Schwüle plötzlich der Ruf:

„Herr Knauer!“

Alle fuhren auf, neugierig und wie erlöst, und richteten voller Spannung die Blicke auf die Türe des Nebenzimmers, in deren Rahmen jetzt Jenny Liedl sichtbar wurde. Sie zeigte ihre liebenswürdigste, unschuldigste Miene. Ihre Toilette aber war in einer Verfassung, die die Studenten rot werden ließ. Ihre dünne weiße Bluse nämlich war nur mangelhaft geschlossen und ließ einen Teil ihres weißen Adens frei.

„Herr Knauer“, bat sie noch einmal und lächelte, „ach, bitte — wollen Sie mir nicht helfen?“

Knauer erbleichte und sah scheu und gebuckt von seinem Buche auf. „Wie?“ stammelte er. In demselben Momente begegnete er dem Blicke der Jenny und eine jähe Röte schoß in sein Gesicht. Ein süßes Gefühl der Schwäche überkam ihn und zugleich für einen einzigen Moment der Gedanke, daß ja doch alles gleich sei. Und wie im Traume stand er auf und folgte der Jenny in ihr Zimmer.

Eine sonderbare Stille entstand unter denen, die zurückgeblieben waren, und alle sahen einander betroffen an. Nur Herr Nusch erhob sich, trat an ein Fenster und rasselte verlegen mit den Schlüsseln in seiner Tasche.

Da erschien aber auch schon Jenny Liedl wieder in der Türe, mit ihrer Bluse nun vollständig in Ordnung, betastete

lächelnd ihre Frisur und sagte zu Knauer, der sich geschlagen an ihr vorbeidrückte, ganz kurz: „Ich danke.“

* * *

Von diesem Tage an büßte der Schüler Knauer seine Außnahmestellung unter den Studenten ein, und um den geheimnisvollen Nimbus, der ihn umgeben hatte, war es geschehen. Man wußte jetzt, daß er in die Jenny genau so verliebt war, wie alle anderen es waren, nur daß seine Liebe einen stark komischen Einschlag hatte, weil er sie so bitter ernst nahm. Seine frühere Unzugänglichkeit schätzte man ganz richtig als Eifersucht ein, und diese Eifersucht fand man, an seiner dürftigen Erscheinung und seinen noch dürftigeren Verhältnissen gemessen, nicht nur komisch, sondern auch düsterhaft und arrogant. Man war mit einem Male empört gegen ihn und ließ ihn das reichlich fühlen.

Er aber, der sich schon immer abgefordert hatte, tat dies jetzt noch weit mehr, machte sich unsichtbar, sah und hörte nichts und blieb, wie immer man ihm entgegentrat, gelassen und stumm. Nur sein schönes und stolzes Selbstbewußtsein war dahin. Er trug gleichsam an etwas, das ihn tief niederdrückte und das er nicht mehr los werden konnte. Im übrigen war er friedlich und konnte, wenn die offenen und versteckten Sticheleien der Studenten gar zu arg wurden, sogar wieder ein wenig lächeln. Der Jenny wich er aus. War ein Zusammentreffen aber unvermeidlich, dann war er wieder ganz der, der er am Schulbeginn gewesen war: der, der sich duckte, der aus Unterwürfigkeit gar keine eigene Meinung hatte. Und nie mehr hob er den Kopf und sah der Jenny in die Augen.

Die Studenten, die hinter sein Geheimnis gekommen waren, verachteten ihn jetzt, und der elegante und korrekte Kloutschel nannte ihn sogar ganz offen einen Dackmäuser, der hinterlistig sei und vor dem man sich in acht nehmen

müsse. Und auch dieses nahm Knauer hin und schwieg dazu und lächelte nur müde.

* * *

Da trat ein Ereignis ein, das ihn recht unsanft aus seiner Lethargie aufrüttelte. Eines Abends nämlich kam der Einjährige Musch aus seinem Zimmer gestürzt, ganz atemlos und außer Fassung, und stammelte: „Mir sind aus meiner Schublade fünfhundert Kronen gestohlen worden.“ Und da geschah etwas Merkwürdiges: es richteten sich, noch unter dem unmittelbaren Eindrucke der Nachricht, die Blicke aller Studenten ganz unwillkürlich auf den Schüler Knauer, der etwas abseits saß und versunken vor sich hinstarrte.

Eine peinliche Pause entstand. Niemand sprach, aber alle bemerkten es, wie Knauer plötzlich zusammenzuckte. War es die plötzliche Stille, die ihn aus seinen Träumen aufgeschreckt hatte, war es der Einfluß der ihn grausam mustern den Augen? Kloutschek war der erste, der sich faßte. Er schnarrte: „Knauer, hast du verstanden? Fünfhundert Kronen sind gestohlen worden, hier im Hause! Weshalb wirfst du denn rot? Und warum zitterst du so?“ Und schon umstanden alle den fassungslosen Menschen, der endlich zu begreifen anfang, was man von ihm wollte.

Man ließ ihm eine Weile Zeit. Gleich darauf hub Kloutschek von neuem an: „Knauer, warum sagst du gar nichts? Hat es dir die Stimme verschlagen? Du! willst du uns nicht verraten, wer das Geld hat?“

Knauer stand auf, taumelte jedoch gleich wieder zurück. Es wurde dunkel vor seinen Augen, er sah eine Menge Menschen vor sich, die sich mit rasender Schnelligkeit verzehnfachte, verhundertfachte, und alle diese Menschen hoben die Fäuste gegen ihn auf und drohten ihm und zeigten kein Erbarmen. Er fuhr sich mechanisch an die Stirn, die voll Schweiß war, seine Geberden bekamen etwas Flehendes, Tränen traten ihm in die Augen, und während er zu spre-

chen versuchte, verschluckte er sich. Er bettelte: „Ich bitte euch — laßt mich — laßt mich!...“

Da trat der Einjährige Nusch an ihn heran und legte die Hand auf seine Schulter: „Knauer! Wenn Sie es getan haben, dann gestehen Sie es ein! Geben Sie das Geld zurück und wir werden schweigen!“

Knauer fuhr sich an den Kopf und sah verstört vor sich hin. Kein Wort kam über seine Lippen.

„Untersuchen wir doch seine Sachen,“ entschied Kloutschek, „machen wir kurzen Prozeß! Holla, wo ist der Schlüssel zu deinem Koffer?“ Und er machte sich in der Tat über Knauers Koffer her und rüttelte am dem Schlosse.

Knauer lächelte nur und schüttelte wie verwundert den Kopf. Und plötzlich machte er eine drehende Wendung, wankte und fiel zu Boden. Von der Tür her kam ein leiser Schrei. Als die Studenten sich umdrehen, bemerkten sie die Jenny Liedl und wunderten sich, daß sie so bleich war. Sie konnte doch noch gar nicht wissen, was vorgefallen war.

* * *

Jenny beugte sich über Knauer, der noch am Boden lag, streichelte seinen Kopf und bat die Studenten: „Gehen Sie hinaus, ich werde mit ihm reden.“ Und dann, als sie mit ihm allein war, half sie ihm auf und führte ihn an den Tisch, auf dessen Platte er seinen Kopf nieder sinken ließ.

Er weinte. Sie wartete geduldig ab, bis er sich etwas beruhigt hatte, und sagte dann: „Knauer, warum haben Sie das getan?“ — „Ich habe es nicht getan,“ gab er zurück. — Sie streichelte ihm wieder den Kopf und bettelte: „Jetzt dürfen Sie nicht lügen! Besinnen Sie sich! Haben Sie es nicht getan? Doch. Sie müssen es gestehen. Wenn Sie es gestehen, dann ist alles wieder gut. Dann habe ich Sie auch wieder lieb... Knauer!“

Er nickte ihr dankbar zu, unter dem Einflusse ihrer Lieb-

losenden Stimme. „Über wenn ich es nicht war!“ — Sie rückte ganz nahe an ihn heran, legte den Arm um ihn und fuhr ihm mit ihrem Taschentuche über die Wangen. „Ach, sagen Sie doch, daß Sie es waren! Tun Sie es — mir zu Liebe, ja? Lieber Knauer!“ — „Wenn ich es aber doch nicht war!“ seufzte er ratlos.

Sie sah ihn an, und Tränen verschleierten ihre Augen. „Haben Sie noch nicht bemerkt, daß ich Sie lieb habe, Knauer? Immer habe ich Sie ausgezeichnet, aber Sie haben es nicht gesehen. Niemals! So sind Sie. Und jetzt wollen Sie mir Ungelegenheiten, mir die Polizei ins Haus bringen? Wissen Sie, was das bedeutet? Es bedeutet meinen Ruin! Mein guter Ruf ist hin — ein für alle Male!“ Und sie weinte nun selbst und drückte ihren Kopf gegen seine Schulter. — „Ja, was soll ich denn tun?“ fragte er leise. — „Ach nichts,“ sagte sie dumpf, „es ist ja doch alles gleich.“

Sie ließ den Kopf auf den Tisch niedergleiten und weinte unaufhörlich weiter. Es war ein wildes Schluchzen, das ihren Körper sanft erschütterte. Knauer stand neben ihr und betrachtete sie. Wie weich und lieblich ihre Schultern sind, dachte er. Und er empfand ihre Hilflosigkeit als etwas unaussprechlich Trauriges und Süßes, für das es sich wohl lohnte, zu sterben, und er vergaß mit einem Male ganz sich selbst und hatte keinen anderen Wunsch, als den, ihr zu helfen.

Und da fand er auch schon die Worte, die sie trösten mußten. Sie kamen von irgendwoher, aus der Ferne, wie von Engeln geschickt. Von Zeit zu Zeit streichelte er ihren Arm, beugte sich tief über sie und hörte nicht auf, zu betteln: „Jenny!“ Bis er endlich sah, daß sie lächelte, ihn anlächelte, unter Tränen. „Also, ich nehme alles auf mich“, sagte er und war glücklich und bat ihr alles ab, was er ihr je in Gedanken angetan hatte, „aber ich reise auch gleichzeitig ab. Ich will

niemanden mehr sehen. Von daheim bringe ich alles in Ordnung.“

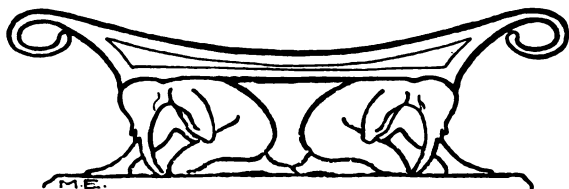
Er fühlte ihren Kuß auf seinen Lippen. Nie in seinem Leben würde er das vergessen. Er rannte durch die Straßen wie ein vom Glücke Betäubter.

* * *

Er fuhr in seine Heimat und berichtete kurz und trocken, was vorgefallen war und daß er es wäre, der das Geld genommen habe. Mehr bekam man aus ihm nicht heraus, weder im Guten, noch im Bösen. Den Schaden ersetzte ein begüterter Onkel.

Nur eine Ueberraschung erlebte er noch. Von der Jenny Piedl traf ein Brief bei seinen Eltern ein, der eine Aufstellung verschiedener Gegenstände enthielt, deren Entwendung der Schüler Knauer gleichfalls zugestanden habe. Es waren Taschenmesser, Uhren, silberne Löffel, Bücher und dergleichen. Jenny Piedl forderte auch dafür Ersatz. Knauer aber, von seinen Eltern befragt, verweigerte hartnäckig jede Auskunft. Und so wurde auch dieses bezahlt.

Mit seiner Studentenlaufbahn war es nun endgültig vorbei. Ueberhaupt wurde er noch menschenscheuer und verschlossener, als er es schon gewesen war, und mied jeglichen Verkehr. Niemand sah ihn jemals lachen. In einem kleinen Kontor fand er eine Anstellung als Schreiber.



Die liebe Stunde / von Hermann von Pfandler

Die liebe Stunde schlägt,
Ich weiß, du kommst nicht mehr.
Still! Hat sich was bewegt?
Das Lied von nebenan klingt her.
Sein Schlußakkord war dir so lieb,
Wie lange der heut bei mir blieb!

Und daß ich doch die Blumen nahm
Und in die matten Gläser hob
Und über allen Polstertram
Weich ordnend meine Hände schob
Und horchte. Und nach jedem Ding
Im Raum noch einmal prüfend sah
Und dann die Lichter löschen ging —
Und warte . . .

Schweres Gefährt / von Richard Smetal

Die Straße liegt verhängt von schwarzen Schatten,
Durch die ein Bauernwagen langsam fährt,
Mit kleinem Seitenlicht.
Darauf ein Pflug und anderes Gerät
Und — unterwegs vom Rutscher aufgenommen —
Auch ich.

Es ist so schön mit diesen müden Dingen
Auch müd zu fein und still . . .
Zu warten, daß ein Plätzchen sich wo findet,
Um auszuruhn für eine kurze Zeit,
Vergessen und zu Einsamkeit befreit.

Nachdichtungen von Hans von Vintler

(Aus dem Nachlaß)

Ich habe den folgenden Gedichten aus dem Nachlasse Hans von Vintlers einige rechtfertigende Worte voranzuschicken:

Wie uns diese Verse — zum größeren Teile in des Dichters Handschrift — überliefert sind, durften sie, gewisser Mängel der Form und des Inhaltes halber, nicht veröffentlicht werden. Wo diese Mängel der Art sind, daß es unmöglich gewesen wäre, sie zu beseitigen, ohne nicht bloß umformend, sondern geradezu umstürzlerisch in das Satzgefüge einzugreifen, verzichtete ich lieber darauf, im Uebrigen wertvolle Gedichte ans Licht zu ziehen, als daß ich die fehlerhaften Stellen mit einer Willkür hätte verändern mögen, die sich der Verstorbene — und das mit Recht — verbeten hätte. Denn nicht darauf kam es mir in erster Linie an, die Originale zu übermitteln, sondern eine Auslese Vintlerscher Nachdichtungen zu bieten. Ich mußte also darauf bedacht sein, überall, wo Umformungen unerläßlich waren, die verbesserte Fassung möglichst enge an die unvollkommene der Handschrift anzuschließen. Daß ich dabei vom Wortlaute der Originale absah, bewahrte mich vor der Versuchung, dem Originale und nicht der Nachdichtung zu folgen. Dennoch ist es nicht ganz ohne Willkür abgegangen. So mußte ich einen Vers gänzlich umformen, der bei Vintler als dritter der vierten Strophe von Hégésippe Moreaus „Erinnerung im Hospital“ steht:

„Da seh ich sie vom Abend traut umfloren.“

Gemeint ist die Welt. Aber das hat weder Kopf noch Fuß. Ich setzte:

„Da schau ich sie im Abendblick verloren“,

indem ich das träumerische Hinausstarren des sterbenden Dichters mit dem abendlichen Glanze der vor ihrem eigenen Blicke in die Nacht versinkenden Welt verschmelzen ließ: unio mystica des Schauenden mit dem Geschauten: panisch. — Ein Vers, der weder in Moreaus noch in Vintlers Gedicht paßt! — Gewiß. Wer aber für den elegischen Grundton des Gedichtes nicht taub ist, wird zugeben müssen, daß mir die Umdichtung gelungen ist.

Vintler hat auch einige ungedruckte eigene Gedichte hin-

terlassen. Oder soll ich sagen, die Herren Sander und Engensteiner haben sie übrig gelassen? So ist es und sie taten recht daran. Es sind größtentheils Gelegenheitsgedichte, nämlich ein paar Ausfälle gegen Adolf Pichler und ein paar Hiebe bis auf die Knochen der Obstkuranten, Sachen — wir haben keine Vergrößerungssilbe, die dem italienischen one entspräche — und Säckelchen von geringem Werte, allenfalls Rohstoff für den Gelehrten, der die Literaturgeschichte von Tirol schreiben wird. Vintler hat weit bessere Verse gedichtet. Wer sie lesen will, der schlage seine „Gedichte“ auf, die Liebeskind in Leipzig verlegt hat.

Schließlich möchte ich bemerken, daß es Herr Fachlehrer Johann Engensteiner war, der mir die Vintler'schen Nachdichtungen brachte. Den Rest des Nachlasses übergab mir die Wittve des Dichters, Frau Eleonora von Vintler, zur Durchsicht. Ich danke ihnen beiden für ihr Entgegenkommen.

Hugo Neugebauer.

Uleardo Uleardi / Undinen

Über der staubblauen
Flut eines schlafenden
Weiher's, den flüsternde
Birken umgrünen,
schlingen und lösen den
schwebenden Ringelreihn
lustige Scharen von
schlanken Undinen,

schwingen im Kreise hin,
laß ihre Glieder, wie
traumgebannt wandelnd in
Schlummer's Gewalten,
durch die schneeblickenden
dunst'gen Gewandungen
schimmern die himmlischen
holden Gestalten.

Doch die bleichwangigen,
staubblonden Mägdelein
sind ohne Lebensglut,
sind ohne Herzen,
sind ein Gewölz von
todkalten Hülbinnen,
wissen von Liebe nichts
und ihren Schmerzen.

Leise hin wirbeln sie,
leise, wie windverweht
herbstliches Blättergold
säuselt im Falle,
stolz nur dem eignen Bild
huld'gen sie, wie es sich
malt auf dem flüßigen
dunklen Krystalle

Lisa, so treiben sich
launisch und ruhelos
immer im Wirbel um
deine Gedanken,
wie durch das Totenfeld
nächtens die neidenden
flackernden Irzwinde
taumeln und schwanken.

Himmlisch, ach, müßten sie
sein deine Küsse — doch
ist mir, als gäb sie der
Mund einer Toten!
Deine Liebeslungen,
o, wie entzückten sie,
wären sie nicht wie von
Schemen geboten!

Magst du erhören mein
glühendes Liebesflehn,
magst unerbittlich du
Gunst mir versagen:
kalt wie die Winternacht,
einsam und regungslos
starret das Herz dir stets,
ohne zu schlagen.

Schönheitumflossenes,
göttliches Bildnis du,
reizvoll, doch seelenlos,
Marmormadonne,
nimmer durchglühen dich
Sehnsucht und Liebe — du
kennst ihre Leiden nicht,
nicht ihre Wonne!

Edmondo de Amiciš / Die Buberln

Bermünschte Jungs! Da soll einer dichten!
Oft mitten in der Zeile muß ich halten,
an einem Wägelchen als Schmied zu walten,
dem Hampelmann die Glieder einzurichten.

Des Morgens hab ich stets im Bett zu sitzen:
zu Füßen liegt ein Schiff, die Tiergestalten
der Arche lagern in der Decke Falten
und unterm Kissen find ich Wausäckchichten.

Und früh und spät durchs Haus hin Trommelschläge
und: tututu!., als spielten uns die Engel
des jüngsten Tages auf zum Weltgericht!

Ich schid die Kerls doch wieder fort in Pfllege . . .
Ei sieh, da kommen sie, die Galgenschwengel:
in ganz Italien gib't's zwei hübschre nicht!

Niccolò Macchiavelli / Die Gelegenheit

Wer bist du? — Göttin möcht ich schier dich grüßen,
denn Ird'sche schmückt nicht solche Lieblichkeit!
Wozu die Hast, die Flügel an den Füßen? —

Bin wen'gen kund, bin die Gelegenheit.
Und weil mein Fuß auf einem Rade schreitet,
muß rastlos ich mich regen jederzeit.

Nichts holt mich ein, was irgend Flügel spreitet,
und darum eilt mein Schritt mit Blizes Schnelle:
daß wie der Blitz er blende, wo er gleitet.

Auch laß ich meines Haupthaars dunkle Welle
mir übers Antlitz fließen und die Brust:
so komm ich unerkannt meist von der Stelle.

Mein Hinterkopf ist lahl: drum böhrt die Luft,
nacheilend noch von hinten mich zu halten,
wer es versucht, mit eittem Zeitverlust. —

Und wer ist jenes Weib, die Stirn in Falten,
das dein Geleite scheint? — Das ist die Neue:
verfehlt du mich, wird diese deiner warten.

Nimm dich in acht!: derweilen du auß' neue
hier gaffend kramst in müß'ger Worte Land
und ich dich warne, was dem Säum'gen bräue, —

bin ich vorbei und leer ist deine Hand!

Gius. Gioachino Belli / Die auferweckten Toten

Weitauß die schönste aller Wundertaten
tat eines Tags der sel'ge Galantin:
'nen Spieß voll Finken, die schon braun gebraten,
erweckt'er und entließ sie durchs Ramin.

Es war am Aruo, und ihr mögt erraten,
mit welchen Augen sie der Wirt sah fliehn!
Er bot sogar ein Schlücklein für den Braten
und bat, ihn gütig wieder einzuziehn.

Allein der Heil'ge sprach: Du flehst vergebens!
Dein Gläschen leer ich, um dich nicht zu tränken.
Doch mit den Vögeln ist's vorbei zeitlebens;

die seh ich bei Biterbo südwärts leuken:
sie ziehn Sankt Peter zu und, sag ich's offen,
von dorthier, Freund, ist nichts zurück zu hoffen!

Jean Pierre Vèranger / Rat an die Belgier

Acht Monde sind's! Nun, Belgier, macht ein Ende! —
Boß Element, geht an die Königswahl!
Dem Hösling bangt, daß sich's zum Freistaat wende:
seid menschlich und erlöst ihn seiner Qual!
das Holz zu Kön'gen ist ja nicht so selten,
wohin ihr greift, ihr findet's allemal:
wählt Pinz, wählt Kunz, wählt mich, wählt Belten —
Boß Element, nur auf zur Königswahl!
Zur Königswahl, zur Königswahl!

Habt ihr den König, kommt das Glück gelaufen:
voran stolziert die Etikett einher,
dann folgen Kreuz und Stern in hellen Haufen
und schodweis Herzog, Graf, Baron und Pair;
ein Thron ersteht, wie's heilige Gewöhnung,
von Gold und Sammt in hohem Marmorfaal,
und, so Gott will, erlebt ihr auch 'ne Krönung —
Boß Element, herbei zur Königswahl!
Zur Königswahl, zur Königswahl!

Dann gibt es Handfuß, Feuerwerk, Paraden,
 manch prächt'gen Vers und Speech im Hymnenton,
 und hat der Fürst den Magen überladen,
 so zwacht es Hunderte aus Devotion.
 Nur etwas gleicht die Krone, wie sie gleißt,
 der Bettlerlappe — hm, es ist fatal:
 an beiden hängt schmarozendes Geschmeiß —
 Poß Element, herbei zur Königswahl!
 Zur Königswahl, zur Königswahl!

Von Staatsklafaien fällt sodann ein Regen:
 von Richtern und geheimer Polizei,
 ein stolzes Heer leiht ihnen seinen Degen,
 dann wird's gemüthlich und ihr ruft: Suchheil!
 Und endlich das Budget! Nur keine Schwäche!
 Fällt freud'gen Muts den kassenden Kanal!
 Der Popanz hat gespeist, Völl, zahl die Beche! —
 Poß Element, herbei zur Königswahl!
 Zur Königswahl, zur Königswahl!

Doch nein, ich spaße! Frankreich weiß zu sagen,
 wie sehr das Königtum mir stets gefiel.
 Was Kön'ge wert, ist allwärts zu erfragen:
 der Völker Glück und Fortschritt ist ihr Ziel.
 Sie lieben jene, die recht tief und weit sehn,
 auch wächst ihr Tugendglanz mit ihrer Zahl:
 dem guten Heinz folgt Ludwig Nummer dreizehn! —
 Poß Element, herbei zur Königswahl!
 Zur Königswahl, zur Königswahl!

Hégésippe Moreau / Erinnerung im Hospital an den Dichter Nicolas Gilbert

Auf diesem Siechbett, wo ich sterbend liege,
 reißt fremdes Leid mich noch zu Tränen fort;
 mir ist, ein Wehen hohen Geistes wiege,
 ein Hauch von Ruhm sich um den Schmerzensort:
 hier war's ja, wo er seine letzte Klage
 im Tod verseufzend noch ein Lied erjaunt! —
 Ich zähle meine Qualen durch und sage:
 Gilbert, ach, wie du leiden mußt, armer Mann!

Noch gestern riefen sie: Nur Mut, o Dichter,
 wir bieten deinem Nacken Hut und Hort!
 Und heut, im Sturm, vergißt mich das Gelichter,
 und nur das Mitleid öffnet einen Port!
 Weh euch! Ich fühl's: dies letzte meiner Lieder
 tut euch auf alle Zeit in Acht und Bann! —
 Da sinkt aufs Blatt mein müder Griffel nieder...
 Gilbert, ach, wie du leiden mußt, armer Mann!

O würde, da ich wehvoll hier mich hürme,
 ein tröstend Wort, nur eins, an mich gewandt!
 O drückte doch, auf daß sie sich erwärme,
 ein Freund mir diese abgekehrte Hand!
 Umsonst! Ihr Ohr ist meinem Schmerz verschlossen,
 sie heben fröhlich jetzt zu schmausen an,
 und keiner denkt des fehlenden Genossen —
 Gilbert, ach, wie du leiden mußt, armer Mann!

Wohl hab ich oft den Tag, der mich geboren,
 verflucht — und doch, die Welt ist schön!
 Da schau ich sie im Abendbild verloren — —
 es weht der Waldduft von den Hügelhöhn
 Ach, draußen jetzt zu zwein im Rondeswehen
 zu gehn, zu kosen auf dem Moos im Tann —
 o welch ein Glück! Wie süß ist doch das Leben! . . .
 Gilbert, ach, wie du leiden mußt, armer Mann!

Henry Wadsworth Longfellow / Der Sklave auf dem Schredensmoor

Auf dem Schredensmoor, an der nächtigsten Stell,
 der Regerflüchtling lag;
 vom Bimal her schienen die Feuer grell,
 er hörte des spürenden Bluthunds Gebell
 und hallender Hufe Schlag.

Wo der Glühwurm schwärmt, wo das Irlicht nedt
 und Schilf und Gestrüpp durchschwankt.
 wo Flechtengehänge die Fichten bedt,
 die Jeder ragt und, wie Schlangen gefledt,
 die giftige Rebe rankt,

wohin kein Menschenfuß zuvor,
 kein Menschenherz sich gewagt,
 auf schwantem Rasen im grünen Moor,
 da lauert er unter Binsen und Rohr,
 ein Wild, entronnen der Jagd.

Da lauert er, krank und lahm und alt,
 das Brandmal über den Braun,
 das Antlitz von tiefen Narben zertrast,
 in Lumpen gehüllt die schwarze Gestalt,
 gebeugt, von der Peitsche zerhaun

Und über ihm tagt's voll Duft und Glanz
 und alles ist glücklich und frei!
 Eichhörnchen hüpfen von Ast zu Ast,
 das wilde Gefieder singt ohne Raß
 der Freiheit Melodei!

Nur er geboren zu Trohn und Pein,
 nur er dem Unglück zum Raub!
 Auf ihn nur schlägt der Fluch des Rain
 wie des Dreschers Flegel auf Garben ein
 und schmettert ihn in den Staub!

Edgar Allan Poe / Elborado

Ein Rittersmann,
 schmuck angetan,
 ritt aus durch Sonn und Schatten,
 er zog mit Sang
 die Welt entlang,
 sucht' Elborados Matten.

Und als die Kraft
 ihm schon erschlafft,
 begegnet ihm ein Schatten:
 Sprich, Pilger mein,
 wo lenk ich ein
 zu Elborados Matten? —

So ward er alt —
 sein Lieb verhallt',
 auf's Herz ihm fiel ein Schatten:
 ach, nirgend fand,
 von Land zu Land,
 er Elborados Matten! —

Zum Mond hinan,
 bergüber dann
 hinab ins Tal der Schatten,
 so reite zu,
 dann findest du
 wohl Elborados Matten!

Brigner Chronik XIV (Umzug)

Ich liege in meinem Bett und lese in der Chronik. Der Fasching mag daran schuld sein, daß sie heute so uninteressant ist. Das muß bald wieder anders werden. Ich lese, daß die städtischen Ranzleien auf dem Wege sind, in das neue Rathaus zu übersiedeln, und vermisse am Schlusse des Berichtes das Hoch auf den Bürgermeister. Besonders die städtische Kasse scheint große Schwierigkeiten bereitet zu haben. Sie wiegt 2500 Kilo, und der Transport nahm 38 Arbeitsstunden in Anspruch . . . Ich fühle einen Druck im Kopf. Die Sätze der Chronik stolpern über mein Gehirn und sind so schwer, als müßten sie auf ihren Schultern die Stadtkasse in ihr neues Heim befördern. Ich bin sehr schläfrig, die Chronik drückt mir sanft die Augen zu . . .

Plötzlich schreckt mich ein dumpfer Knall auf, ein Geräusch, wie wenn eine schwere Eisentür zugeschlagen wird. Ich versuche mich aufzurichten. Mein Kopf stößt an eine harte Wand. Ich taste mit den Händen und greife eine kalte, glatte Stahlwand. Es ist mir absolut unerklärlich, wohin ich geraten bin. Ich suche in meinen Taschen nach einem Streichholz. Endlich finde ich eines und es gelingt mir, mich

(gez. von Max v. Esterle)



Reichsratsabgeordneter Dr. Eduard Erler

ungefähr zu orientieren. Ich befinde mich in einer ziemlich geräumigen Stahlkammer. An einer Wand sehe ich eine Inschrift: Isidor Kohn . . . feuerfeste Stahlkassen . . . Wien II . . . das Zündholz verlischt, es ist mein letztes . . . Isidor Kohn? Wenn der Name nicht so wenig arisch klinge, möchte ich wetten, daß ich mich in der Stadtkasse von Brigen befinde. Die „Allgemeine österr. Baugesellschaft“, die das neue Hotel hier baut, — ein halbamtliches Unternehmen mit orthodox christlichsozialer Tendenz — besteht zwar auch nicht aus lauter Arieren . . . Immerhin . . .

Ich schlafe wieder ein und träume weiter von dem Umzug der Stadtkasse, von dem ich in der Chronik gelesen. Plötzlich fühle ich mich hin und her geworfen. Alles geht mit mir in die Luft. Um Gotteswillen, das ist der Flaschenzug, von dem ich gelesen. Jetzt werden wir auf die Straße hinunterbefördert. Wenn nur das Seil nicht reißt, ich schwebe zwischen Tod und Leben . . . Da — ein fürchterliches Getöse, der ganze Kasten fällt hin und her. Ich stemme mich mit Händen und Füßen gegen die Eisenwände. Aber es ist bereits alles still. Gott sei Dank, mir ist nichts passiert; wir befinden uns auf dem Wagen.

Wie ich mich von dem ersten Schrecken wieder einigermaßen erholt habe, mache ich plötzlich die Beobachtung, daß es in meinem Gefängnis etwas heller geworden ist. Ich bin noch daran, die neue Lichtquelle zu entdecken, da höre ich neben mir den Klang einer silberhellen Stimme. Ich wende mich um und sehe in dem ganzen Raum nichts als eine blanke, glänzende Silberkrone österr. Währung. Ich glaube anfangs an irgend ein okkultistisches Experiment, das man mit mir gemacht hat, aber mit einemmale komme ich zu der Erkenntnis, wer ich eigentlich bin. Ich bin wirklich nichts anderes, als ein einfacher, simpler Kreuzer und habe den Wert von zwei Hellern. Und jetzt wird mir auch klar, wie ich hier herein in die Stadtkasse gekommen bin. Mich hat am letzten Montag beim großen Viehmarkt ein Bauer aus der Umgebung von Brigen als Strafe dafür gezahlt, daß die Kuh, die er soeben erstanden, mitten vor der Eingangstür des Rathauses . . . Dies Bewußtsein meiner sozial-ethisch-hygienischen Bedeutung macht mich froh. Und in dem erhabenen Gefühle, daß ich auch wer bin, wende

ich mich an meine Nachbarin, die Krone, entbiete ihr meinen Gruß und wage gleichzeitig die schüchterne Frage, warum wir denn so allein wären. Sie aber weist schweigend mit rückwärts gewendetem Daumen nach einem großen Loch in der Eisenwand, das ich bisher nicht bemerkt habe. Uha, das muß ich morgen früh gleich melden, daß die Stadtkasse ein Loch hat, sonst wissen die Leute nicht, wohin das viele Geld kommt.

Während ich noch überlege, erdröhnen Pöllerschüsse. Jetzt gehts also los. Und wirklich, die ganze Eisenkasse hebt sich, senkt sich, es geht mit bedrohlichem Wanken über die Berge, die Täler, das Felsgestein, kurz über all die Hindernisse, die das Fortkommen auf diesen städtischen Kommunikationen erschweren. Ringsum ertönt ein Höllenlärm. Ich bin neugierig und gucke durch das Loch. Vor uns ein endloser Zug von Männern, Frauen und Jungfrauen, die der Fasching übrig ließ. Die Honoratioren in Frack und Zylinder vollzählig anwesend. Manche tragen brennende Kerzen. Gerade vor unserm Wagen schreitet das böhmische Korps der Gemeindeverwaltung. Und weil die Böhmen ein musikalisches Volk sind, singen sie fromme Lieder und dazwischen immer eine Strophe der Kaiser-Hymne.

Die Reise will kein Ende nehmen. 38 Arbeitsstunden!

Ich beginne wieder eine Unterhaltung mit der Krone. Wir müssen uns gegenseitig in die Ohren brüllen, aber es gelingt uns eine Verständigung anzubahnen. Die Krone ist sehr hochmütig. Sie erzählt mir, daß man die Ausführung einer Kaserne, des Spitales, des Gymnasiums, der Volksschule, mehrerer Straßen, der Straßenpflasterung und natürlich auch der Plofobahn in ihre Hände gelegt habe (die Vorarbeiten zur letzteren habe der Herr Bürgermeister aus eigener Tasche bezahlt, um rascher vorwärts zu kommen).

Da mir die Krone stark aufzuschneiden scheint, wende ich mich von ihr ab und begeben mich auf Entdeckungstreifen. Ich durchsuche die drei Stockwerke unter uns. Sie sind alle leer. Ich steige in die Kellerräume hinunter, die ich mit Schriften und alten Papieren angefüllt finde. Aus Längeweile stöbere ich drin herum. Es sind Schuldscheine, Ehrendiplome des Landeskulturrates, Wahlzettel, Wählerlisten,

Beichtzettel, Kapuzinerbildchen, Prostriptionslisten, Entwürfe zu Artikeln der Brigener Chronik, eine Quittung über ein Brenner-Abonnement, ein Dekret, womit einem Herrn Hartmann ein einträgliches Gemeindeamt zugeschanzt wird, und einige Korrespondenzen intimerer Natur.

Un weiteren Nachforschungen verhindert mich ein plötzlicher Ruck. Ein ohrenbetäubendes Getreisch belehrt mich, daß der „Flaschenzug“ wieder in Tätigkeit getreten sei. Ich eile in mein Dachgeschoß hinauf . . .

Wir haben wieder festen Boden unter den Füßen. Sämtliche 200 Glocken der Stadt Brigen beginnen einen Höllenlärm. Ich schaue wieder durch das Loch. Wir befinden uns in dem geräumigen Saal, „dessen Wände dauernd die Jahrtausendfeier festhalten“. Hochwürden Herr Monsignore Waiz hält die Festmesse mit anschließender Predigt. Der Herr Bürgermeister tritt vor und hält eine Ansprache, bei der kein Auge trocken bleibt. Dann richtet sein Bruder, der Reichsratsabgeordnete, einige markige Worte an die Versammlung. Nach ihm sprechen der Herr Vizebürgermeister in gewohnter Weise, der Herr Stadtkämmerer und sämtliche Gemeinderäte dem Range nach. Nach Beendigung dieser Zeremonie tritt der Stadtkämmerer vor, zieht eine Schere aus seinem „Wasserfall“ und zerschneidet das Siegel. Die Eisentüre springt auf. Der Saal ist bengalisch beleuchtet; vor uns steht einer mit einem Weihrauchfaß . . .

Ich erhebe mich rasch, wende der Versammlung meine Rehrseite, die der kaiserliche Vogel ziert, zu, verbeuge mich und schreie: Hurrah! . . Hurrah! . . Hurrah!

Hartmann.

Berichtigung. In der „Brigener Chronik“ des vorhergehenden Heftes sind die als Motto gedachten Worte des Dr. Paul von Guggenberg, ohne die die Einleitungssätze unverständlich sind, infolge eines unfließamen Verlesens weggeblieben. Es muß zu Beginn heißen: „Heraus mit dem Christentum, das ist der einzige Schutz gegen alle Bazillen und Bakterien“.

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG

erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER
UNSICHERHEITEN

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Soeben ist erschienen:

KARL KRAUS
PRO DOMO ET MUNDO
APHORISMEN

* * *

geh. M 2.50, in Leinen geb. M. 4.—,
in Halbfranz M 5.50

Verlag ALBERT LANGEN in MÜNCHEN

Werke von Hermann Wagner

DIE ROTE FLAMME. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M 3.—.

DIE FEINDLICHEN MÄCHTE. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M. 3.—.

DAS LÄCHELN MARIÄ. Roman. Axel Juncker Verlag, Berlin. — Preis geh. M 3.—, geb. M 4.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

==== **Telephon Nr. 34** ====

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr. 27

O. Wilfling

Juweller und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker
und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concoordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. Prospekte gratis und franko.

II. Jahr

Heft 20

Der Brenner

Halbmonatschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Egger-Lienz und die Kunst /
Meinhard Herzloyer: Befehung / Alfred
Henschke: Gedichte / Hugo Neugebauer:
Das Lächeln der Medusa / Bruno Frank:
Fiebernacht / Ludwig v. Ficker: Ein moderner
Don-Juan-Romanheld / Max von Esterle:
Unden Innsbrucker Gemeinderat / Hartmann:
Brigier Chronik XV / Ludwig von Ficker:
Glossen / Karikaturenfolge 44: Max v. Esterle:
Ferdinand Egl, Direktor der Tiroler Bühne.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1-75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Dasselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verboten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut

für

Präzisions-Optik und Photographie

Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel. Schreibmaschinen: Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr Innsbruck / 15. März 1912 Heft 20

Albin Egger-Lienz und die Kunst / von Carl Dallago

Die Kunst ist die Welt des Seins und nicht des Scheins. Es ist nötig, dies immer wieder zu betonen. Der Künstler braucht den Schein, der Künstler das Sein. Jener kleidet sich an, wenn er gestaltet, — der Künstler zieht sich aus. So werden sich Künstler und Künstler Gegen-sätze. Die „Kunst“ des Marktes und der Menge steht im Zeichen des Künstlers: sie gewandelt sich und die Dinge. Die Kunst des Künstlers spricht nur zum Menschen — zum Einzelnen: sie entblößt sich und die Dinge. Dies Sichentblößen entsetzt oft die Philisternatur der Vielen, deren Verstehen vor der Kunst stehen bleibt; das Sichanziehen hingegen — zumal, wenn es prunkvoll ausfällt — gewinnt diese Vielen. Das weiß die unschöpferische Leute-Natur des Nur-Künstlers und strebt danach zu handeln. Das reizt die Selbst-Schöpfernatur des Künstlers und er strebt dagegen zu handeln. Bis sich in ihm auch dies Dagegen verliert, weil sich aus seinem Schauen die Welt der Vielen — der Philister verliert, und sein bloßes Sein sich immer mehr in alles um ihn hineinbreitet, so daß er immer weniger von allem sonst wahrnimmt und zuletzt in jedem Ding und gleichsam in jeder Falte und Fuge des Daseins noch sich selber vorfindet und fühlt und nur dies Gefühle und so in sich Vor-gefundene aufzunehmen und zu gestalten weiß.

Ein Künstler, der in seinem Werke dieses zuletzt beschrie-

bene Stadium des künstlerischen Schaffens in verblüffender Geschlossenheit zum Ausdruck bringt, ist Albin Egger-Lienz, und das betreffende Bild nennt er „Das Leben“.

Das Anti-Konventionelle hat Egger-Lienz vielleicht nie betonen wollen. Ein Künstler, den seine Kunst so besitzt, daß er den Blick immer in sich hinein gerichtet hält und nicht auf die Dinge um sich, kommt gar nicht dazu, ein „Anti“ bewußt aufzunehmen, weil er nie ein Konventionelles aufnimmt. Und doch empfängt der Beschauer von dem eben genannten Werke den Eindruck, daß hier alles Gang und Gabe des Alltags hinter sich gelassen ist — daß es der Welt des Konventionellen völlig entrückt.

Ich sah das Bild in Eggers Atelier zu Hall. Es hieß zuerst „Die Lebensalter“. Damit wäre freilich nur das Außerlichste am Bilde bezeichnet. Ein Freund des Künstlers, der mich zu diesem führte, erzählte mir vom Bilde. Man solle es so und so betrachten, jedes Stück für sich, es sei fünfteilig. Man solle sich jede Figur genau einprägen, um das Ganze gut zu erfassen. Jedes Wort war Verehrung für den Meister. Und ich versprach mir viel. Doch dachte ich mir: Wenn das Bild so bedeutend ist, müsse es zu mir sprechen, sofort ohne Vorbereitung und nicht erst durch Einzelheiten der Darstellung. Nein! Es müsse etwas da sein, das mich trafe wie ein großes Lebendiges, das plötzlich vor mir steht und auf mich einwirkt. Und so kam es auch.

Ich hatte den Raum betreten und ward vorgestellt; dann sah ich nach dem Bilde, fast zaghaft. Sofort trat das Mittelstück zu mir, elementar, mit einer Wucht, deren Schwere sich der Seele mitteilte. Ein Mann und daneben sein Weib, das schwanger geht. Der Mann ein Tiroler Bauer, ungeschminkt und klobig in jedem Strich. Aber schon ist er nicht mehr Bauer, sondern wie ein Mensch der Vorzeit, der als Mann sein Dasein trägt. Er ist wie ein Kämpfer,

der ausruht. Man spürt durch die Kleidung die Härte der Muskeln, die eine Seele einschließen, die Stand gefaßt hat. Er ragt auf wie ein Wächter, seinem Weibe ein wenig vorgelagert, in der Haltung und im Ausdruck der breiten Züge eine Stimmung spiegelnd, die in der Lebensarbeit innehält wie zur Uebersicht. Das Gesicht ist noch gerötet von Kraft und Mühen. Die Mittagshöhe des Lebens ist erreicht. In das Handeln tritt ein Erwägen, das ein Mit-sich-handeln-lassen einläßt. Es erweckt vielleicht eine Ahnung vom Lebensabend in der Ferne. Man zwingt das Dasein nicht mehr. Man spürt: man wird bezwungen, alles Leben wird noch bezwungen. Und es regt sich Sonderbares. Man fühlt mit einemmal: daß Tätigkeit erleiden mehr ist als Tätigkeit ausüben. Hier gleitet der Blick zum Weibe über, das dasteht wie völlig ergeben einem Mit-sich-tun-lassen. Das bleiche, fast edige Gesicht, die stille in sich gekehrte Haltung drücken Erwartung aus und williges Sich-fügen. Der Ausdruck der Willigkeit scheint zu wachsen, je mehr man die Figur betrachtet. Es will etwas wie Verklärung aufkommen, die in die duldbenen Züge ein Freudvolles hineinmischt. Das Gesicht sieht sich so noch bleicher an, dabei wie erhellt von Lichtern einer innerlichen Freude. Sie erhellen zugleich die Schwangerschaft des Weibes — ihr Glück: das Glück der erleidenden Tätigkeit, die immer die Zukunft in sich trägt.

Nun gleitet mein Schauen über das ganze Bild hin und verweilt betrachtend vor jedem einzelnen Stücke. Ich bemerke die Dreiteiligkeit des Bildes, dessen Seitenstücke wiederum zweiteilig sind. Da ist der Knabe, wohl der Schulzeit entwachsen, halbflügge in seinem Wesen, noch umflort von der Neuheit der Dinge und staunenden Blicks, das Gesicht in leichte Röte getaucht wie schwankend zwischen erleidender kindlicher Tätigkeit und erwachendem Erfassen der Dinge, das Tätigkeit ausüben will. Die Figur darunter:

der reife Jüngling einen Riesenbalken aufnehmend und so den Brausezustand verkörpernd, der mit seiner Kraft noch alles zu bezwingen glaubt, das Gesicht ganz rot vom Drange sich auszugeben. Das andere Seitenstück zeigt bereits das absteigende Leben. Da ist der Mann, der vom Daseinsgebälk heruntersteigt, seine Kraft zusammenhaltend für den weiteren Abstieg, das Gesicht gerötet von den Mühseligkeiten des Tagwerkes, die Haltung besonnen und fügsam. Und zuletzt der Greis, gebeugt und gebrechlich, die Last der Jahre der Grube zuschleppend, wieder Tätigkeit erleidend, innerem Geheiß willfahrend, das Gesicht bleich und schimmernd wie das des Weibes, (bei längerem Hinsehen) auch verklärt von Willigkeit, die alles Geschehen auf sich nimmt, voll Anmut in dieser Willigkeit und so aufrichtend wirkend. — Wie unwillkürlich bleibt der Blick des Beschauers auf dem Antlitz des Greises und dem des Weibes nun länger haften, die in ihrem bleichen Schimmer von den anderen geröteten Gesichtern sich seltsam abheben. Ein Verwandtes scheint die beiden zu einen: sie wirken und leiden beide für die Zukunft; das Weib durch sein Gebären, der Greis durch sein Abgehen. Und Geburt und Tod werden so gleich wichtig und fördernd für das Leben.

* * *

Ich weiß nicht, ob meine Auffassung des Bildes auch völlig dem Sinn seines Schöpfers entspricht. Ich gab nur Persönliches dem Eindruck nachgebend und nachgehend, der mir geworden ist und dem ich in Worten gerecht zu werden suchte. Aber Worte sind arm vor so einem Bilde. Dennoch möchte ich die Anregung, die ich empfang, weiter verfolgen und noch manches dem Gesagten anreihen.

„Das Leben“ scheint mir die Daseinsauffassung seines Schöpfers darzutun. Es sagt mir dasselbe aus wie das Triptychon Segantinis; ich sehe ein „Werden-Sein-Vergehen“ auch in ihm untergebracht; es scheint mir zugleich

unter den Bildern der letzten Zeit das einzige Werk, das sich dem Segantini'schen Triptychon an die Seite stellen ließe. Die Vortragsweise der beiden Künstler ist freilich eine völlig verschiedene.

Segantini, der Lyriker, mußte zur Landschaft greifen, um sein Verhältnis zum Dasein darzutun; Egger, der Dramatiker, hält sich zum Menschen. So bedingt es die Verschiedenheit der beiden Naturen, deren jede — auch bei gleichem Streben, sich darzutun, wie bei gleicher Themastellung — andere Mittel zur Lösung verlangt. Die Themastellung am Künstler ist nun nicht willkürlich, sie entspringt innerem Drange. Aber sie bleibt zumeist hinter dem eigentlichen Wollen zurück, sie ist nur wie ein Fingerzeig — wie eine Art Vergegenständlichung dessen, was in einem vorgeht. (So vergegenständlichte sich Segantini ursprünglich sein Wollen für das Triptychon wohl nur an den Jahreszeiten in der Natur, wie Egger das seine für „Das Leben“ an den Lebensaltern des Menschen.) Der Künstler fixiert und erlebt sich erst im Vortrag. Das Thema bestimmt ihm etwa die Richtung, nach der sich der Vortrag bewegt. Und das Künstlerische kann erst dort vollkommen sein, wo das Thema in den Vortrag völlig aufgegangen ist. So sind Thema und Vortrag am Künstler völlig abhängig von der Beschaffenheit seines Menschlichen. Das Entscheidende für alles, was in einem Kunstwerk untergebracht werden kann, liegt also in diesem Menschlichen des Künstlers. Was es birgt, läßt sich auch im Kunstwerk unterbringen, sowohl vom Lyriker, wie vom Epiker und Dramatiker. Man kann daher nicht gut sagen: daß sich für den Lyriker, für den Epiker und den Dramatiker je ein Besonderes in diesem menschlichen Sinne eigne. Ich brauche hier nur wieder auf Segantini und Egger-Lienz hinzuweisen: Genau derselbe Vorwurf — und zugleich ein größter: ein „Werden-Sein-Vergehen“ — wird von diesem dramatisch, von jenem lyrisch erschöpfend gelöst.

(Wenn mich die Lösung Segantini's eine erschöpfendere und ergreifendere dünkt als die Eggers, wenn ich durch Segantini's Triptychon reiflicher einer Entrückung aus dem Zeitlichen anheimfalle, so mag es auf mein mehr lyrisches Wesen zurückzuführen sein, daß für lyrischen Vortrag empfänglicher ist.) Aber nun kommt ein anderes.

Ich habe im Egger'schen Atelier ein größeres Landschaftsbild gesehen, allerdings noch völlig unfertig. Der Meister mag vielleicht versuchen, die Landschaft seinen künstlerischen Absichten dienstbar zu machen. Es hieße hier wohl: Die heimatische Landschaft als Raum so darzutun, daß sie sich mit dramatischer Wucht fühlbar macht. Ob das möglich ist rein nur mit landschaftlichem Vortrag? Die Frage drängte sich mir von selber auf, und ich mußte ihr oftmals nachhängen.

Im Zusammenhang mit dem bereits Gesagten schließe ich nun weiter: Der Künstler ist an kein Thema gebunden, aber an seine Art. Aus dieser Gebundenheit folgt die Gebundenheit der Mittel, sich darzutun. Mit anderen Worten: Nicht das Thema, der Vorwurf — aber dessen Vortrag ist ein Gebundenes. Ein Dramatiker ist an den dramatischen Vortrag gebunden, ein Lyriker an den lyrischen. Oder richtiger: daß der Vortrag dramatisch ist, kennzeichnet erst den Vortragenden als Dramatiker, wie der lyrische Vortrag den Vortragenden erst zum Lyriker macht. Es fragt sich nun: ob in der Malerei die Landschaft als Vortrag nicht lyrisch ist, — ob sie (die Landschaft) daher einem Dramatiker liegen kann? Und sie ist Vortrag — nicht Thema, wenn der Vortragende Künstler und nicht nur Maler ist. Egger-Lienz ist Vollkünstler; auch seine Tiroler Bauern sind ihm nur Vortrag, nicht Thema — werden mit jedem Bilde mehr Vortrag, mit dem sich der Maler als Künstler gewachsen zeigt. Sein letztes reifstes Bild „Das Leben“ zeigt das am besten auf. Hier muß auch der Laie merken, daß diese Bauernfiguren dem Künstler nur das zunächstliegende Aus-

Drucksmittel sind, daß dessen Eigensteß — sein Menschliches dem Thema zugrunde liegt — die Welt seines Innern: Das Leben.

* * *

Ich blättere im Egger-Lienz-Heft der Zeitschrift „Der Arar“, vor den Reproduktionen der Egger'schen Bilder verweilend, die im Hefte enthalten sind. Ich kenne die Originale nicht und bin auf diese unzulänglichen Wiedergaben angewiesen. Doch trachte ich mich in sie zu vertiefen und es gelingt mir vielleicht zum Teil, da ich das Wesen des Künstlers aus seinem „Leben“ nahe genug wahrnehmen konnte. Nun lasse ich die Bilder gleichsam vor mir spielen: sie müssen dem Auge werden, was Melodien dem Ohre sind, und sich so erst der Seele mitteilen. Drei Bilder nehmen mich besonders gefangen durch die Wucht der Bewegung, die sie ausatmen und die die Seele aufrüttelt: Das Kreuz, Haspinger, der Totentanz, — lauter Szenen aus den Tiroler Freiheitskämpfen von 1809. Sofort jedoch erkenne ich wieder: Es ist nicht mehr das Thema, das diese Dinge behandelt, es ist der Vortrag, der sich dieser Gestalten und Begebenheiten bemächtigt hat, um sein Inneres darzutun. Im Bilde „Das Kreuz“, dem frühesten der drei, klebt vielleicht noch dem Vortrag ein wenig das Thema an, das der Darstellung die historisch-tirolische Färbung beläßt. Die Linienführung ist noch danach gestimmt, obschon der Aufruhr in den Gesichtern ein typisch Menschliches herauskehrt, das in Affekt geraten ist. Es scheint sich hier der Meister noch nicht völlig bewußt zu sein, daß ihm das Thema unter der Hand zum Vortrag wird. Es ist eine gewaltige künstlerische Führung in Egger da, die vorwärts stößt und ihn erst im Zurückschauen die niedergetretenen Hürden und Hemmnisse erkennen läßt.

Schon „Das Kreuz“ macht die seelischen Vorgänge zur Hauptsache im Bilde. Noch sind es Tiroler, die da heranstürmen; einem längeren Beschauen wird es eine beliebige

aufgelesene stürmende Menschenchar, an der die Tiefe und Inbrünstigkeit der Erregung das Führende ist. Es geht wie im „magnetischen Trance“ dahin, Glut und Glaube sind vielleicht die Lösung — sind in der Seele jedes Einzelnen lebendig. Das Kreuz ist nur der Sammelpunkt der Strahlen dieser wild verglühten Seelen und wird so das Führende, das Einende. Dieser große Zug wird aber — wie gesagt — ein wenig beeinträchtigt durch ein lokales Gepräge im Zugschnitt, das Unwesentliche noch festhält und dadurch den großen Stil aufhält — die große Bewegung unruhig, fast zittrig macht. Freilich zeigt sich das erst eigentlich im Vergleich mit den späteren Werken: „Haspinger“ und „Totentanz“.

Hier hat der Stil ungehemmt seinen Lauf wie ein Strom, der in seinem natürlichen Bette dahinfließt, ruhig und machtvoll in all seiner reißenden Bewegung. Alles ist vereinfacht und auf das Wesentlichste beschränkt. Nichts Unwesentliches hält mehr auf. Die tirolische Begebenheit geht völlig in den Vortrag auf. Es ist als habe der Vortragende ein Gewoge von Seelenaufruhr und Kampflust gleichsam als Ahnenerbe in sich vorgefunden, um das typisch Menschliche an derartigen Kämpferstimmungen so grandios darzutun.

Mehr noch als „Haspinger“ zeigt der „Totentanz“ eine Gestaltung von menschlich typischster Geltung. Überall, wo Menschen in den Kampf ziehen, die noch Mensch genug sind, mag derartiges zu schauen sein. Die Beschränkung der Figuren auf die Träger der vier Temperamente verwesentlicht ungemein die Charakteristik jedes Einzelnen. So liest sich aus Miene und Haltung das Wesen eines jeden der vier dahinschreitenden Männer. Und mit den Vieren in gleichem Schritt, eingearmt am Voranschreitenden — der Tod. Es bringt Mystik in die Gangart, wenn auch in zu gezeigter Form. Sie schreiten auf gewellter Wiesenoberfläche; eine Hüttenede reicht noch herein, danach sich der Letzte schwermütig

umsieht. Alle Nichtigkeit der Welt ist ausgeschaltet. Ein Stück Himmel — ein Stück Erde — ein Stück Heimstätte, und vier Menschen, die dafür in den Kampf ziehen. Am Rande ihrer Leben der Tod bereits des Empfangs gewärtig, zum Kommen aufmunternd, die Schritte anspornend, die in den Kampf führen, heimlich fiedelnd — immer hörbarer den Schreitenden, zuletzt aufspielend, daß der Schritt Tanz wird und erst, wenn der Schreitende fällt, innehält. — Auch das richtet auf und befreit — auch das ist Leben! Und wer derlei in einem Werke vollbringt, gibt volle Kunst.

* * *

Wie jeder wahrhaft große Künstler zeigt auch Egger-Lienz in seinem Schaffen das Verwandte auf zwischen Religion und Kunst. Am Grunde beider liegt das Inbrünstig-Fühlen. Der Glaube ist erst dessen Folge. Das Religiöse ist undogmatisch seinem wahren Wesen nach und wie die Kunst etwas, das hervorquillt, wenn der Mensch sich aufschließt. Das Dogma verschließt den Menschen; es sagt ihm lauter Sicheres aus über die unsichersten Dinge. So läßt sich der Mensch wohl besser handhaben für die Absichten und Zwecke bestimmter Machtbestände. Die Kunst verneint jedes Dogma; sie erschließt immer mehr Unsicherheiten und Rätselhaftes, je mehr sie dem Menschen sein Inneres aufschließt. Zuletzt vermag sie wohl im Menschen den Kontakt wieder herzustellen zwischen seinem Selbst und allem Rätselhaft-Endlosen.

So wird der Kunst die glorreiche Bestimmung, dem Menschen immer wieder Zuflucht zu sein für sein Wesentlichstes — sein Menschlichstes, — den Menschen sich selber zuzuführen. So ist Kunst eine Macht des Lebens — die stärkste. Sie läßt immer wieder den Menschen zu innerer Selbständigkeit auswachsen. Das macht sich an jedem großen Kunstwerk dem Beschauer fühlbar. So auch am „Leben“ von Egger-Lienz. Der Kunstphilister und die Vielen aber scheuen derlei am Kunstwerk instinktiv — schon aus Erhaltungsz-

gründen. (Solcher Scheu mag es anzurechnen sein, daß Egger in Wien nicht die Professur erhielt.) Wo Kunstphiler am Werke sind, kommt der wahre Künstler nicht zu Ehren. Sie wollen nicht Kunst; sie wissen auch nicht, was Kunst ist; sie wollen ein wenig Können; sie denken sich Kunst noch als etwas, das den vielen faulen Krimstrams in Staat und Gesellschaft festigen helfe, oder als sonst ein für sie Vorteiliges und Genüßliches. Doch wie sollte der Künstler denen Genuß bieten, die völlig am Unwesentlichen kleben, da doch die Kunst immer mehr Nur-Wesentliches für den Menschen gibt, je mehr sie Kunst wird, — da der Künstler immer mehr der Art der Vielen fernerückt, je mehr er Künstler wird.

Darum ist es immer am Plage über Kunst zu reden, wenn ein neues großes Kunstwerk ins Leben getreten ist. Die Unregung hierfür mag sich vom Kunstwerk selber herleiten. Es spricht nur um eine Weise mehr für die ihm innewohnende Kraft. Und so füge auch ich, abschließend und zusammenfassend, dem Gesagten hinzu:

Die Kunst ist für den Menschen da und nicht der Mensch für die Kunst. Es muß überall zutreffen, wo Kunst ins Dasein tritt; es muß sich am Schöpfer wie am Genießer erfüllen. Erst wo der Mensch mit seinem Leben und Erleben in die Darstellung flüchtet, wird er Künstler. So ist Kunst gleichsam Weltflucht aus innerer Fülle — aus der Not dieser Fülle, eigentlich Weltüberwindung — Weltdurchbrechung. Denn die Welt als ein Formuliertes — als ein von den Vielen Gemachtes und Zusammengehaltenes, als Welt der Gesellschaft — ist eine Umzäunung, eine kerkerhafte Umwandlung des Menschen. Der Künstler reiht mit seinem Werke in diese Welt-Umwandlung eine Bresche, durch die er sein Menschliches ins Freie führt. Und was der Künstler in sein Werk hineinlegt, verbleibt diesem als ein Lebendiges und spricht zum Genießer, der dem Werke das

Hineingelegte umsomehr wieder entnimmt, je mehr sein Wesen dem des Künstlers nahekommt. So gibt der Künstler nur dem Einzelnen — dem Menschen und stärkt so zugleich dessen Machtstellung gegen die Machtbestände der Vielen, die darauf ausgehen, ihn sich dienstbar zu machen. Das Menschliche ist darum vom Künstlerischen nicht trennbar. Und etwas ist auch künstlerisch umso größer, je mehr es ein Menschliches dartut, — je mehr eine Darstellung diesem Menschlichen die Begrenzung nimmt. Es ist die größte Wirkung der Kunst. Denn Kunst dient nicht — nie, nirgends! Die Kunst erschließt nur und befreit: sie befreit den Menschen zu sich selbst, indem sie ihn dem Ewigen einverleibt.

Riba, im Februar 1912.

Befehung / von Meinhard Herzloyer

Daß wir doch dieses eine nur verständen:
Al unsre Tage gläubig hinzunehmen
Als ob sie aus des Herren reinen Händen
Geschmückt vom Tau des Schöpfungsmorgens kämen.
Und nicht zu ahnen, daß das Heute immer
An Lasten trägt, die viele Gestern häuften,
Und nicht zu sehen, daß auf seinen Schimmer
Die toten Wochen ellen Unrat träuften.
Daß wir die süßen Frühlings-Abendstunden
Mit einem leichten Lächeln trinken dürfen:
Wie heiße Pilger, die nie Gift gefunden
In kühlen Bechern, fremde Labung schlürfen.
O wie die Mittagszeiten golden wären
Vor unserm Blick — nicht scheut er mehr die Ferne —
Wie eine Landschaft voll von dichten Aehren
Vorm Blick des Landmanns . . . wie die goldenen
Sterne.

Gedichte / von Alfred Hensche

Der Blinde

Sie nennen immer eine Farbe,
Und nennen etwas rot und bunt,
Und golden sei die Garbe
Und blau des Himmels riesig Rund.
Was weiß denn ich von Rose, Mensch und Ziege?
Mir ist die Welt ein trübes Loch,
In das ich mit gebrochenen Gliedern kroch,
Und nun, ein stummer Stein, am Boden liege.
Sie sagen, ich hätte Augen. Wo,
Wo sind sie? Sie sagen immer: sehen,
Und meinen: mit Gedanken weit über die Wiese gehen.
Sie lachen mich aus: Blinder, sei froh,
Daß du die Welt nicht siehst, häßlich ist sie und schwarz,
Aber schwarz: was ist das? Ich wüßt es, wenn ich sehend
wäre.
Ich fühle nur dies: ich bin mir selbst so lastend schwer...
Vom Baume meines Seins tropft meine Seele wie
Quarz.

*

Im Rupee

Es fliegt der Rauch wie Staub am Fenster auf.
Der Wind schlägt um . . . Der Blick wird frei . . .
Die Ebene starrt, ein dumpfer Farbenbrei . . .
Da naht ein Weg in schnörkelhaftem Lauf:
Springt wie ein Hund am Damm mit viel Gezappel,
Bis er uns rechts entläuft zu einer Pappel,
Die wie ein Finger in den Himmel zeigt,
Wo eine schwarze Wolke sanft sich niederneigt.

*

Wenn ich gegangen bin...

Du wirst mich erst verstehen,
Wenn ich gegangen bin,
Die heiligen Winde wehen
Zu leisen Ländern hin.

Die weißen Segel schwellen,
Wie Rauch der fernen Hütten dampft mein Blut —
Ich laß das Schiff und gleite auf der Welle,
Die gläsern ruht.

Durch Dunst blaut blaß die Insel —
Da springt die Flut —
Wenn goldnes Lichtgerinnsel
In meine grüne Tiefe rinnt,
So weit vom Wind
Und allem Weltgewinsel,
Wie schläft sichs gut!

Das Lächeln der Medusa / von Hugo Reugebauer

Als Ernst Walm, genannt das Verhängniß, dem Herrn an der Türe des Festsaales seine Karte vorwies, fiel der Blick Horchows darauf und hinterließ einen Fleck: Es ist nicht sein richtiger Name, dachte er und folgte ihm in den Saal.

Eine Menschengasse gähnte Walm an und am Ende der Gasse ein Menschenplatz. Er wich nach rechts aus und drängte sich zwischen Fräcken, Waffenröden, Glazen und entblößten Schultern an die Wand, wo einige junge Damen saßen.

Walm suchte die Maske, die ihm auf dem Feste der Schauspieler ein Stelldichein gegeben hatte:

„Freitag nehmen die Rosalen Abschied, da wirst Du mich sehen. Ich wäre Dir ernstlich böse, wenn Du ausbliebest.“

So hatte diese Maske gesungen und Walms Herz mit ihrem Gesange betört. Denn, beim Zeus, sie war keine gewöhnliche Maske gewesen. Eine solche hatte sich damals an ihn gehängt und ihn durch Blicke, Worte und Gebärden die verliebte Bewegtheit ihrer Eingeweide verspüren lassen. Damit hatte sie sich's gründlich bei ihm verдорben, denn Walm war kein Zyniker, sondern ein Epikuräer vom reinsten Wasser, einer der, wie Homers Götter, nicht mehr aß, sondern sich nur noch vom Geruche der Brandopfer nährte. Was hätte ein Weib aus dem Volke einem solchen Nervenfeilkünstler bieten können? Unter irgend einem Vorwande hatte er sie verlassen und bald darauf das Glück gehabt, jener außerordentlichen Maske zu begegnen, auf die er gewartet, die er herangewacht und getrunken, geseufzt, geflucht, gebetet und geweint hatte, seit der Rausch seiner Jugend verfliegen war. Und heute, heute sollte er sie wiedersehen!

Es ist ein falscher Name, dachte Horchow. Er hat sich unter falschem Namen eingeschlichen, um den Großfürsten zu ermorden. Ich werde den Anschlag vereiteln und meine Brust wird mit einem Orden bedeckt werden. Das ist Horchow, werden die Leute sagen, derselbe Horchow, der dem Großfürsten Wladimir das Leben gerettet hat. Er ist dafür in den Adelsstand erhoben und seine Brust ist mit dem Katharinenorden bedeckt worden. Er geht jetzt bei Hofe ein und aus wie andere Hofleute. Der Zar hat ihn einmal auf die Achsel geklopft und gesagt: Mein lieber Horchow, Sie sind eine Perle in meiner Krone.

Walm näherte sich Lorchow, einem der Schreiber, welche die Geschichte der Tage und Nächte verherrlichen.

„Was gibt es heute? Was soll diese Stadt im Saale?

Ich sehe eine Gasse, die auf einen Platz mündet. Ich sehe die Augen der Gasse und des Platzes auf das Stadttor gerichtet. Man erwartet augenscheinlich jemand.“

„Und dieser Jemand,“ erwiderte Lorchow bedeutungsvoll, „ist kein Geringerer als Großfürst Wladimir von Rußland in eigener Person.“

„Was Sie sagen!“ staunte Walm. „In eigener Person? — Und Sie sind berufen, das Ereignis des Tages zu berechnen?“

„Ich werde die Ehre haben,“ flüsterte der schöne Lorchow mit den unendlich sanften Augen und seine Gemahlin ließ einen bewundernden Blick an ihm emporschweifen.

Er ist ungeheuer schlau, dachte Lorchow, der alles gehört hatte, aber noch viel schlauer bin ich. Er verstellt sich, aber ich schaue durch seine Maske, schaue ihn durch und durch.

Walm hatte Lorchow den Rücken gekehrt und trat auf Lorchow zu:

„Lorchow,“ begann er, „Sie haben eine schöne und feste Brücke über den Dnjepr gebaut.“

Walm sprach mit Lorchow von der Brücke über den Dnjepr, mit Lorchow von künstlicher Befruchtung, mit Lorchow von der Schlafkrankheit, mit Lorchow von der Auferstehung des Fleisches. Während er von diesen Dingen sprach, dachte er immer nur an die Maske und blickte sehnsüchtig nach ihr aus. Aber so viele schöne Augen er auch erblickte, keines leuchtete auf in freudigem Erkennen. Ich muß die Gasse überschreiten, ich muß mich auf die andere Seite begeben, dachte Walm.

Es kann kein Zweifel daran aufkommen, dachte Lorchow: er ist ein Anarchist. Er hat Geist und Kenntnisse, kurz alles was ein Anarchist braucht, um zu schaden und zu verderben. Der Ausdruck seines Gesichtes ist ernst und traurig. Wahrscheinlich kommt das davon, daß er oft an die Gebrechen

der Gesellschaft und die Leiden der Menschheit denkt. Ganz gewiß ist er ein sogenannter Menschenfreund.

Er war im Begriffe auszuspeien, unterließ es aber aus Ehrfurcht vor der Gesellschaft, in der er sich bewegte. Denn Gorchow war ein hochanständiger Mensch, wenn er nicht mit sich selbst oder seiner Frau allein war.

Mit einem Worte, ein Aufrührer und Umstürzler, dachte er weiter: Diese Leute tragen oft ein würdevolles Benehmen zur Schau. Das verrät eine verdächtige Gesinnung. Wenn einen ein solcher anschaut, fühlt man sich jedesmal geohrfeigt. — Manchmal lächelt er spöttisch, besonders wenn er einen Orden erblickt. Er ist offenbar ein Verächter kaiserlicher Auszeichnungen.

Ein Rosenmajor trat ihm auf den Fuß:

„Passen Sie auf, wenn man vorbeigeht!“ schnauzte der ihn an.

Gorchow verbeugte sich lächelnd und bat um Entschuldigung.

Walm hatte sich von Gorchow verabschiedet und schritt eben auf die Triumphpforte zu, um sich auf die andere Seite des Saales zu begeben, als ein Herr eintrat und mit einem weißen Blatte winkte. Das war das Zeichen für die Musiker auf der Galerie. Alsbald erhob sich ein ohrenbetäubendes Getöse von Pauken und Hörnern: Großfürst Wladimir hatte den Vorplatz überschritten und betrat durch die weit geöffneten Flügeltüren den Festsaal. Er führte die Gemahlin des Stadtoberhauptes am Arme, eine nicht mehr ganz junge Dame von ausschweifenden Körperformen. Die Gasse, die sich im Krampfe der Erwartung zusammengezogen hatte, weitete sich und wie vor des Schiffes Kiel die Wogen wich die Gesellschaft vor dem Paare zurück, das mit dem Lächeln der Befriedigung dem Platze zustrebte.

Gorchow war Walm nachgeschlichen und stand nun hinter ihm, jede seiner Bewegungen belauernd. Der

große Augenblick ist da, dachte er, nun zeige, Horchow, was ein sicherer Blick und eine feste Hand vermögen.

Aber zu seiner schmerzlichen Enttäuschung geschah gar nichts, ja Walm unterstand sich, die Person des Großfürsten gar nicht zu beachten, sondern an ihm vorbei nach den Damen zu blicken, die sich huldburstig lächelnd vor dem Fürsten verneigten.

Er hat es nicht gewagt, dachte Horchow, dieser elende Feigling! Aber vielleicht schien ihm die Gelegenheit nicht günstig genug.

Walm begann unruhig zu werden. Die Gasse hatte sich geschlossen und es war nur noch ein Platz da, der sich um die Person des Fürsten drängte. Der hohe Herr schritt langsam und lächelnd den Platz ab und wechselte mit den Damen und Herren in der vordersten Reihe einige huldvolle Worte.

Walms Unruhe wuchs. Wo ist die Maske? dachte er. Ah, sie hat mich noch nicht erblickt! Dieses neidische Wesen, das seine Rinderschuhe noch nicht ausgetreten hat, will wohl Versteckens mit mir spielen. Sie sitzt wahrscheinlich in irgend einem Winkel verborgen und harret hochklopfenden Herzens meiner. Denn was ist ihr das alles? Nichts, rein gar nichts! Mir zu liebe ist sie gekommen, um mich zu sehen, mit mir zu plaudern und zu lachen über diese herausgeputzte Menschenherde!

Er begann die Ecken des Saales auszuforschen und hinter die Lorbeerhecken zu gucken, er wanderte durch die Gemächer, die sich zu beiden Seiten des Festsaales erstreckten, er stieg über die Treppe auf die Galerie und spähte in den Saal hinab, er ließ auch nicht einen Raum oder Platz des weitläufigen Gebäudes undurchsucht: Nichts!

Horchow war ihm auf Schritt und Tritt gefolgt, so daß jeder andere es hätte merken müssen. Walm merkte nichts von Horchows Unhänglichkeit, ahnte gar nicht, daß in dieser

menschenvollen Leere, in seiner nächsten Nähe jemand war, der die Hingebung an ihn so weit trieb, daß er sich seiner eigenen Gedanken entschlag, um die Gedanken des Mannes zu denken, der all sein Sinnen und Trachten unter die unwiderstehliche Macht seiner Persönlichkeit gebeugt hatte.

Es ist klar, sprach Horchow zu seiner Seele: er sucht ein Versteck, einen Hinterhalt und eine Gelegenheit zur Flucht nach vollbrachter That. Jetzt steigen wir auf die Galerie. Er wird sich über die Brüstung neigen, um eine Bombe in den Festsaal zu schleudern. Ich werde ihm in den Arm fallen, der Wurf wird sein Ziel verfehlen. Es wird zwar ein gräßliches Schauspiel geben: zerfetzte und verstümmelte Leichen! — aber der Großfürst wird unverfehrt bleiben: Bleich, aber gefaßt verließ der Fürst den Saal und bestieg, von einer tausendköpfigen Menschenmenge mit nicht enden wollenden Hochrufen begrüßt, den Wagen. Alexander Horchow ist der Name des Waderen —

Vielleicht ist sie doch unten, dachte Walm. Sie ist zwar ohne Zweifel ein außerordentliches Weib, aber doch kein so außerordentliches, daß sie nicht ehrgeizig wäre. Sie steht jetzt unten im Ring und harret des Wortes, das der Fürst an sie richten wird. Ich möchte wissen, was er ihr sagen wird!

Walm begann allen Ernstes auf den Fürsten eifersüchtig zu werden. Er wußte zwar, daß sie ein außerordentliches Weib war, das ihn heimlich liebte — das mußte schon ein ganz außerordentliches Weib sein, das Walm liebte! — aber, mein Gott, ein Fürst ist eben ein Fürst und ein Weib — ein Weib.

Mit solchen gewöhnlichen Gedanken trug er sich, als er wieder den Saal betrat. Der Großfürst hatte die Runde abgegangen und bestieg nun einen erhöhten Platz, wo er sich im Schatten eines Lorbeerhaines auf einem Thronessel niederließ. Vor dem Throne stand ein Tisch und rechts

und links davon waren Armstühle für das Stadtoberhaupt Torschow und Tschortschow, den Rosatenoberst, aufgestellt. Der abgesprochene Platz hatte sich zu einem Block verdichtet und vor das Ratheder geschoben, wo er in ehrfurchtsvollem Schweigen verharrte.

Walm trat heran und blickte über die Köpfe der Gesellschaft hinweg: Man kann nicht wissen, dachte er, ob sie sich nicht gerade jetzt umdreht und meiner gewahr wird!

Vor ihm stand Torschow, auch ein Geschichtschreiber des Augenblicks, und nickte ihm zu.

„Ach, Sie da, Torschow?“ fragte Walm zerstreut. „Was machen Sie da?“

Torschow blickte ihn überrascht an:

„Sind Sie von Sinnen, Walm?“ erwiderte er mit einem Ernste, der gekränktem Standesgefühl entsprungen war, „Ich gehöre doch dazu. Ich bin doch sozusagen das Gewissen und Gedächtnis der Gesellschaft.“

Er konnte nicht umhin, über die geistreiche Bemerkung zu lächeln, die er soeben gemacht hatte.

„Und Sie?“ fragte er.

Walm lachte laut auf, so laut, daß sich einige Damen und Herrn umwandten und ihm mißbilligende Blicke zuwarfen. Er errötete wie ein Knabe:

„Nein“, gab er zur Antwort, „ich gehöre nicht dazu, ich nicht, das dürfen Sie mir glauben!“

„Also was machen Sie da, wenn Sie nicht dazu gehören?“ fragte Torschow.

Walm zuckte die Achseln:

„Das habe ich mich selbst schon gefragt. Aber was gibt es jetzt?“

Torschow griff in die Tasche, zog ein Blatt Papier heraus und reichte es Walm:

„Da lesen Sie, bitte, es sind die Worte, die der Bürgermeister den scheidenden Rosaten nachrufen wird.“

Horchow glaubte an nichts und niemand. Er glaubte also auch nicht, daß es ein Nachruf war. Er hielt das Blatt für einen Aufruf zum Umsturz der bestehenden Ordnung. Vorsichtig kam er herangeschlichen und blickte über Walm's Achsel auf das verdächtige Schriftstück. Walm, dem die Rede so gleichgültig war, wie sie Horchow's Neugier erregt hatte, wandte sich eben, um in den fast leeren Saal zurückzublicken. So kam es, daß er Horchow überraschte:

„Wollen Sie mitlesen?“ fragte er arglos den Unbekannten. „Bitte, mein Herr, bitte!“

Walm lächelte Horchow fast kindlich an. Horchow verneigte sich stumm und entfernte sich betreten. Es dämmerte etwas wie eine Ahnung in ihm auf, daß er sich geirrt hatte.

Horchow, das Stadtoberhaupt, hatte sich erhoben und seine Rede begonnen. Er sprach langsam und holte die Sätze stück- und ruckweise aus seinem zermalmenden Gedächtnisse hervor. Manchmal hörte man ihn, manchmal nicht:

„— — — Auf dem Felde der Ehre!“ brüllte Horchow.
„— — — blutige von Kugeln zerfetzte Fahnen — — —
weithin leuchtendes Zeichen — — — im Getöse des Auf-
rührs! — — — Hoch! — hoch! — hoch!“

Walm entfernte sich, ohne die Antwort des Rosenobersten abzuwarten. Im kleinen Nebensaale setzte er sich an einen Tisch und bestellte eine Flasche Wein. Als ihm der Wein zu Kopfe stieg, begann er ruhig nachzudenken:

Was ist das eigentlich mit der Maske? — Wie, wenn sie gar nicht so — er lachte krampfhaft auf — so außerordentlich — ? Es könnte ja sein, daß sie —

Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Flasche an das Glas klirrte. Ihm gegenüber saß ein Rittmeister der Rosen zwischen zwei Damen und hatte den Arm um die Hüften der einen gelegt. Die umarmte Dame lachte.

„Verrückt, unheilbar verrückt!“ sagte der Rittmeister und deutete glohend mit dem Zeigefinger auf die Stirne.

Walm dachte immer tiefer nach. Seine Stirn legte sich in Falten, seine Züge verschärften sich zusehends und nahmen einen leidenden Ausdruck an, der sich allmählich zu einem leidenschaftlichen steigerte: Und doch, dachte er, und doch ist es so und nicht anders! Ich bin genarrt, betrogen bin ich, betrogen und verraten von — von —!

Er warf eine Münze auf den Tisch und stürzte in den Saal.

Der Fürst hatte das Fest verlassen, die Musik klang nicht mehr schmetternd und dröhnend, sondern schmeichelnd und lockend. In der Mitte des Saales drehten sich die Paare im Tanz. Walm trocknete sich den kalten Schweiß von der Stirne und rannte die Wände entlang, wobei er jede, die ihm begegnete, fest und drohend ins Auge faßte. Nicht mehr wie ein Liebhaber sah er aus, nein, wie ein Mörder, der sein Opfer sucht, um es mit den Zähnen zu zerfleischen.

Aber keine mörderische Absicht prägte Walms Antlitz, die Miene der Wildheit auf, die Verzweiflung war es, die Verzweiflung im Ansprung, die ihn so fürchterlich entstellte. Denn noch immer umschlotterte sein in tausend Fegen zerrissenes Herz die Maske, die ihn betrogen und verraten hatte, noch immer hoffte er, schwach zwar, aber er hoffte. Im letzten Augenblick, ermutigte er sich: es gilt den letzten Augenblick abzuwarten.

So dachte er, aber er hatte nicht die Geduld, so lange zu warten. Wie ein scheu gewordenes Pferd rannte er mitten durch den Saal und stieß an, ohne sich zu entschuldigen. Walm entschuldigte sich absichtlich nicht: es war ihm eine Lust zu stoßen und gestoßen zu werden. Wenn ihn jetzt jemand tödlich beleidigt hätte, er hätte hell aufgelacht. Denn die tödlichste Beleidigung wäre ein Scherz gewesen gegen die Schmach gehalten, die er sich selbst angetan hatte.

Als Walm die gegenüberragende Saalwand erreicht hatte, wurde ihm plötzlich übel, so daß er sich setzen mußte. Der Herr, neben den er sich niederfallen ließ, stand auf, warf

ihm einen giftigen Blick zu, kehrte ihm verächtlich den Rücken und ging hinaus.

Vor Walms Auge senkte sich ein Vorhang, hinter dem sich die Menschen wie Schatten eines Puppenspiels zu bewegen schienen. Als sich dieser Vorhang hob und es wieder Licht wurde im Saale, erblickte Walm Lorchow, Dorchow und Forchow in einer Reihe. Sie lächelten. Es lächelten auch Gorchow, Rorchow, Morchow und sogar der finstere Norchow, den noch niemand hatte lächeln sehen, heute lächelte er und hier. Es lächelte Orchow, Porchow lächelte und Zorchow, wohin Walm den Blick auch wandte, überall begegnete ihm dies medusische Lächeln. Es lächelten die Damen und Herrn, die Stuckfiguren und die Oelgemälde an den Wänden des Festsaales: Götter lächelten und Menschen und Tiere. Jene Windhündin im Bilde, der irgend ein Zar die Hand auf den Kopf gelegt hatte, sie zog die Lebzentwinkel gegen die Ohren, kein Zweifel, sie lächelte! — Alle lächelten sie und sahen einander so ähnlich, so unheimlich ähnlich! —

Walms Herz beschlich ein Grauen. Er raffte sich auf und rannte dem Ausgange zu.

Als er die Türe erreicht hatte, trat ein Mensch ein, der sich von Walm selbst in nichts unterschied, als daß er ihm gegenüber stand.

„Wen suchen Sie?“ fragte der Doppelgänger.

Walm war so erschrocken, daß ihm das Herz stille stand und die Haare zu berge stiegen. Er tat den Mund auf, aber er brachte kein Wort über die Lippen.

„Wen suchen Sie?“ wiederholte der Unbekannte.

Da löste eine dunkle Macht Walm die Zunge:

„Die Maske!“ rief er, „die Maske, die Maske!“

Der Doppelgänger lächelte höhnisch:

„Welche Maske?“

„Die Maske, mein Herr, die — Maske“, lallte Walm.

Der Unbekannte zuckte die Achseln:

„Wenn Sie mir nicht sagen können, welche Maske Sie suchen, dann kann ich Ihnen nicht helfen. Denn — sehen Sie sich nur gefälligst um — da sind ja Masken, Masken, nichts als Masken!“

Walm wandte sich um und erblickte entblößte und gepuderte Brüste und Schultern, glänzende Glazen und blinkende Brillengläser, schwarze Fräcke und bunte Waffenröcke mit funkelnden Knöpfen. Und alle die Damen und Herrn, die Jungen und Alten, die Kahlen und die Behaarten, sie alle lächelten und sahen einander so ähnlich, so unheimlich ähnlich.

Walm wandte sich ab und warf einen Blick in den Spiegel, der ihm gegenüber hing. Da entdeckte er zu seinem Entsetzen, daß er sein Gesicht verloren hatte: er sah nicht mehr sich selber gleich, sondern dem Vorchow, dem Forchow, dem Vorchow und — lächelte wie jene.

Da fühlte Walm, wie es ihm glühend heiß in Stirn und Schläfen schoß. Er spürte an beiden Wangen einen brennenden Schmerz wie von zwei rasch nacheinander verfehten Maulschellen. Dann verließen ihn die Sinne und wie eine tote Last brach er an der Türe des Festsaales zusammen.

Fiebernacht / von Bruno Frank

Wie hältst du deine Maße so genau,
Du Stundenzug, der stumm vorüberschleicht . . .
Rückt schlürfend eine Larve fort in's Grau,
Rückt schlürfend eine näher, die ihr gleicht . . .

Dunststiche regt die Hüllen hin und her.
Aus jeder Larve schattet ein Gesicht.
Lugt jedes her, als ob es meines wär . . .
Räme das Licht!

Ein moderner Don-Juan-Romanheld/ von Ludwig von Ficker

Die „jungen Gänse“ — das sind die Damen, die sich für den Dichter Hoffensthal erwärmten! Es sind die Damen, die er durch seine Helene Vaasen für das Edle empfänglich gemacht, durch seine Lori Graff vor dem Untergange gerettet und vor gewissen Wegen gewarnt hat! Vor jenen Wegen, die heute der „Brenner“ kultiviert und beforiert, vor den Wegen, die zum Laster, zur Prostitution führen müssen! Man gebe einmal unseren Damen nichts als Dallago in die Hand, man erteile einmal systematisch ihr Schamgefühl, umgebe sie mit den Heilheiten und Wollustduseleien, die dieser „chinesische Weise“ so verschwenderisch auszustreuen versteht! Dann werden sie zwar nicht mehr lange als „Gänse“ fungieren, dafür aber sich und die nach ihnen kommen langsam, aber sicher ruinieren! Denn es ist etwas ernstes um die Literatur! Ernstes auch dann, wenn man noch so frei und tolerant denkt! Es ist nicht jedermanns Sache, sich für Dirnen zu opfern und daß sich unsere Damen für Hoffensthal und gegen Dallago entscheiden haben, ist eine Sache, die ihnen nur zur Ehre gereicht! Sie haben damit bewiesen, daß das Gift seine Wirkung noch nicht getan! Und dem ist gut so.

(A. E. Porth: „Brenner“ contra Hoffensthal)

„Das dritte Licht“, Roman von Hans von Hoffensthal, geh. M. 5.—, geb. M. 6.50, ist ein moderner Don-Juan-Roman. In Bozen, das in diesem Roman wirkt, wie in einem andern bekannten Roman Graz, wo sich die jungen Mädchen über das wenig schmeichelhafte Zeugnis, das darin ihrer Tugend ausgestellt wurde, beschwerten, beginnt Hoffensthals Buch, und die Tiroler Mädchen, die diesem Don Juan ihre Gunst zuwenden, sind mit einem Liebreiz ausgestattet, daß man es kaum versteht, wie er sich von ihnen ab und nach München wendet. Allerdings ist es der Wunsch, Maler zu werden, der Herrn von Vintler in die deutsche Kunstmetropole zieht. Aber seine Liebe zur Kunst ist eine unglückliche, und sein Suchen nach der Schönheit mündet auch hier beim Weibe. Da wird er mit Bewußtsein Don Juan, und erkennt nun erst, wie Bozen für einen Lebemann seiner Art ein viel verführerischerer Platz ist, als die bairische Hauptstadt. Mit großer Kunst und ohne jede Brüderie beschreibt Hoffensthal das Leben seines Helden, der, zuerst ein Casanova an Unerfättlichkeit, nur zu bald der Ueberfättigung verfällt. Wundervoll ist im Gegensatz zu dem Don-Juan-Leben der Stadt das einsame Leben in der Natur hoch oben in der Jagdhütte gegeben. Hier in diesem letzten Teil des Romans, wo noch einmal ein Mädchen in sein Leben tritt, das aber im Gegensatz zu seinen früheren Eroberungen ihn die geistige Liebe kennen lehrt, das ihn gewissermaßen entführt durch seine Keuschheit, erhebt sich Hoffensthals Schilderung zu ihrer ganzen Höhe, die selbst bei diesem feinsinnigen Stilisten, diesem innerlich Schaffenden weit über die bisherigen Glanzleistungen seiner Kunst hinausragt. Der stark realistische Unterton des Buches ist durch einen romantischen Schimmer gemildert, der dem brutalen Frauenverführer die Sympathie erhält, die er seiner Handlungen wegen eigentlich kaum zu bewahren imstande wäre.

(Empfehlung des Berlegers).

ch aber bin ein Freund der stärksten realistischen Töne, soweit sie keines Milderungsgrunds bedürfen, und nehme keinen Anstand einem romantischen Schimmer heimzuleuchten, der's darauf abgesehen hat, konventionelle Schabigleiten zu Menschlichkeiten zu verklären und Menschlichkeiten um den eingeborenen Glanz ihrer Natürlichkeit zu bringen. Denn hier — wie überall, wo ein heißes Thema zärtlich angefaßt sein will — erweist sich's wieder einmal klar, was ein Dichtwerk dieser Art zutiefst vom Machwerk unterscheidet: daß nämlich der Dichter als der unbefleckt Empfangende, auch noch dem Schoße der leidhaftigen Gemeinheit die nackte Poesie des Lebens entbindet, während der Macher bei dem Wagnis, sich mit der Prosa des Verfänglichen poetisch einzulassen, sich eines Risikos bewußt wird, dem er damit zu Leibe rückt, daß er die Poesie der äußeren Form (oder wie man das nennen will, was ihm so reichlich zur Verfügung steht) als ideales Präservativ verwendet. Gewiß: dieser Vergleich, der mir da zum Exempel — welch eine Redheit! — in die Feder sprang, wird manche junge Dame, die nichts als Hoffensthal gelesen, weit weniger hold erröten machen als sie von ihrer Lektüre her gewohnt sein mag. Aber sie entrüstete sich getrost, wenn meine Unverschämtheit nicht augenblicklich einen ethischen Horizont entblößt, der jedenfalls tausendmal reiner und freier ist als jener, den die mit ihrer Unmoral sich brüstende Duzendmoral dieses „modernen“ Don Juan-Romans durch das bezente Dekolletée ihrer Zynismen: mehr zu verhüllen als zu entblößen wagt.

Denn dieses Buch, so hochpoetisch es sich selbstverständlich gibt, breitet vor der schönen Leserin nichts als die Privataffären eines jungen Herrn von Soundso in Bozen aus, dem es nach einem unerforschlichen Ratschluß des Verfassers bis zu seinem dreißigsten Jahre nicht vergönnt war, die sogenannte Gunst eines Weibes zu erringen; trotz heiß-

hungrigsten Bemühens und trotzdem er, von Natur aus genügend, es weniger auf Liebe als auf Liebschaften abgesehen hat. (Was alles umso rätselhafter ist, als er später mit der selbstverständlichsten Miene von der Welt eine geradezu aufreizende Unwiderstehlichkeit zur Schau trägt.) Schließlich aber — einer Siebzehnjährigen gebührt dieses Verdienst — gelingt's ihm einmal über Nacht (während — romantische Nummer eins — der Winter vor der Tür steht und eine Goldammer im Käfig verschlafen „Tü, tü, tü, — trüüüüü—“ singt), bald darauf ein zweites Mal und schon mit einer Neunzehnjährigen: das schwellt sein Selbstgefühl, und aus dem heimlichen Wechselfieber dieser ersten süßen Siege, an denen sonst Knaben zu Jünglingen und Jünglinge zu Männern reifen, erwacht dieser endlich kurierte reine Tor im ersten Mannesalter zum puerilen Wahn, daß er zum Wollüstling von Welt, daß er zum Don Juan geboren sei. Und richtet sich (zumal sein Vater justament rechtzeitig stirbt, um ihm das nötige Betriebskapital zu hinterlassen) das Leben danach ein. Bequem und komfortabel, scheinbar mit eigenwilligstem Raffinement — im Grunde aber, im See-lischen, mit jener beliebten Typenmöbel-Eleganz, die altbewährte und erlesene Biedermeiermotive aus der Gartenlaubezeit billig, doch solid modernisiert. Kein Wunder, daß ihm in der Folge junge Damen der möglichen, der guten und der besten Gesellschaft duzendweise wie Fallobst in den Schoß fallen. Arglose, sympathische Geschöpfe, die sich im siebenten Himmel der Romantik fühlen, wenn dieser Herr von Soundso, der rundum comme il faut und außerdem ein diabolischer Gemütsmensch ist, sein poetisches Mütchen, Sentimentalität auf Brutalität zu reimen, nach Herzens- und nach Sinnenlust an ihnen küßt. Duzendfälle, wie gesagt, von denen nicht viel Aufhebens zu machen ist. Immerhin verdient bemerkt zu werden, daß in jedem dieser Fälle die Frucht, die sich da Einer vom Baume einer oberflächlichen

Erkenntnis schüttelt, reifer erscheint als der Schoß, der sie empfängt. Denn das Loß dieser geprellten Weiblichkeiten bleibt noch in romantisch-übertriebenster Gefühlsperspektive ein drastisch natürliches und ist in kitschigster Poetisierung noch menschlich überzeugend, während der Fall dieses gegesprenzten Anti-Jugendbolds ein Sammelsurium menschlicher Unausgegorenheit und eine um so peinlichere Sache ist, je krampfhafter der Autor bemüht ist, ihm problematische Bedeutung zuzumessen. Daß durch die hartnäckige Variierung des Themas „vidi veni vici“ und durch die allzu unkomplizierte Methode, ohne das geringste Konfliktsergebnis ein leichtes Abenteuer zu dem anderen zu legen, dieser Effekt nicht zu erzielen ist, dämmert schließlich auch ihm natürlich auf. Da aber guter Rat teuer ist, und Herr von Hoffensthal, wie es scheint, im Grunde selbst nicht weiß, was er von seinem Helden halten soll, so entschließt er sich zu einem billigen schlechten: Er rät dem „Uebersättigten“, das Don Juan-Motiv ganz einfach fallen zu lassen und das dämonisch verkappte Biedermeier-Ich ungeniert bis auf die Knochen zu entblößen. Und siehe da, so kommt es, daß dieser vom Glück in der Liebe unerbittlich verfolgte Herzen-einbrecher sich plötzlich selbst das Handwerk legt und — vermutlich weil er seine Schonzeit angebrochen fühlt — die erniedrigende Heßjagd auf das Weib mit der erhebenden Birschjagd auf Hoch- und Edelwild vertauscht. „Er hatte jahrelang Frauen gejagt, jetzt jagte er schlaue Hahnen, listige rote Vöcke und oben im Rosengarten, in den Karen und Felsen des Tscheiners die scheuen Gamsen.“ Kurzum: „tschuhü, tschuhü“ heißt jetzt das Balz- und Leitmotiv, das ihn in immer höhere Regionen einer sittlichen Regeneration und unter dem Geknall von Büchschüssen, Juchezern und Dialektausbrüchen in die Natur entführt, wo sie Gott und dem Rarerseehotel am nächsten ist. Dort erscheint ihm dann richtig noch der unvermeidliche Gnaden-Engel in Gestalt eines

jener typischen Normalbadfische, wie sie zum „Entführen“ von Romanhelden zu Tausenden in die weite Welt dieser geborenen Allstein-Bücher gesetzt werden. Schon glaubt man ihn von allem Erdenrest glücklich befreit. Da muß er es zu allem Ueberflusse noch erleben, wie er auf der Höhe seines Läuterungsprozesses und unmittelbar vor der Hochzeit die Unverfahrenheit seines früheren Liebeswandels damit büßen muß, daß er von der Hand des Autors einen vorzeitigen sanften Tod durch Erfrieren erleidet.

Diese traurige Wendung — um die Sache gleich beim richtigen Ende anzupacken und auch zu einem richtigen Ende zu geleiten — ist eine Willkür des Verfassers, die durch nichts gerechtfertigt erscheint. Warum, so fragt man sich verstimmt, mißgönnt er seinem abgefühlten Helden die Vereinigung mit einem Gänßchen, dessen holde Uebernaivität diesem von Natur aus weichgesottenen Sünder Tränen über Tränen in die Augen treibt? Daß, wie wir mit Befriedigung hörten, ihn die „geistige“ Liebe kennen lehrt, und zwar auf einer dialektischen Grundlage wie dieser: „Haben Sie ihm“ (er zögerte) „haben Sie ihm zum Beispiel mehr gegeben als einen Ruß?“ — „Einen Ruß? Was denken Sie. Einen Ruß? Nein, was Sie für Einfälle haben. Einen Ruß? (Sie lächelte verwirrt)“... Daß ihn — gewissermaßen, hieß es — entführt durch solche niedliche Reinheit! Warum soll ihm die endgültige Hingabe an einen idealen Schwiegerpapa verwehrt sein, der als Sommergast des Rarerseehotels just über so viel Lebensweisheit verfügt, um den geknickten Glückritter mit dem jovialen Zuspruch aufrichten zu können: „Wer von uns wäre nicht Irrwege gegangen? Du hast vielleicht noch mehr Sehnsucht gehabt als die anderen, aber nun bist du heimgekehrt. Das Vertrauen meines Mädchens wirst du nicht täuschen. Auch ich vertraue dir.“ (Goldene Worte, in denen die müde Sehnsucht des zu sich Heimgekehrten; natürlich wie in einem Stahlbad untertaucht.) Warum muß

der also familiär Geborgene das Vertrauen des Mädchens wie des Vaters dennoch täuschen und auf einem einsamen Jagdweg elendiglich im Schnee umkommen? Warum das Glück einer endlich mit dem Ringfinger winkenden Verbindung vereiteln, die allen Anforderungen einer standesgemäßen Ehe entspricht und für die der Held dieses Buches trotz seiner zahlreichen Liaisons von allem Anfang an prädestiniert erschien?!

Weil er dieses Glück nicht würdig ist, meint — vollen Ernstes — der Verfasser. Wieso denn? fragen wir perplex. Weil er einen Rückfall hatte! Ach so, gewiß — in jenes erste „Opfer“, in die Siebzehnjährige, — es ist uns nicht entgangen: ein kleiner unbedachter Rückfall, einer Mitleidsregung (dem einzigen echt und menschlich berührenden Zug des Buchs) entsprungen! Das kann doch kein so Kapitalverbrechen sein, daß der Tod drauf stünde! Man denke nur, was alles sich der Mann noch kurz vorher erlauben durfte! Uebrigens hat er sich ja zum Beweis, daß seine Bußfertigkeit keine Grenzen kennt, sofort zu einem heroischen Satzbekennnis aufgeschwungen: „Er hatte seiner reinen Braut das antun können, daß er sie mit einer anderen betrog“ — er hatte, noch sublimier gesprochen, die himmlische Liebe mit der irdischen betrogen — „aber er war auch der Mann gewesen, es zu sühnen, hatte sein Leben für diese Sühne eingesetzt, klipp und klar dem Berge da oben sein Leben angeboten“. Nun, der Berg hat sich's nicht lange überlegt und — abgewunken. Mit diesem deutlichen Fingerzeig, das Ganze doch um Gotteswillen nicht so tragisch zu nehmen, konnte es wahrhaftig sein Bewenden haben. Aber nein, der Autor, der offenbar nicht die geringste Unmoralität mehr dulden will, hat es sich in den Kopf gesetzt, mit einem Todesurteil vorzugehen. Er will es nicht acht haben, daß diese letzte „Aussschweifung“ seines Helden die einzige ist, die Poesie im Leibe hat; die daher gnädigste Rücksicht ver-

diert. Es nützt nichts, daß wir protestieren und für eheliche Haft auf Lebenszeit plädieren: Wir müssen Zeuge sein des stillen Schauspiels, wie ein Hahn im Korb in Schönheit stirbt.

Diese unerbittliche Strenge ist, wie angedeutet, umso unbegreiflicher, als der Verfasser an dem sonstigen Benehmen seines Helden bis auf diesen unbeträchtlichen faux pas seine helle Freude zu haben schien. Wie unermüdllich war er doch bemüht, die vornehme Lebensführung seines Lieblings zu betonen! Wie freute er sich schon immer der Gelegenheit, da dieser seine Zigarettendose zog, um jedesmal mit Stolz darauf verweisen zu können, daß sie golden sei. Wie entzückend ist die Distretion, mit der er auf die angeborne Noblesse dieses geborenen Kavaliere anspielt: „Der elegante Herr“, heißt es da einmal, „dem es nicht darauf ankam, den ganzen Inhalt seiner goldenen Zigarettendose plündern zu lassen, der gutwillig dem und jenem Kamraden, der „zufällig“ dreißig Pfennige, Himmelherrgottssakra, eine ganze Mark dringend benötigte, mit den erbetenen Summen aushalf und nie etwas zurückforderte, war in der Schule nicht nur um seines Reichthums willen angesehen, sondern auch gleich beliebt.“ Wie rührend weiß er doch das realistische Motiv, wie der beherzte Liebhaber der armen Siebzehnjährigen die Folgen ihres, bezw. seines „Fehltritts“ abtreiben läßt, im Rahmen eines verpönten Wochenstubenidylls in lautere Romantik aufzulösen! Und als die andere, die Neunzehnjährige, um ihrerseits der Schande der Mitterschaft zu entgehen, unter entsprechend stimmungsvollen Begleitumständen entschlossen in den Tod, nämlich ins Wasser gegangen ist —: mit welcher theilnehmendem Verständnis steht er da den impotenten Gefühlsgerüthen seines traurigen Helden bei! Und „welch ein Teufelskerl!“ scheint er uns ins Ohr zu flüstern, als sich der arme Teufel und Sklave seiner „Leidenschaft“ am Gar-

tentore seiner Villa jenen sinnreichen Mechanismus anbringen läßt, der es ermöglicht, daß durch einen Knopfdruck aus dem Hause die grauen Flügel sich öffnen und auseinanderweichen — so lange, bis der Druck auf einen anderen Knopf sie wieder schließt: „Ein Spaziergänger, eine junge Dame zum Beispiel, kommt des Weges. Vielleicht ist einer einige Schritt weit hinter ihr, läßt sie nicht aus den Augen, verfolgt sie —, aber da macht die Straße einen kleinen Bogen — und als der Verfolger seinen Schritt beschleunigt und hinkommt — ist die junge Dame verschwunden — als hätte die Straße sie verschluckt.“ Da aber immerhin der Phantasie des Lesers mehr Spielraum belassen bleibt als dem Selbstbestimmungsrecht der Damen, die diesem Mechanismus auf den Leim gehen, so muß ich sagen, daß ich Massenansammlungen, wie sie in der Folge vor diesem ominösen Eingang in ein verlorenes dichterisches Paradies stattfinden, unter keinen Umständen geduldet hätte. Gewiß nicht aus moralischen Bedenken, aber aus Gründen des guten Geschmacks: Um nämlich zu verhindern, daß ein Cavalier, der eine ausgesprochene Vorliebe für vornehme Parfums hat, sich selber unbedacht in den Geruch einer läufigen Hündin bringe.

Hier kann ich die Sympathien des Autors für seinen Helden nicht mehr gutheißen: schon aus dem einen Grunde, weil er ihn der Gefahr der Lächerlichkeit preisgibt. Was aber den Ton des freiwilligen Humors betrifft, der sich bisweilen hörbar macht — wie etwa in der flüchtigen Bemerkung: „Er hatte den siebzehnjährigen Badfisch für das große Leben vorbereitet, versprach gerne, das Mädchen nicht mehr zu empfangen, der Herr Major hatte sein reuiges Kind wieder und außerdem eine lange Narbe, die sich in der Folgezeit als Barometer bestens bewährte“ — so muß ich bekennen, daß ich vor dem Hautgout solcher Humorfürzchen vollends Reißaus nehme. Nicht ohne mir vorher gesagt zu haben: Wenn schon an

diesem Biedermeier-Wüstling etwas interessant erscheint, so ist es sicher nicht die peinliche Gewissenhaftigkeit, mit der er sich — vom Ladenfräulein angefangen bis hinauf zur Herzogin — alle Kategorien weiblicher Unterwürfigkeit, sondern ausschließlich die Strupellosigkeit, mit der er sich den Namen eines der ältesten noch lebenden tiroler Adelsgeschlechter, den Namen eines Herrn von Wintler auf Platsch und Runggelsein, beilegt. Diese poetische Lizenz zu rechtfertigen, ist dieses Buch wahrlich zu schlechtrassig. Und sein Uroma zu vulgär... Da mag der Autor schließlich noch so viel „Natur“ einströmen lassen und Wind und Wolken, Sonnenschein und Regen und weiß Gott welchen Stimmungsauber in Bewegung setzen, um die üble Atmosphäre, die von dem Menschlichen des Buches ausgeht, reinzusetzen —: ich mißtraue einer Natur, die sich so ohne weiteres zu diesem Reinemachen hergibt. Und beantrage ihre Entlassung aus dem Dienst der Poesie. Wegen Würdelosigkeit... Denn schließlich ist ja der Effekt nicht anders, wie wenn in einem schlechtgelüfteten Lokal der Kellner plötzlich die Ozon-Spritze schwingt: Die Luft wird sicherlich dadurch nicht besser, sie riecht nur momentan nach besserer Luft, und was zurückbleibt ist die Illusion eines aufgeblasenen leeren Fettsacks in der Luft.

Un den Innsbrucker Gemeinderat

Meine Herren!

Vor nicht ganz zwei Jahren habe ich Ihnen in diesen Blättern einen Brief geschrieben, der in den Wunsch ausklang, Sie möchten den Tiroler Künstlern ein kleines Ausstellungshaus bauen. Heute muß ich Sie um das Gegenteil bitten: Bauen Sie lieber keines!

Seit zwei Jahren stöbere ich in Ihren Sitzungsberichten. Trotz besten Willens ist nichts darin zu finden, was beweisen könnte, daß die sorgenvoll-wichtige Geste, die all Ihr Tun begleitet, etwas anderes wäre als die gesellschaftliche

Vereinsleben. Ihre Plenarsitzungen sind genau wie bei anderen Vereinen bloße Formsache, alles ist vorher schon ausgemacht, und Sie betreten den Saal mit dem Bewußtsein, daß Sie um nichts befragt werden. Es ist Ihnen gestattet mit einigen Bemerkungen den Schein persönlicher Ansicht zu wahren, aber schließlich müssen Sie ja sagen. Sie haben sozusagen das Vertrauen der Wähler, aber nicht das Vertrauen Ihrer Oligarchen. Erst neulich mußten Sie den Bürgermeister ersuchen, er möge veranlassen, daß jeder Gemeinderat schon vor der Sitzung die vollständige Tagesordnung zur Einsicht bekomme, damit man sich bei wichtigen Anlässen rechtzeitig informieren könne. Sie gingen dabei vom Gedanken aus, daß der Information durch den Referenten nie ganz zu trauen ist; denn Aufrichtigkeit und Geringschätzung gegenüber dem Stimmvieh sind alternative Begriffe. Aber es wird Ihnen nichts nützen, und die Entwicklung unserer Stadt wird nach wie vor von ein paar Verwaltungsveteranen bemuttert werden, deren Beamten-tätigkeit kein Zeichen weitstichtigen Organisationswillens von sich gibt. Auch künftig wird man sich überzeugen können, daß hinter der geschäftigen Sorgfalt, die diese Herren den städtischen Angelegenheiten widmen, nicht viel mehr steckt, als widerwilliges Nachgeben bequemer Naturen einem störenden Drucke von Geschehnissen gegenüber, die sie nicht ganz verstehen und nie voraussahen. Die gedrückte und anmaßende Wohlanständigkeit dieser Köpfe läßt eben produktive Gedanken nur widerwillig aufkommen, und die Kunst erscheint solch pröder Geistigkeit als das obszöne Ding, das erst gebändigt werden muß, damit es nicht über die Stränge haut. Das Profitsuchen, die Sparsamkeit, die weise Zurückhaltung in Ehren! Aber sie verhüllen auf die Dauer doch nicht eine gewisse Talentlosigkeit, vor der die Kunst jede Hoffnung aufgibt. Und die Künstler können von solch pappenbedelnen Gnaden nichts erwarten, als Demütigung oder vergiftete Bonbons.

Vor nicht ganz zwei Jahren, meine Herren, sagte einer Ihrer wichtigsten Vormünder: „wenn man schon etwas für Kunstförderung tun will...“, und seither wissen wir, was wir zu erwarten haben. Dieser Herr ist präsumptiver Thronfolger und einer der „Kunstdirektoren“ unseres Mu-

seums, und als solcher versäumt er keine Gelegenheit dagegen zu sein, wenn man schon etwas für Kunstförderung tun will. (Argument: „o mei, die Künstler!“) In solchen Dingen ist er Ihnen kompetent und ausschlaggebend. Wie seltsam muß es daher berühren, daß Ihr letzter Beschluß über die Verwendung der Zelgergründe hinter einem schabigen Preisausschreiben für den besten Verbauungsplan die Absicht versteckt, etwa doch, vielleicht, wenn möglich, ein Kunsthaus zu bauen. Aber wen wollen Sie damit täuschen? Verbündelte Wahlversprechen ziehen nicht mehr. Wir sehen den Pferdefuß und wissen, daß Sie es nur tun werden, wenn sich die Kunst zum öffentlichen Bedürfnis zweiten Ranges hergibt, und wenn ein Profit und zugleich ein Ruhmetitel für den bestehenden Gemeinderat herauschaut. Es wird sich aber herausstellen, daß dies unannehmbare Bedingungen sind.

Vor zwei Jahren wäre es noch Zeit gewesen, den Künstlern ein Geschenk zu machen. Heute ist es für Sie zu spät, mit ihnen Geschäfte zu machen. Sparen Sie sich also die Enttäuschung. Die Zeiten haben uns geändert. Wir erraten jetzt mühelos, daß Ihre Patronanz für uns nur eine sterilisierende Abhängigkeit bedeuten würde. Es ist also besser, wenn Sie den Artikel „Kunst“ wieder aus Ihren Geheimbüchern streichen. Verkaufen Sie die Baugründe, die Sie als Stadtpark versprochen, treiben Sie Wirtschaftspolitik für Hausherren, lassen Sie Herrn v. Gleberer für den künstlerischen Dekor von Verkehrshindernissen sorgen, verbieten Sie Vorbauten, Erker, Stelldächer und Mansarden „für deren Erhaltung Sie selbstverständlich eintreten würden, wenn sie ein besonderer Schmutz der Altstadt wären“ — das entspricht Ihren Gedankengängen und dazu sind Sie, wie es scheint, gewählt worden. Aber mischen Sie sich nicht in die Kalamitäten der Künstler! Die können unter der Last Ihres sauerfüßen Mäzenatentums nur ärger werden.

Max von Esterle.

(gez. von Max v. Esterle)



Ferdinand Exl
Direktor der Tiroler Bühne

Brigner Chronik XV

Mir träumt jezt jede Nacht etwas. Und immer so unangenehme Dinge, daß ich wünschen muß, sie möchten niemals in grobe Wirklichkeit ausarten.

So träumte mir neulich, daß ich ein Bürgermeister wäre und mich mit der Absicht trüge, in Gemeinschaft mit ein paar anderen Leuten ein großes Hotel zu erbauen, oder daß ich zum mindesten sehr interessiert daran wäre. Eine Zeit lang glaubte ich sogar, ich sei der Bürgermeister von Brigen. Aber ich kam bald zu der Erkenntnis, daß dem nicht so sein könne, denn ich hatte absolut kein Geld, und der andere hat doch so viel Geld. Also ich wollte mein Hotel haben und um das mit dem Geld zu ordnen und bei allem möglichst billig abzukommen, ging ich zu einer jüdischen Baugesellschaft und sagte: „Meine Herren, ich habe eine großartige Idee. Ich bin ein Bürgermeister. Sie können also bei mir alles haben, was Sie wollen — wenn ich will. Sie müssen mir nur versprechen, daß es nicht aufkommen wird, daß Sie eine jüdische Gesellschaft sind, denn ich bin ein gefürchteter Antisemit“. Die Herren schworen es mir auf den Talmud und auf meinen Rosenkranz. Ich fuhr also fort: „In der Stadt, in der ich herrsche, wären jezt sehr viele öffentliche Bauten auszuführen. Wir verstehen uns doch; öffentlich sage ich. Ich kann also was machen, wenn ich will. Im Uebrigen kennen Sie mich ja. Erkundigen Sie sich bei den Herren, die ich bedient. Lesen Sie meine Empfehlungen! Von hohen und höchsten Herrschaften! Wenn Sie also wollen, können Sie in Brigen ein hübsches Stück Geld verdienen. Bitte nur zuzugreifen! Sie werden es nicht bereuen! Wer jemals mit mir in geschäftlicher Verbindung stand, kommt immer wieder! Reelle Bedienung garantiert! Nur eines noch, pardon meine Herren!“ Ich warf mich in die Brust und sprach mit der überlegensten Ruhe und Selbstverständlichkeit: „Noch eines. Bei der Gelegenheit möchte ich Ihnen mitteilen, daß ich ein großes Hotel ersten Ranges zu bauen beabsichtige. Wenn Sie wollen, können Sie diesen Bau ausführen, um sich in Brigen einzuführen. Ich werde Sie dann bestens empfehlen. Dann... wenn ich mit Ihrer Arbeit zufrieden bin. Wir verstehen uns doch, nicht wahr?“ Ich lächelte sehr wohlwollend, machte eine gönnerhafte Hand-

bewegung, stieg in den Nordüberpreß, der von Innsbruck nach Brigen fuhr, und konnte es mir nicht verhehlen, daß mit einem Juden eigentlich viel leichter zu arbeiten sei, als mit einem andern Menschen.....

Das war mein Traum. Aber ich war wirklich froh, als ich endlich erwachte und mir die Versicherung geben konnte, daß ich es nicht gewesen sei, daß es überhaupt niemand gewesen sei.

Im neuen Rathause von Brigen wurde nämlich in den letzten Tagen des Februar eine Gemeindeausschußsitzung abgehalten, bei der sich etwas zutrug, was sich vielleicht seit Menschengedenken nicht mehr zugetragen hat. Es waren nämlich Zuhörer zugegen, außer den Rednern noch Zuhörer. Und zwar nicht solche, die zum Räte gehörten, sondern ganz einfache Bürgerleute. Es hatten also endlich einige von den Einwohnern dieser Stadt den Mut, Ihrer Majestät ein Mißtrauensvotum auszudrücken. Sie erkühnten sich, in der Gemeindestube sich hinter seinen Thronessel zu stellen, ihm in die Karten und auf die Finger zu schauen und für Freiheit und Recht zu kibizen. Diese Männer waren die in der Bürgerausschußsitzung vom 27. Februar 1912 korporativ erschienenen Gewerbetreibenden der Stadt Brigen.

Die Leute hatten nämlich gehört, daß sich der Bürgerausschuß mit der Absicht trage, sämtliche Arbeiten für die neue Kaserne und den Spitalbau der „allgemeinen österr. Baugesellschaft“ zu übergeben, die das neue Hotel Tirol hier baut. Das wollten sich nun die guten Brigner doch nicht gefallen lassen und zwar unter der sonderbaren Begründung: wenn sie schon so viel Steuer zahlen müßten, wollten sie auch was verdienen. Der König biß sich auf die Zähne, gab seinen Angestellten einen energischen Stoß und hieß sie, die vorgeschriebenen Reden zur Verlesung zu bringen. Und sie standen auf und redeten endlos, grundlos, sinnlos. Aber der gewohnte Erfolg blieb aus. Denn während sonst sofort von den Lippen der Nörgler der bittende Ruf erscholl: „Aufhören, aufhören, ich halt's nicht mehr aus; ich versprech' alles“, blieb's diesmal stumm, und sie taten alle, wie wenn sie keine Nerven hätten. So stand der König selber auf, begrüßte die erschienenen Gäste aus der Bürgerschaft aufs herzlichste und hielt in seiner gebienden Weise einen Vortrag über die Hebung der Rinderzucht

durch die Christlichsozialen. Schweigen... Er ließ den Saal wieder bengalisch beleuchten, erklärte die Bilder der Jahrtausendfeier an den Wänden, brachte ein Hoch auf Se. Heiligkeit den Papst aus... aber es wollte alles nichts helfen. Im Hintergrunde standen schweigend, hochaufgerichtet, mit finstern Gesichtern die Männer von Brigen. Die Leute waren einfach nicht mehr zu kennen. Der Bürgermeister hatte ein unangenehmes Gefühl im Halse. Er dachte an die bevorstehenden Gemeindewahlen. Und alles wegen so einer dummen fleinlichen Geldgeschichte!

Recht geschah ihm! Hätte er doch die Kerle überhaupt nicht gefragt. Er hätte ganz einfach die sämtlichen Bauten der „allgem. österr. Baugesellschaft“ übertragen sollen, ohne sich um seine Räte zu kümmern. Vielleicht wäre dann auch mein Traum in Erfüllung gegangen. Aber so gab's natürlich eine Blamage. Die „allgem. österr. Baugesellschaft“ bekam nichts, und die Brigner Gewerbetreibenden bekamen alles. Das Schamgefühl hat die eigene Vernunft in die Flucht geschlagen. Ich hoffe, er wird sich den Vorfall merken und der so wichtigen Dingen nie mehr seine Gemeinderäte fragen. Denn diese sind, ut fabula docet, höchst unzuverlässig und haben schon zu viel von ihrem Herrn und Meister gelernt. Sie wissen, daß mit der Popularität was anzufangen ist, und griffen daher den bedrohten Gewerbetreibenden herzlich gern unter die Arme. Was soll nun dabei herauskommen, da doch die Gemeindewahlen vor der Tür stehen? Am besten wäre es, man ließe von der ganzen Bauerei ab und täte, wie wenn nichts gewesen wäre. Hartmann

Der stolze Mannesſchritt

An die Front der „Innsbruder Nachrichten“ kommandiert erließ Franz Kranewitter folgende Proklamation:

Kaiserjäger! Reitende Tiroler Landesſchützen!

Auf Befehl des Allerhöchsten Kriegsherrn seid Ihr im Begriffe von Euren angestammten Stabsstandort abzureisen, werdet Ihr in den nächsten Tagen Euren langgewohnten Aufenthalt verlassen. Durch das Fest, das Euch die Bürgerſchaft Innsbrucks gegeben, hat Euch die Landeshauptstadt bewiesen, daß sie auf Euch stolz war, daß ihr der Abschied von Euch schwer fällt. Wenn irgend wer, wart Ihr mit ihrem Herzen verwachsen, nicht nur als Söhne des Landes, als der lebendige Ausbruch seiner Zukunft, seiner Kraft und seiner Wehrhaftigkeit, sondern, was vielmehr, auch der Mann-

haftigkeit und der Hilfsbereitschaft, vom schlichten einfachen Mann an bis zum Offizier mit dem Goldkragen.

Kaiserjäger! Die ganze neuere europäische Geschichte ist an Eurem Regimente vorbeigerauscht. Mit Sarden, Franzosen, Magyaren, ja dem türkischen Halbmond habt Ihr Eure Bajonette gekreuzt, überall wo das Haus Oesterreich sein Pulver verbrannte wart Ihr dabei. „Immer voraus!“

Wäre ich ein Tyrtäus oder hätte ich die Worte eines Bonaparte, wie wollte ich zu Euch reden! Schwertercharj und wie sprühendes Feuer nißte es sein, klingen wie weithindröhnender Kanonenschlag.

Wie habt Ihr „grauen Teufel“ und „Maledetti Tirolesi“ mit Eurem Bajonette sie gekerbt. Novara und Mortara, Raab und Komorn, Goito, Curtatone und Montanara, Custoza, Sona und Somma campagna, Magenta und Solferino, endlich Volta und wieder Santa Lucia, Custoza und Volta, und drunten in Bosnien und der Herzegowina, Stolac, Kremenac und Klobuc, um nur einige zu nennen, sind Ruhmesäulen aus Erz gegraaben in fremde, feindliche Erde.

Kaiserjäger! Wilde Bajonettangriffe stehen in Eurer Geschichte und sprühendes Kartätschenfeuer, eroberte Hügelchanzen und Kirchhöfe, zerschmetterte Glieder und graußiges Todesröcheln — aber auch Theresienritter und goldene Medaillen, unwiderstehliche Tapferkeit und unendlicher Sieg. Ein Heldentied klingt darinnen nach des alten Nadežky unsterblichem Wort: „Jeder ein Held!“ Wir sind stolz darauf. Art läßt nicht von Art, und was der Alt-Adler des Jahres Neun auf dem Berg Ziel begonnen, den Namen Tirols zu erheben unter den Völkern, Ihr habt es als seine würdigen Erben weitergeführt und so weit es an Euch war, vollendet.

Kaiserjäger und Reitende Tiroler Landesjäger! Wo immer und wie immer es war, ob freßendes Feuer oder saufende Wasser tirolische Heime stätten und tirolische Erde bedrohten, immer und überall, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, wart Ihr Retter und Helfer in der Not! Selbstlos, ohne Bedenken und Wanken, fleischgewordene Symbole eisernen Pflichtgefühls und eherner Disziplin. Nicht Mietlinge und Söldner, sondern Soldaten, so standet Ihr bei uns in den Tagen der Gefahr.

Ihr geht nun von uns. Nimmer werden wir die Töne Eurer Musik, an der wir uns so oft erfreuten, Euren stolzen Mannesschritt, das Klappern der Hufe Eurer Pferde auf den Straßen hören. Verstummt sein wird der fröhliche Ton der Reveille wie der feierliche Choral Eurer Retraite nach dem Tageslärm. Andere Menschen werden kommen, andere Herzen.

Aber wozu sentimental sein. Der Tiroler mag es nicht, und lustige Feldmufft zum Abschiednehmen, das ist Soldatenweis.

Kaiserjäger Hurrah! denn, und aufgespielt den lustigsten Marsch, den Ihr in der Trompete habt. Ob's uns die Brust auch engt: Hurrah! noch Euch Scheidenden, dreifach Hurrah!

Unlaß und Pathos dieses Nachruß in Ehren — aber ich lasse mir das Recht auf Sentimentalität nicht nehmen und frage: Wie konnte man dem Dichter diesen Schmerz antun! War es nötig, ihn in eine Zwangslage zu versetzen, die ihm mit Recht die Brust engt? Es ist nämlich noch gar nicht lange her, da fällte er über dasselbe Blatt, in dem er diese

Rundgebung erließ, in einem öffentlichen Brief („Kunst und Künstler in Tirol“) das folgende Urteil:

„O du lieber, lieber Freund! Kennst du vielleicht die Nachrichten, die „Jahnsbruder Nachrichten“ meine ich; dereinst das führende Blatt in Tirol mit dem Wappenadler des Landes im Titellopf? Ich könnte, aber ich will nicht! War ich doch durch Jahre ihr „geschäpfter Mitarbeiter“, und vielleicht, wenn sie wieder etwas so eilig brauchen, wie letzten Sommer den Kaiser-Artikel, kommen sie noch. Aber heruntergekommen sind sie schon gewaltig . . .“

Es ist aber die Frage, wer da gewaltiger herabgestiegen ist: Die „Nachrichten“, die wieder einmal dringend einen Fanfaren-Artikel brauchten oder Herr Kranewitter, der sich wieder einmal dringend dazu brauchen ließ. Sei dem wie ihm wolle, eines scheint festzustehen: Art läßt nicht von Art. Den stolzen Mannessschritt vermißt man. Und es ist erwünscht, daß andere Menschen kommen, andere Herzen . . . Nicht Mietlinge und Söldner, sondern . . .

Auch die Münchener „Jugend“

hat Steuß 100. Geburtstag gefeiert. Und zwar durch das folgende formvollendete Gedicht:

1.

Es leuchten die Berge im Sonnenglanz,
die Wälder im Föhn sich neigen,
es blüht der Alpenblumen Kranz
auf himmelhohen Steigen,
der Gletscherbäche Tosen bricht
aus Dunkel hervor zum rosigen Licht . . .
Du ruhst in ewigem Schweigen.

2.

Was einst dein helles Auge erschaut,
die Täler und grünen Tristen,
der Städtlein Hauber hast du erbaut
als Denkmal in deinen Schriften;
die stillen Winkel, das weite Land,
ein farbenprächtig Gemälde entstand,
von eines Künstlers Stiften.

3.

Heut dankt dir das Tirolerland
von seinen Felsenthronen,
es soll dein Werk, wo es entstand,
in allen Herzen wohnen;
bei jedes neuen Sommers Hauch
erheben deine „drei Sommer“ sich auch
in frischen Blütenkronen.

Rudolf Greinz m. p.

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG
erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER
UNSICHERHEITEN

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Soeben ist erschienen:

KARL KRAUS
PRO DOMO ET MUNDO
APHORISMEN

* * *

geh. M 2.50, in Leinen geb. M. 4.—,
in Halbfranz M 5.50

Verlag ALBERT LANGEN in MÜNCHEN

Werke von Hermann Wagner

DIE ROTE FLAMME. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M 3.—.

DIE FEINDLICHEN MÄCHTE. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M. 3.—.

DAS LÄCHELN MARIÄ. Roman. Axel Juncker Verlag, Berlin. — Preis geh. M 3.—, geb. M 4.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

==== Telephon Nr. 34 ====

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr. 27

O. Wilfling

Juweller und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker
und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. Prospekte gratis und franko.

Druck von R. & M. Jenny, Innsbruck.

II. Jahr

Heft 21

Der Brenner

Halbmonatschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Oskar Vonwiller: Die Kirche und die Kultur/
Hugo Neugebauer: Die Gezeiten / Carl
Dallago: Vermählung / Robert Müller:
Das Grauen / Bruno Frank: Gedichte /
Karl Schöfleitner: Das Problem des
Grafen von Gleichen / Arthur v. Wallpach:
Ungarische Bilder / Hartmann: Brigner
Chronik XVI / Raritätenfolge 45: Max
von Esterle: Maler Anton Colli.

Brenner-Verlag-Jansbrunn

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1.75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Dasselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verboten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre. Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.
Papier- und Schreibwarenhandlung
Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel. Schreibmaschinen: Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.
Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr

Innsbruck / 1. April 1912

Heft 21

Die Kirche und die Kultur /

von Oskar Vonwiller

Papst Gregor der siebente, der große Gegner Heinrichs des vierten, hat als erster in der Christenheit den Gedanken in seiner ganzen Größe und Wucht gedacht, daß die Kirche zur eigentlichen Herrscherin der Menschheit berufen sei und der Staat ihr nur als Arm dienen dürfe. Vor ihm sind alle Machtbestrebungen der Kurie kaum mehr als Äußerungen der gewöhnlichen menschlichen Hab- und Herrschsucht. Gregor aber hat die weltgeschichtliche Bedeutung der römischen Macht erkannt, und das Ziel, das er ihr setzte, war kein geringeres, als die Herrschaft der geistig Überlegenen über die weltliche Gewalt und die blinde Plumpheit der Kriegerkaste, also diejenige politische Verfassung herbeizuführen, die schon Sokrates und Platon und nach ihnen alle wirklich einsichtigen Leute als die einzig gesunde und segensreiche gefordert haben, das Ideal, das in Indien eine Zeit lang durch die Herrschaft der Brahmanenkaste verwirklicht war. Und zur Verwirklichung dieses Ideals in Europa kam für den Papst selbstverständlich die Kirche in Betracht, denn einmal stellten die Geistlichen jener Zeit wirklich die geistige Elite der Menschheit dar, ferner besaß die Kirche schon eine große Autorität, die man nur auszubauen und zu festigen brauchte.

Tatsächlich aber hat die Kirche dieses Ideal nie ver-

wirklichen können, obwohl sie seit dem Investiturstreit unablässig darum bemüht war, und wird, trotz allen Anstrengungen, die sie noch dazu machen wird — wir stehen gerade heute in einer lebhaften Phase dieses Kampfes — es auch niemals zustande bringen.

Was stand ihr dabei im Wege? Waren es die germanischen Dickhäuter, deren handfester Drang nach Unabhängigkeit die stolzen Pläne Roms vereitelt hat? Hat sie sich, nur um ihnen zu begegnen, in den starren Dogmenpanzer eingeschlossen, der ihre Entwicklung erstickte und daher die weitere Entfaltung ihrer Macht gehindert hat?

Man könnte meinen, daß es nur die Kampfstellung war, in die sie der Widerstand des deutschen Königtums gebracht hatte, was die Kirche, um sich möglichst unverwundbar zu machen, in den stählernen Harnisch des Dogmas gezwungen hätte, der sie im Verlaufe der Kulturentwicklung nötigte, jede freie Regung geistigen Erkenntnisdranges, die natürlich unter diesem Panzerhemd keinen Platz fand, von sich abzuschneiden und als Ketzerei zu verfolgen, wodurch sie sich bald das Steuer der geistigen Führung entwinden lassen mußte und aller Tauglichkeit zur Aufrichtung einer Herrschaft des Geistes verlustig ging.

War es allein dieser heftige politische Widerstand? Hätte sich der nicht vielleicht besser überwinden lassen, wenn die Mauer der Dogmen den freien Geist nicht ausgeschlossen und zum Feinde gemacht hätte, wenn man vielmehr seine Kräfte zur Bundeshilfe herangezogen hätte?

Der politische Kampf konnte es allein also nicht sein. Das Prinzip, das der Kirche die Unflughet jener Einpanzerung so nahe gelegt hat, muß wohl tiefer liegen.

Zur Lösung dieser Frage tun wir am besten, uns nach einem analogen Fall umzusehen, nach einer Epoche, in der eine Theokratie, wie Rom sie erstrebt, wirklich bestanden hat.

Die Geschichte bildet ja den Erfahrungsschatz der Menschheit insgesamt, und wie jeder Einzelne seine persönliche Erfahrung zu Rate zieht, wenn er sich über die Ursachen und Aussichten einer Sache klar werden will, so müssen wir andere Ereignisse der Geschichte heranziehen, um einen ähnlichen Fall zu beleuchten.

Im alten Indien hat die Priesterkaste während einer guten Weile tatsächlich die Rolle gespielt, die Gregor dem katholischen Klerus zudachte. (Es ist selbstverständlich gar nicht nötig, daß er davon irgendwie Kenntniß gehabt hätte). Die Bildung und Weisheit der Brahmanen sicherte durch ihre Hegemonie den politischen Frieden, eine volkstümliche Religion befriedigte das metaphysische Bedürfnis der Masse, pflegte die Moral, tröstete die notwendig Unterdrückten und erwies sich als mächtige Stütze der sozialen Ordnung. In solch einem friedlichen, wohlgeordneten Gemeinwesen konnten die Früchte der Kultur herrlich reifen. Ungestört entwickelten sich Kunst und Wissenschaft; dem beschaulichen, grüblerischen Charakter des Hindu entsprechend, den auch wieder die politische Ruhe besonders ausgebildet hatte, vor allem die Wissenschaft. Nie und nirgends hat die philosophische Erkenntniß eine solche Höhe erklommen.

Wir horchen auf. Unter der Herrschaft von Priestern soll die Philosophie ihren Gipfel erstiegen haben? Priestertum und Philosophie — sehen wir da nicht die Scheiterhaufen der Bruno und Vanini Iodern! — Gemach! Hier stoßen wir auf den Kern unserer Frage.

In Indien wird die Philosophie von der Priesterkaste nicht geächtet und verfolgt, sondern gerade sie hat sich um ihre Pflege und ihren Ausbau verdient gemacht. Der Begriff des Rekers war unbekannt.

— Und das bei den Hütern einer Religion mit 500

Götzen und einem Hokusfokus, gegen den der katholische Gottesdienst der reine Vernunftkultus ist? —

Ja, gewiß — weil nämlich die Brahmanen wußten, daß die Volksreligion nur die symbolische Einkleidung von Wahrheiten ist, die jeder nach Maßgabe seiner Fassungskraft ihrer mythischen Gewandstücke entkleiden kann. So wuchs aus der Volksreligion eine ganze Pyramide von Einweihungsstufen auf, die in der philosophischen Erkenntnis des höchsten Adeptentums gipfelte.

Eine Organisation, die mit dem Einfluß auf das Gewissen des Volkes zugleich die höchsten Errungenschaften des menschlichen Geistes besitzt, konnte wohl im Stande sein, eine Theokratie zu gründen und aufrecht zu erhalten, da sie allen zum Nutzen gereicht.

Warum aber hat die christliche Kirche ein solches Adeptentum nicht entwickeln können? Warum hat sie den Gedanken so eng in die Stahljacke des Dogmas eingezwängt, daß zwei Kardinäle, von denen jeder für sich recht gut weiß, was er von der Metaphysik seiner Lehre zu halten hat, einander die unwürdige Komödie einer bauerlichen Urteilslosigkeit vorspielen müssen? Was hat sie genötigt, sich auf diese Art den Geist auf ewig zu verfeinden? Warum hat sie sich so aller Aussicht beraubt, jemals die heiß erstrebte Theokratie zu verwirklichen?!

Die Schuld daran trifft nicht die Kirche als solche, sondern ein Prinzip der christlichen Religion, das Prinzip des „Glaubens“.

Wir sind gewohnt, Religion und Glaube als synonym zu betrachten. Das ist ein Irrtum. Der Glaube gilt nur im Christentum als erlösendes Prinzip (und im Islam, der dem übeln Beispiel gefolgt ist). Er mußte den Ritt abgeben, der die hochstehende Ethik dieser Lehre mit ihrer läppischen alttestamentlichen Metaphysik verkleistern sollte. Wenn man andere Religionen betrachtet,

wird man sehen, daß ihre Metaphysik ebenso wie die philosophische immer dem Drange nach Erkenntnis ihr Entstehen verdankt. Sie bezweckt eine Erklärung der Welt, sei es nun die kindlich naive des Hellenentums oder die gedankenreiche Buddhas oder der Veden. Der Trieb nach Erkenntnis ist dem Menschen mit elementarer Macht in die Seele geboren. Wissen wollen wir; Glauben ist nur ein armseliges Surrogat dafür. Das Christentum aber, die Schöpfung einer großartig ethischen Persönlichkeit (ich weiß, daß sie heute bezweifelt wird) mitten unter Juden entstanden, konnte und durfte wenigstens auf der einen Seite seiner Lehren nicht allzuschroff mit den altjüdischen Anschauungen brechen, um nicht von vorne herein jeden Erfolg bei diesem Volke in Frage zu stellen. (Hier denke ich schon an die von Jesu, der sich selbst nicht viel mit metaphysischen Fragen eingelassen hat, losgelöste Lehre in den Händen der Jünger). Es zeigte sich aber, daß schon die Fremdheit der Ethik allein genügte, um die Gefolgschaft der Juden auszuschließen. Nun kam die neue Religion zu gebildeten, der Wissenschaft erschlossenen Völkern, deren Wissensdurst sie nichts zu bieten hatte, als die primitive, abergläubische Metaphysik eines barbarischen Stammes; sie sah sich also gezwungen, ihre Annahme vom Glauben zu verlangen, da die Vernunft sie verweigert hätte. Der Kulturüberdruß, der sich der Völker des sterbenden Altertums bemächtigt hatte, kam diesem Verlangen entgegen. Die starke Rost des klaren Geistes konnte von dem altersschwachen Magen jener abgelebten Rassen nicht mehr verdaut werden und das „Credo quia absurdum“ war ein willkommenes Brechmittel — man verzeihe mir den drastischen Vergleich!

Der Glaube ist also ein historisch erklärbares Prinzip des Christentums, nicht aber der Religion schlechthin. — Wenn ein Europäer nun fragen wollte, was von der

Religion übrig bleibt, wenn man den Glauben beiseite läßt, so muß die Antwort lauten: Ehrfurcht — sei sie nun wie bei Wilden mehr zur Furcht hingeneigt, oder mehr zur Bewunderung, wie bei Kulturmenschen. Beide aber, sowohl Furcht als Bewunderung sind Quellen, aus denen der Drang nach Erkenntnis entspringt. Wer fürchtet, will die Gefahr erkennen, um sich gegen sie wappnen zu können; wer bewundert, liebt, und Liebe strebt nach Besitz, geistige Liebe nach geistigem Besitz: das ist Erkenntnis.

Erkenntnis ist im Buddhismus und im Brahmaisismus das erlösende Prinzip, daher ist es nicht verwunderlich, wenn ihre Vertreter die Forschung unterstützen, statt sie zu befördern.

Den Christen aber soll der Glaube erlösen. Und „Glauben“ heißt: ohne zureichenden Grund für wahr halten — nichts anderes; trotz den dialektischen Spitzfindigkeiten verlegener Theologen. (Wo die Dialektik anfängt, hört überhaupt die Wahrheit auf).

Aus diesem Grunde muß die christliche Kirche jeden, der sich nicht mit dem Glauben zufrieden gibt, sondern erkennen will, als Feind betrachten. Ein Adeptentum ist ihr unmöglich, denn jeder, der zum Adepten berufen wäre, ist ein Ungläubiger, ein Ketzer und gehört eigentlich auf den Scheiterhaufen.

Da also die Kirche — (vom Protestantismus spreche ich gar nicht, denn er wiederholt ja das Gleiche nur im Armeleutestil und nach den Grundsätzen der Halb-Halben) — da die Kirche genötigt ist, auf die Gefolgschaft der wirklich Geistigen zu verzichten, gleichwohl aber ihre Absicht einer Theokratie nicht aufgeben will, muß sie zu dem Schlusse kommen, daß ihr eine Durchführung ihrer Pläne nur noch gelingen kann, wenn der freie Geist

vorher ausgerodet ist. Daher tut sie alles, was sie kann, um ihn zu verfolgen und zu vernichten.

Das christliche Glaubensprinzip ist demnach der eigentliche Grund für die Kulturfeindschaft der Kirche — nicht der Glaube an dies oder jenes, sondern der „Glaube“ schlechthin — und macht alle Hoffnung zunichte, daß ein Wechsel der Personen oder des Systems da jemals Wandel schaffen wird.

Und wenn die heutigen Reformchristen meinen, es sei damit geholfen, daß man den Glauben sublimiert und reduziert und dem philosophischen Wissen unserer Zeit anpaßt, so rate ich ihnen, auf ihrer Hut zu sein!

Da in einer brauchbaren Weltanschauung die Ethik organisch aus der Metaphysik herauswachsen soll — im Christentum war sie bisher schlimmerweise nur aufgepfropft — so braucht man zu einer Religion eben auch Metaphysik. Es darf aber weder sie noch die aus ihr hervorgegangene Ethik zu einem Glaubensartikel werden, sondern muß lediglich freie Frucht der Erkenntnis bleiben. — Denn was könnte es nützen, zur Basis der schönen Sittenlehre Christi die für uns dazu sehr taugliche Metaphysik Schopenhauers oder des Vedanta zu nehmen, wenn der Glaube sich wieder eindrängte, um ihre Annahme zu fordern! Diese Weltanschauung brauchte bloß eine fortgeschrittenere Deutung zu erfahren und die alte Kulturfeindschaft hätte sich der Religion wieder bemächtigt — und weiter müßte das Wort Spinozas gelten: „Entweder mit Christo gegen die Vernunft, oder mit der Vernunft gegen Christum“. Denn trotz Kant, dessen Irrtum aus den Voraussetzungen zu erklären ist, die seine Zeit ihm geboten und die er selbst sich geschaffen hat, gibt es keine „praktische“ und keine „reine“ Vernunft, sondern nur eine Vernunft — und Fahnenflucht zur Unvernunft.

Auf das Jesuitentum, das seit dem Trienter Konzil der

Kirche die charakteristische Färbung gibt, glaube ich nicht näher eingehen zu müssen, da ich dieser Erscheinung symptomatische, aber keine ursächliche Bedeutung beimesse.

Vermählung / von Carl Dallago

Der Mensch:

Wie alles Dasein dunkel ist,
so dunkel bist auch du,
bis sich von mir die Flamme schlägt
in deine dunkle Ruh.
Dann fühlst du meine Helle schon,
daß du im Grunde bebst
und unter meinem Flammenhauch
dein Eigenstes erlebst.
Es läutet deine Willigkeit
durch Seele mir und Leib:
daß ich das ewige Licht dir bleib,
das vor dir glüht, o Weib!

Das Dasein:

Du hast in meinem Rätselschoß
dein neues Land entdeckt,
wie schein ich nun mir selber groß
und zu mir selbst erweckt.
Es scheucht die bange Dunkelheit,
die meinen Schritt verhängt,
wenn so ein Mensch wie du mich hält
und mir sein Leuchten schenkt.
Es ist als wärst ein Lichtquell du,
der mich zu sich erlöst,
wenn meine tiefste Willigkeit
mich ganz zu dir entblößt.

Die Gezeiten / von Hugo Neugebauer

Das große Herz des Meeres tut
zwei Schläge allezeit:
das ist die Ebbe und die Flut,
die dehnt sich erdenweit,

dehnt sich, soweit des Meeres Arm
der Erde Leib umfängt,
soweit die Erde sonnenwarm
dem Meer entgegendrängt,

daß sie die glutbeherzte Brust
an seinem Busen kühl,
der Meeresliebe tiefe Lust
in Blut und Marke fühl.

Die breite Brust der Erde sinkt
erschauernd in das Meer,
von wilder Liebe Lust beschwingt,
braust Wind und Welle her.

Die Welle weicht, die Erde hebt
eratmend aus der Flut
die breite Brust und lechzt und hebt
nach ihres Buhlen Wut.

Der dunkle Mund des Buhlen schäumt
von Lieberaserei,
er stürzt heran und brüllt und bäumt
sich auf mit wildem Schrei.

Es reiht der Umschwung aller Welt
mit sich das rauhe Paar,
das brünstig sich umfassen hält
und wirbelt Jahr um Jahr.

Das Grauen / von Robert Müller

as Leben ist der einfältig und trotz aller pompösen Deutungen harmlos verummte Teufel, der nur hin und wieder die Maske abwirft, um sein wahres Wesen, das ein Hohn auf alle vorstellbare Form ist, zu zeigen. Wie das Fürchterliche eigentlich geschah, ist nicht zu sagen. Das Dienstmädchen, das es hätte am ehesten wissen können, weil es in dem an das Zimmer der Herrin anstoßenden Hinterstübchen lag, hatte in seinem tiefen Schläfe nur eine traumhafte Wahrnehmung der Vorgänge und wurde erst aufmerksam, als der entstehende Tumult bereits keinen Zweifel mehr darüber ließ, daß etwas Außerordentliches vor sich gegangen sei. Gewiß ist, daß das Feuer im Zimmer der Dame ausbrach. Allen Anzeichen nach wurde es durch unvorsichtiges Hantieren mit der Nachtlampe, die auf einem neben dem Bette befindlichen Kästchen zu stehen pflegte, verschuldet.

Bekannt und ohne Nutzen diskutiert wurde nur das Schicksal Heilemanns. Doktor Heinz Heilemann hatte in einem kleinen Villenstädtchen sein Sommerhaus. Es war nicht groß und besaß über dem Parterre, das von einem Teil der Bedienung bewohnt wurde, ein einziges Stockwerk. Die Vorderfront, aus drei Zimmern bestehend, sah in den länglichen schmalen Garten hinaus, der beiderseits an andere Villengärten grenzte. Im hinteren Trakte lagen Aufgang und Korridor und das bereits erwähnte Dienerszimmer. Mit seinem flachen Dache hätte das Häuschen ausgesehen wie eine auf ihre längere Tiefenseite gestellte Schachtel, wären nicht die beiden Eckzimmer turmartig vorge-sprungen, um zwischen sich und über dem Hausflur eine weinumrankte Loggia entstehen zu lassen, deren Entree in das gemeinsame Wohnzimmer führte. Die beiden Eckzimmer hatten Heilemann und seine junge Frau inne.

Heilemann, in der glücklichen Lage, seinen Neigungen leben zu können, hatte erst jüngst geheiratet und eine Jugendliebe zu seinem Weibe gemacht. Nach mannigfachen Abirrungen und Pausen war er endlich endgültig zu ihr zurückgekehrt. Mit dem keimenden Frühling hatte er sich, um auch die Genugtuung der häuslichen Zweisamkeit kennen zu lernen, in dieses goldene Haus der Zärtlichkeit zurückgezogen. Er liebte seine Frau, und das mit dem glücklichen Bewußtsein eines Mannes, der seinen Schatz erkennt, ohne die Tollheiten und Überhitzungen der Flitterwochen. Darum waren auch ihre Schlafzimmer getrennt.

Es war eine Juli-Mitternacht. Heilemann fuhr aus dem Schlafe empor. War es ihm doch, als hätte er einen langgezogenen heulenden Schrei gehört. Er richtete sich im Bette auf, lauschte angestrengt nach dem Fenster, durch das der Schrei gekommen sein mußte und durch das jetzt die laue Sommernacht hereinspielte. Im Garten rauschten leise die Bäume und von der Ferne, wo der Fluß über einige Schwellen glitt, drang ein einförmiges Brausen her. Gleich unter den Fenstern hörte man noch ein Geräusch: Dort mußte sich der Hund zu schaffen machen. Ein eigen tümliches Fauchen und Schnuppers — das war auffällig! — das zeitweise in ein Winseln und Knurren überging. „Er jagt die Raze“, versucht Heilemann eben zu denken, als plötzlich ein erstickter langer Klagelaut, über dessen Herkunft man nicht urteilen kann, die bange Erwartung durchschneidet. Bei Gott, da ist Heilemann mit einem Satz beim Fenster. Er sieht den kleinen Rasenplatz, auf dem ein unnatürlich heller Flecken liegt. Rührt er von dem Zimmer an der anderen Seite der Wohnung her? Eine böse Ahnung durchkreuzt blitzschnell seinen Kopf. Die nächsten besten Kleidungsstücke an sich reißend eilt er zur Türe und während dessen redet er sich den fürchterlichen Gedanken aus, lächelt wirr, malt sich in rasend schnellen

Vorstellungen das schrecklichste Bild, um sich gleich darauf wieder an die Wahrscheinlichkeit eines bloßen kleinen Unfalles zu klammern. Aber kaum stürzt er hinaus auf den Korridor, sieht er seine Ahnung durch einen unheilverkündenden Anblick bestätigt. Durch die Spalten der Türe am andern Ende des Ganges qualmt dicker Rauch; ein unteres Eckchen des Holzes glüht, die Binsenmatte, die den Korridor entlang läuft, hat bereits Feuer gefangen und setzt kleine bläuliche Flämmchen an. Herr Doktor Heilemann steht einen Augenblick fassungslos, die warme übelriechende Atmosphäre benimmt ihn, instinktiv folgt er seinem Selbsterhaltungstrieb und legt die ersten paar Stufen der Treppe zurück. Ein kühler Lufthauch erst gibt ihm seine Entschlußfähigkeit wieder. Mit einer klaren Vorstellung von Pflicht, und von Angst und Liebe getrieben, hebt er über die Stufen und den raucherfüllten Gang und bricht die Tür zum Zimmer seiner Frau ein. Von diesem Augenblicke an handelt er wie eine Maschine, ohne jedes Bewußtsein. Das erst gibt ihm die Kraft, dem erstickenden Rauche und der beklemmenden Hitze Widerstand zu leisten und einer Ohnmacht zu entgehen.

Die einzelnen Vorgänge waren, wie sich später erwies, seinem Gedächtnisse vollständig entschwunden, und seine Erinnerung kehrte erst wieder mit jenem so unsäglich entsetzlichen Bilde zurück, das nachher nicht mehr aus seiner Einbildungskraft weichen sollte. Da stand er, hatte einen bewegungslosen noch warmen Arm in seiner Hand und vor ihm lag ein unkenntlicher Frauenkörper, mit einem winzigen, unversehrt gebliebenen Restchen Leinwand, an dem noch die Glut fraß, bedeckt, während Haupt und linke Brust und Schulter, verbrannt und stellenweise ganz zertrümmert, zerbröckelnd am Boden schleifen. Und Heilemanns Gehirn rafft sich auf, ein mehr gefühltes als gedachtes: Verloren! macht, daß er die Hand fahren läßt; halb-

betäubt und von einem unbeschreiblichen Entsetzen gepackt, das seiner Brust ein Gebrüll erpreßt, flieht er, er weiß nicht wie, durch das Vorhaus und hinter dem Hause durch Felder, den bewaldeten Hügeln zu.

Er stürmte bergauf, bergauf, merkte es nicht, seine Kniekehlen federten elastisch und mühelos, ein explosiver Bewegungstrieb pflanzte ihn rücksichtslos durch Gestrüpp und Laubwerk. Sein Gedächtnis lahmte, es sah keine zwei Sekunden hinter sich. Die Apperzeptionspulen liefen ab wie ein Uhrwerk, der Zeiger glitt über die Eindrücke hin, die Feder schnappte ein, schnurrte ab, aber das Bewußtsein schlug nicht an. Der große Transmissionsriemen, der zum Zentrum führte, hing schlaff, nur die äußeren Bestandteile funktionierten in einem wirkungslosen Automatismus. Der Kleinbetrieb des Vorstellungsverlaufes vollzog sich sozusagen in einer Filiale der Erfahrung. Die von der Umgebung abgezielten Impressionen reichten sich auf, Stück um Stück, kristallisierten sich nicht um die Kontinuität persönlichen Erlebens. Der Zusammenhang zwischen Augenblick und jüngster Vergangenheit war vollkommen ausgeschaltet.

Heilemann sah den geborstenen Baumstrunk aus seinen gespreizten kahlen Rippen schreien, wunderte sich nicht im geringsten über die absonderliche Gestalt, erschrak nicht, kam vertraulich näher und um den Baum herum. Aber seine Füße kollerten die Feldmäuse, vor seinem Schritte stoben sie piepsend in ihre Winkel. Aus Busch und Wald flederte ihm Nachtgevägel um die Ohren. Abernächtige Gehörte, schiefäugige Varanen schielten ihn an. Hinter kahlen Fensterscheiben huschten und flackerten bleichsüchtige Scheine, schwelende Laternen hinkten und baumelten vorbei, traten plötzlich irgendwo in die Dunkelheit, tanzten über die Abhänge, irrlichterten aus allen Ecken und Enden gegen die Talsohle hin. Die Dinge rückten näher aneinander, die Umgebung schrumpfte ein und bekannte sich ihren Teilen

gegenüber zur Zusammengehörigkeit. Schlaftrunkene Gesichter tauchten auf und verloren sich in die Silhouetten wüsthäaariger Schädel. In den Lichtgewölben unterhalb der Laternen traten flinke Beine auf und nieder, kamen näher, malmten über Rieß, Spreu und Scharte, Atem leuchten, heiser erregte Stimmen trafen sich in einer überschnappenden Mitteilung und verschwanden in der Nacht. Unvollkommen bekleidete Gliederhaufen stampften vorüber, stolperten über ihre hoppenden Schatten, zügelten den Andern hastig nach. Die Helligkeit der Gegend nahm zu, wandelte sich zu einem violetten, stechenden Dunsfchleier, der die Dinge phosphoreszieren machte. Ein Schwingen lag in der Luft, ein unheimlich ungestümer Herzschlag des kleinen Alls ringsum stieß mit dumpfen eiligen Schlägen das Werden der Sekunde vorwärts — — — — —

Der Sturmglocke dröhnender Puls raste dahin in Erbarmen und Feuersnot. Ihre hilfselehenden Rufe heulten hinaus ins Land. Der Himmel schwigte Blut, es zerann und fingerte nach allen Himmelsrichtungen. Der zweifschneidige Raubtierschrei des Alarmes überfiel da die Ruhe ahnungsloser Schläfer, zerfleischte die heiteren Träume schicksalsficherer Vertrauens. Die Doppelkeule des Feuer-signalen zerschmetterte mit entsehnsgeschärften Schlägen den behaglichen Glauben geborgener Existenz. Wie todbringender Stoß und rechtzeitige Parade folgte sich sein zwiefacher Tonfall, zwei Degen kreuzten und berührten sich im stahlentraubten Funken; der Ansaß bat, flehte, ergab sich in Todesangst, der Gegenausfall tröstete und versprach. Ein Blick spaltete Heilemanns Gehirn, es stülpte sich wieder ineinander. Er begriff, überblickte, erinnerte sich. Da klaste die Faust, die eisige Faust des Grauens drohte über dem Dasein und krümmte sich gierig nach menschlichen Geniden. Ihre frostigen Klauen juckten das empfindsame Fell, tasteten nach den Knien und kniffen die wehrlosen

Muskeln. Kein Retter kam, erst die Natur selbst erbarmte sich ihres liebsten Sohnes. Die Faust schüttelte das hilflose Opfer, bedachte sich, sparte es lüstern, schleuderte es grausam zu Boden. Ohnmächtig vor innerer Aufregung brach Heilemann zusammen. Wie er ging und stand, fiel er der Länge nach zu Boden. Sein Nervensystem versagte, der Willensstrom war unterbrochen, regulierte nichts mehr, der ganze fleischliche Apparat sank zusammen wie ein ausgeblasener Balg. Unter der Schädeldecke aber war das lebende Gehirn bis in die letzten Fugen von Grauen gebläht. Es war im Schwunge, ging durch, überrannte jeden Versuch beruhigenden Raisonnement's. Es hatte keine Zeit, sich umzusehen, und besaß dennoch die vollständige Übersicht über seinen Vorstellungslauf. Nirgend's auf der schiefen Bahn, die es hinabglitt, war ein Anhaltspunkt. Allmählich trübte sich auch die Folge der Bilder. Es war nichts mehr vorhanden als die leere Empfindung des Grauens.

Heilemann lag da, wie tot. Ein Blutstrom schwellte die Muskeln, erfrischte das verausgabte Gehirn. Er sprang auf, kehrte sich um, sah hinab in das Tal, wo sein Haus stand. Eine hohe Feuersäule schwebte über dem Dache. Sie müsse aus dem Fenster seiner Frau aufschlagen, kalkuliert er, noch ganz ruhig, aber da überlief ihn auch schon wieder jenes maßlose Entsetzen, und schüttelte ihn, ohne daß er sich zu befreien vermocht hätte. Eine verzweifelte Angst vor etwas Ungekanntem, Unnennbarem, dem er nur halb ins Unlik gesehen hatte, eine Angst, aus der keine Rettung möglich schien, weil jede Überlegung ihr neue Nahrung gab, peitschte ihn fort aus dem grausigen Bereiche des Feuerscheines, dessen Unblich alle tierische Feigheit in ihm entseffelte. An Wurzeln und Steinen stieß er sich die nackten Füße wund, bis er, von physischem Schmerz und von Erschöpfung überwältigt, abermals zu Boden stürzte.

Es waren nur wenige Minuten, daß er so dagelegen hatte. Als er wieder zu sich kam, dünkten es ihn Stunden zu sein. Verwundert mußte er sich erst zurechtfinden, bis er dem Schauspiele vor sich Verstandniß abgewann. Daß Feuer im Herrenhause war im Verlöschen. Zuweilen züngelte eine gelbe Flamme empor, lungerte hin und her, verendete. Ein dichter Qualm entwuchs in mehreren Tromben der abgekehrten Kante des Dacheß. Dafür hatten die in der Nähe befindlichen haushohen Strohkegel eines Gehöftes sich an einem der herumsprühenden Funken entzündet und brannten jetzt lichterloh und in rasendem Tempo nieder. Der Wind, durch eine Verschiebung der erhitzten und der gefunden Luft aufgewirbelt, stöberte in dem bau-fälligen Gerüste glühender Asche und goß einen Regen roter Feuerschuppen über die Umgebung aus. Bäume, deren frisches Laub versengt und deren Säfte von der ausgestrahlten Hitze fortgesogen waren, verbluteten an der metallischen Glut, ein Wunder aus fremder schrecklicher Welt, ein satanisches Weihespiel höllischer Schönheit. Stüd um Stüd vertropfte die Glut und verkohlte am Boden. Die weißglühenden, gleißenden Aste und Zweige zuckten und zerrten wie atmende Wesen, und wenn sie sich rollten und rankten und bogen und wanden, so war es ein hun-dertarmiges Ungetüm, das dort seine Glutfasern ersticken ließ und verblutete.

Heilemann sah zu und vergaß, vergaß sich und sein Erleben und genoß mit so viel Vergnügen, als ihm seine verbrauchten Kräfte noch gestatteten. Verstohlen droffelte ihn unterdessen das Grauen. Als er nahe daran war, keinen frischen Atemzug mehr tun zu können, kam es ihm erst zu Bewußtsein. Jeden Augenblick drohte es die Über-hand über ihn zu bekommen. In einer Falte seines Gehirnes lauerte eine gewisse Vorstellung: er brauchte ihr nur Platz einzuräumen und er war unrettbar dahingegeben.

Das ahnte er, einen ganzen Film von Gedanken haspelte er ab, um das fürchterliche Bild der Zerstörung in den Hintergrund zu drängen. Aber ganz vermochte er dessen Wirkung nicht zu bannen, hinter der transparenten Fläche seines erzwungenen Denkens war es immer wieder erkennbar. Es floß mit dem vorgeschobenen Gegenstande zusammen, verschnörkelte und fältelte dessen Linien zu seltsam schrullenhaften Ornamenten und projizierte unausgesetzt die verschwommene zähe Erkenntnis der Übermacht, der er hilflos preisgegeben war, auf seine Empfindung.

Den Abhang, auf dem er sich empfand, bestanden Gras und Büsche. Ein Tannenwald dunkelte im Rücken. Von Zeit zu Zeit fuhr Heilemann aus seinem Brüten auf. Eine wahnsinnige Angst versteinerte seine Züge. Er floh vor einer eingebildeten Gefahr, bezwang sich, suchte seine ehemalige männliche Haltung wieder zu gewinnen. Der Boden unter den Füßen formte sich, wuchs, Schröbe wischten über die dämmerverhangenen Sträucher, verflüchtigten lautlos aus Nischen und Schlüpfen im Blätterwerk, kreiselten und wirbelten durcheinander. Sie flatterten auf, reiheten sich an, eingefogen wie von einem rhythmischen Luftstrudel. Ein Strom gepferchter Gliedmassen ward von dem unsichtbaren Trichter glatt und stetig verschluckt. Es war das beständige Schließen und Schlucken eines runden Fischmaules, die langsam unaufhaltsame Kontraktion einer muskulösen Öffnung. Es wurde immer kleiner und kleiner, noch unsagbar kleiner, verengerte sich bis zu der schmerzhaft winzigen Spalte eines Punktes, der alles fraß. Unaufhörlich drängte es von außen heran, ward von dem gefräßigen Zentrum angezogen, verschwand anstandslos in dem unersättlichen Loch. Es wälzte sich ferner und ferner, schrumpfte ein und kam doch um keine Haaresbreite von der Stelle. Plötzlich aber sprang es um. Über die Ränder des Trichters quoll es, unaufhörlich, unerschöpflich, spie

einen glatten stetigen Strom gepferchter Gliedmassen aus, wuchs, überschwemmte, erstickte, weitete sich, wurde immer mächtiger und ungeheurer, und kam doch nicht näher, sondern löste sich in die Nacht hinein auf. Es schäumte über, flutete über mit einem stummen rhythmischen, behebenden Brausen und brandete bis zu Heilemann heran, dem es die Brust abdrückte. Es stieg an ihm hinauf, umhalsste ihn, lief ihm die Gurgel hinunter. Er spürte den Brechreiz und übergab sich. Seine Schleimhäute waren spröde und rissig und spannten sich bis zum Zerplatzen. Aber aus seinem Munde fegte nur Blut und Speichel und gallig säuerliche Sekrete.

In der Folge erholte sich das ermüdete Gehirn an Heilemanns körperlicher Ermattung. Er fand wieder zu sich zurück, dachte wieder in das Leben hinein. Er sprach sich Vernunft zu, rechnete sich das Einmaleins alles normalen Denkens vor. Aber er war gewizigt und saß argwöhnisch auf der Lauer. Was er erlebt hatte, gab ihm Gelegenheit, an der Vernunft Kritik zu üben. Und er übte sie.

Hier war es, wo er einen Blick tat in die Tiefen des menschlichen Lebens. Unheimlich schmetterte das Signal der anfahrenden Feuerwehren. Ein spitzer Raubvogelschnabel zerkrümte es die trügerische Schale des Lebens, schabte die rosige Sünche von der Leichensahltheit des Entsehens. Freilich, es kündete Rettung an, meldete Hilfe und Mitgefühl der Mitversuchten. Rettung! Rettung, die sich auf heroischen Mienen und Helmen spiegelte, ein parodierender Gegenglanz zu elementarer Unvernünftigkeit! Rettung! Wie es sich brüstete. War es nicht lächerlich überflüssig, daß man um Löscharbeiten sich mühte, um ein dummes totes Haus, wenn überhaupt es geschehen, wenn überhaupt nur die Möglichkeit bestehen konnte, daß ein Mensch, der noch vor kurzem mit einem Aufschlag des lieben Auges zum Nächsten gesprochen, dessen lebendige übertragbare Kraft

eben noch im Nächsten gewaltet hatte, daß dieser Mensch nicht besser war wie ein Stück verkohlten Zunders... Das Bild lief von selbst zu Ende, ein entstellter, eingeschrumpfter, geschwärzter Körper ward sichtbar, wie er bei jeder Berührung mürbe in sich zusammenfiel, eine verschont gebliebene rosige Brust und ein weißer Arm lebten in widerwärtigem Gegensatz auf. Heilemann freischte ungehemmt heraus, ein dünner Ton des gequetschten Gaumens sagte Mark und Bein. Sein Mensch erbebt bis in die feinsten Nervenfasern, tausend Zangen führen ihm längs des Rückgrates hinab, die Qual seines Entstehens steigerte sich ins Grenzenlose, ihre Peripetie vor sich herschiebend, nach der sie als dumpfe lustvolle Ergebung in ihr Gegenteil umgeschlagen hätte. Welchen Trost gab es für ihn? Die Vernunft, die tausendmal mit ihrer lügenhaften Einsicht und ihrer Logik sich gegen das Geheimnis des Todes zu blenden wußte, wie kläglich nahm die sich jetzt inmitten solcher Eindrücke aus? Diese mit naturgemäßen Erklärungen unschädlich zu machen, dazu war sie eingesetzt. Sie war nicht besser wie jedes andere Mittel der Selbsterhaltung, bestimmt, über die für menschliche Erkenntnis unträglich tiefe des Lebens hinwegzuhelfen. Ihr Licht und alles Licht war ein Schwindel. Bei Nacht betrachtet, erwies sie sich als grober Täuschungseffekt. Vor dem Unfaßbaren, dem Unmöglichscheinenden, dem großen „Un“ schlechthin, das der Geist niemals auch nur im Vergleiche begreifen konnte, wurde sie nichtig und bekam einen kleinen Zug. Sie, die Herrin, die sich den belehrenden Zeigefinger angemacht hatte als falsches Szepter über alles und jedes, sie war ein Spielzeug in der Hand höherer Mächte. Die eindringlichere und unmittelbarere Sprache, die diese Mächte führten, ließ dieses Atom von Stimmchen, vernehmbar nur im beschränkten Raume, ungehört verhallen. Das Amt zu beschwichtigen, entglitt seiner Fähigkeit.

Ein Krampf knotete Heilemanns Gedanken und Vorstellungen ineinander. Alle scharten sie sich um den einen Punkt des Entsetzens. Das Blut wurde ganz dick von bösen Stoffen, die sich ausschieden, und staute sich. Es gab keinen Weg, der aus der Möglichkeit eines jähen Todes herausgeführt hätte. Eine Beruhigung, ohne zu dem gefälschten Mittel der Vernunft zu greifen, war nicht absehbar. Dieser Fluch, erkennen zu müssen, und nicht fliehen zu können, barg eine Ueberschätzung menschlicher Leidenfähigkeit. Er mußte zu Wahnsinn führen, wenn seine Erfüllung nicht schon an sich Wahnsinn war. Glück und Unglück, Freude wie Schmerz waren Tändeleien eines seelischen Dranges nach Betätigung. So, wie sie der Empfindung geläufig waren, bedeuteten sie nur Funktionen des Lebens selber. Aber das Grauen des Todes — — —

Heilemann stolperte. Bis hieher kam er. Dann begann er sich in seine Ideenwindungen zu verwickeln. Aber es waren nicht bloß die geistigen Zügel, die er fahren ließ. Mit krampfhast gestreckten Gliedern, die in einer ihm fühlbaren Weise wie von zentripetaler Kraft nach außen gezerrt wurden, so daß er sein Schwergewicht verloren zu haben meinte, stand er da, die Gesichtszüge vergewaltigt. Mit glasigen Augen stierte er in die Leere, während er auch nicht einen Versuch machte, sich zu rühren. Ueber den gesträubten Flaum seiner Haut tanzten die Funken eines räthselhaften Fluidums, die Nervenstränge zuckten wie gebeutelte Telegraphendrähte. In den Leisten gerann das Mark. Der Kopf lief rot an, Heilemann fühlte ihn rund und groß wie eine Sonne. Am Gaumen und aus der Nase siderte Blut. Allmählich aber verteilte sich das leimdicke Blut wieder und floß ab. Die Glieder lösten sich aus ihrer Starre und von den Lippen fielen die Scherben eines schrillen durchdringenden Lachens.

Was seine Lachlust, die allerdings in so unnatürlicher

Weise zum Ausdruck kam, reizte, das hat er nachträglich oft genug erzählt. Unvermutet läßt er ohne scheinbaren Grund mitten in einem ganz ordentlich geführten Gespräche das gleiche zerbrochene Lachen hören. Man sieht ihn an. Da erhebt sich Heilemann, blickt mit Seheraugen über die Gesellschaft hin und schwätzt seltsame Dinge über die Nutzlosigkeit alles dessen, was gerade in dem Augenblick von ihm oder Anderen getan würde. Und wieder lirrt es zwischen seinen Zähnen. „Und die Natur zeigt uns nur ihren niederträchtigen Hohn, es ist eine gemeine Seite, die ich an ihr kennen gelernt habe!“ fügt er dann wohl noch hinzu. Er spielte damit auf die teilnahmslose Unveränderlichkeit an, in der die Natur beharrte während jener traurigen Stunden, als sich seine ganze Ansicht vom Leben von Grund aus änderte.

Ein neuer Morgen kam. Unter diesen Umständen doch auch ein Morgen für Heilemann. Als er in seinem verwahrlosten Zustande an die Brandstätte zurückkehrte, wo eine zahlreiche Menschenmenge sich angesammelt hatte, wollte ihn niemand erkennen. Das wirre Haar bleichte über einem Gesichte, das aussah wie eine plastische Landkarte, so voller Furchen war es und trug es seine braunen und blauen Flecken. Die Kiefer schlotterten, die Augensterne verlöschen in einem blutigen See. Das Schlüsselbein krümmte sich spitz nach vorne wie Sensen. Der Blick saß in einem Käfig von Scheu und Stumpfsinn, stierte unheimlich, unbeweglich unter den Lidern hervor. Die körperlichen Kräfte waren merkwürdiger Weise sonst nicht im mindesten hergenommen. Aber der Geist war krank und man konnte eine zeitweilige Störung konstatieren. Trotzdem verfiel Heilemann niemals in Raserei, sondern wie damals, als er an der Brandstätte dem brenzlichen Geruche ausgesetzt war, bekam er seinen Anfall und schlug plump zu Boden nieder. Die Faust war gekommen, krallte ihre Skelettknochen vor seinen Augen

und klappte ihn zu wie ein zu Ende gelesenes Buch. Das war es.

* * *

Der Brand und sein vermutlicher Ausbruch, Heilemanns Rückkehr — man hatte in der Asche nach seinen Ueberresten gefahndet — und sein Wahnsinn bildeten in dem kleinen Städtchen ein viel erörtertes Thema. Als man dann nach Schluß der Saison in die Großstadt zurückkehrte, da erinnerte sich mancher des unglücklichen Heilemann und suchte diesen in seiner Heilanstalt auf. Heilemann zeigte ein vollkommenes Gedächtnis und führte eine tadellose Konversation. Auf das Brandunglück und den persönlichen Verlust, den er erlitten hatte, näher einzugehen, vermied er geistlich. Seine Gäste kamen ihm darin verständig genug entgegen. Ueber seine äußere Lage war er genau orientiert. Doch es berührte ihn nichts, denn er war zu viel mit seinem inneren Leben beschäftigt und bewahrte für die Dinge um sich herum eine große Gleichgültigkeit. Dagegen steifte er sich hartnäckig und voreingenommen gegen alles, was sich als Vernunft bekannte. Er sprach ihr jedwede Berechtigung ab. Seinen Zuhörern gegenüber, die mehr geduldig als überzeugt seinem Gedankengange folgten, äußerte er sich mehrfach über „einen Kurzsturz der Vernunft“. So liebte er es in einem Anfluge von Heiterkeit zu betiteln.

Mit der Zeit waren seine Anfälle schwächer und seltener geworden. Die dem gesunden Menschen so anhängliche Eitelkeit schuppte sich, er begann sich neuestens als Prophet seiner Erkenntnis zu gefallen. Ueber die Wunde wuchs eine recht derbe widerstandsfähige Schmarre. Dennoch konnte es vorkommen, daß er sich mitten im Vortrage unterbrach und sein altes, für den Hörer so unangenehmes Lachen ausstieß. Vielleicht war es nur mehr die Gewohnheit. Vielleicht sollte es auch die Posaune bedeuten, die

der Verkündigung erst Nachdruck lieb. Aber es klang eher wie eine verstimmte Trompete, wie ein garstiges Rückzugsmotiv, wie eine Chamade. Wieder einmal sah er die Nutzlosigkeit seines Beginns ein und durchschaute seine Eitelkeit. Gewöhnlich blieb er dann lange Zeit verschlossen und wortkarg.

Ein Jahr lang ging es so. Er wurde für geheilt entlassen und bezog in stiller Gegend eine Landwohnung. Mochte nun die landschaftliche Umgebung ihn empfänglicher gemacht haben für jene Erinnerungen; oder hatte man eine Unvorsichtigkeit begangen, als man die Dienerschaft nicht mit dem heißen Zustande des Herrn bekannt machte: kurz und gut, eines Tages trat die Katastrophe ein. Ein brenzlicher Geruch, der von irgendwo, vielleicht bloß von der Küche herrührte, war an diesem Tage im Hause bemerkbar. Das genügte, um in dem tranken Gehirn die alten Bilder der Verwüstung wachzurufen. Heilemann erschaute die Elendigkeiten und Uengste dieses den Zufällen unterworfenen Lebens wieder, mit jener entsetzlichen Hellsichtigkeit von Nacht und Grauen. Sein Körper wurde steif, die Haare sträubten sich, und während er die Arme mit den gespreizten Fingern auseinander schleuderte wie elektrische Pendel, quollen die rot unterlaufenen Augen aus ihren Höhlen und ein Richern erstickte ihm in der Kehle. Die Pupillen waren rund und weitgeöffnete Löcher, aus denen das Leben entfloß. Ueber die bleichen Lippen, die das blutleere Gebiß grinsend enthüllten, rann ein dünner roter Faden und verlor sich in dem quetschblauen Hals. Einen Augenblick stand der ganze Mensch noch aufrecht, dann fiel er steif und schwer zu Boden. Als die Dienerschaft den Arzt herbeirief, mußte dieser den Eintritt des Todes konstatieren.

* * *

„Ein Schlaganfall hat ihn vor dem gänzlichen Verluste seiner Vernunft bewahrt“, lautete die wenig nachdenkliche

Phrase, mit der man damals allgemein die Todesnachricht beantwortete. Keiner wußte, was doch der geistesfranke Heilemann so deutlich als Wahrheit erkannt hatte, daß er daran zugrunde ging: Wie dem irdischen Erleben mit der Vernunft allein nicht beizukommen sei, das lehrte ihn seine Erfahrung. „Die Vernunft ist wie die Sicherheit des Nachtwandlers“, sagte er bei Gelegenheit seine Ideen darüber zusammen. „Ist diese einmal durch den ahnungsvollen Blick in die drohende Gefahr aufgestört, so kommt Einer wohl kaum mehr heil davon; wenn ihn aber ein Zufall rettet, so behält er sein Lebelang eine gewisse Verachtung dagegen zurück!“

Gedichte / von Bruno Frank

Das Grabmal.

Von Stein der Hund bei dem steinernen Herrn,
Wie auf alten Gräbern er Wache hält —

Das ist ein Ding, das mir auch gefällt,
Und, Gero, so hätt ich dich selber gern.

Für dein komisches braves Hundegesicht,
Sogar für die Schnauzhaare ganz allein,
Müßt es aber ein großer Künstler sein.
Und soviel, du weißt, hinterlassen wir nicht.

Es macht uns auch beide nicht wieder warm.
Du spizst es ja doch nicht, das steinerne Ohr,
Und du richtest dich auch nicht wie jetzt empor,
Mit den Steinpfoten auf meinem steinernen Arm . . .

Der Gefegnete

Die kühlen Hände legte ihm die Gnade
Liebend auf's Herz, daß es in Frieden schwele, —
Nun strömt sein Blut wie sturmbewahrte Welle
An einer Meerbucht innerstem Gestade . . .

Karl Schofleitner / Das Problem des Grafen von Gleichen



Wenn ich mir den Titel vorhalte „Der Graf von Gleichen“, so erweckt er in mir zweierlei Erwartungen, die mit den zwei Hauptrichtungen, nach welchen der Stoff gewendet werden kann, parallel laufen: Entweder erscheint die historische Ueberlieferung und die stoffgeschichtliche Voraussetzung als das Primäre, aus der das menschliche Problem erst herauszubilden ist, oder das Problem als solches tritt an die erste Stelle, wogegen alles Historische als bloße Einkleidung zurück tritt; im ersten Fall dürfte ein historisches Kostümstück zustande kommen, das man vielleicht neugierig betrachten mag wie eine Kuriosität aus vergangener Zeit, im anderen Fall könnte ein psychologisches Problemstück entstehen, das eine lebendige Wirkung auslöst und an Dinge anklingt, die selbst in unserer Gegenwart und vielleicht auch noch für längere Zukunft hinaus die tieferen Menschen mehr oder minder bedeutsam beschäftigen.

So weit die theoretische Scheidung. Jede praktische Durchführung wird naturgemäß einen Ausgleich darstellen und von beiden Richtungen etwas in sich schließen, für die Darlegung des Problems ist aber vorwiegend die zweite Art von Wichtigkeit und da nun das Drama von Wilhelm Schmidt-bonn „Der Graf von Gleichen“*) mehr im Problematischen und Psychologischen wurzelt als im äußerlich Historischen, will ich mich gelegentlich darauf beziehen, soweit das Problem dabei in Betracht kommt, das der Titel**) zu entwickeln vorgibt. Denn ein solcher Titel erweckt schon von vornherein eine gewisse Spannung und hat damit vor die-

*) Ein Schauspiel in drei Akten mit einem Vorspiel. C. Fleischel, Berlin.

**) vgl. den Aufsatz „Das Blaubart-Thema“, Heft 15, S. 513.

len anderen vieles voraus, aber seine Wahl zieht zugleich auch eine gewisse Verpflichtung nach sich, die erfüllt sein will, wie ein gegebenes Versprechen, soll er nicht bloß als dekorativer Aufputz mißbraucht worden sein, um eine Leistung höherer Art vorzutäuschen als wirklich geboten wird.

Ich gebe gleich die Voraussetzungen des Konfliktes mit den beiden Frauen:

Der Graf von Gleichen, bei Schmidtbonn Engelbrecht zu benannt, der im Morgenlande in Gefangenschaft geraten war, gelangt durch ein Türkenmädchen, dem er die Ehe versprochen hatte, wieder in den Besitz der Freiheit. Mit diesem Mädchen, Naemi, kommt er auf sein Stammschloß zurück, wo ihn seine bereits früher angetraute Gemahlin, Notburg, in Sehnsucht und Treue erwartet (nach Schmidtbonn seit 12 Jahren).

Naemi, die nichts von dieser früheren Verbindung wußte, glaubt ein Recht zu haben, auf der Erfüllung des Versprechens zu beharren. Notburg wehrt sich dagegen und beruft sich auf ihre älteren und früheren Ansprüche, die noch durch die Sitte des Landes gestützt werden. Damit geraten die beiden Frauen gegen einander: Notburg besteht darauf, dem Grafen allein anzugehören, während Naemi bereit wäre in die dreifache Gemeinschaft einzuwilligen.

Daran aber schließt sich sofort die Frage: Wie stellt sich der Mann dazu? In ihm spiegelt sich das Problem von der anderen Seite, die mir vor allem beachtenswert erscheint. Denn gerade von Seite des Mannes aus betrachtet, ergibt sich das spezifische „Gleichen-Motiv“, der ganz spezielle Konflikt des Mannes, dem ich im Widerpiel zum Konflikt der Frauen den Vorrang einräume, weil er für das Thema die entscheidenden und gegenüber allen anderen Problemen die unterscheidenden Merkmale enthält.

Ich meine so: Daß zwei Frauen um einen Mann kämpfen, weil sie ihn lieben, das ist vielen Dramen gemein-

sam. Das Ende wird meist so ausfallen, daß sich der Mann für eine Frau entscheidet, und die andere preisgibt. Je schwerer es ihm wird, die andere preiszugeben, umso mehr kommen wir dem Problem der Doppelliebe näher, und wenn der Mann auf beide verzichtet, weil er eben keine vorziehen kann, das will aber eigentlich heißen, weil er keine zurücksehen möchte, dann scheint es nur ein Ausweg der Notwehr und bereits eine Vorstufe zum endgültigen Entschluß: auf keine zu verzichten und daraus die Konsequenz zu ziehen, mit beiden gleichzeitig in die Ehe zu treten.

In dieser Ausprägung scheint mir die spezifische Eigentümlichkeit des Stoffes zu liegen, die wiederum für die Frauen die Wendung mit sich bringt, daß sie nicht mehr um den Mann kämpfen, insofern, daß ihn jede für sich allein gewinnen möchte, sondern daß sie gegen den Kampf kämpfen, um die Verträglichkeit miteinander zu gewinnen. Das setzt aber von allem Anfang an das Doppelgefühl des Mannes voraus, der die Verträglichkeit der Frauen auch wirklich wünscht. Daraus ergibt sich die Forderung, das Problem des Mannes für diesen Stoff als das primäre und entscheidende zu bezeichnen.

Es wäre somit darzustellen: wie ist es möglich und glaubhaft, daß ein Mann zu gleicher Zeit zwei Frauen gleich stark liebt, oder vorsichtiger ausgedrückt, daß er jede so liebt, daß er sie nicht unterordnen kann und keine um der anderen willen preisgeben möchte, sondern sie vielmehr so sehr als Einheit empfindet, daß er eine Gemeinschaft zu dritt nicht als ein Unglück und ein verderbliches Verhängnis auffaßt, sondern geradezu freiwillig eine derartige Kombination herbeizuführen bemüht ist, weil ihm dieses Zusammenleben zu dritt als Steigerung erscheint gegenüber jeder anderen Gemeinschaft zu zweit.

Dieses Wagnis müßte gelingen und gut ausgehen.

In diese Richtung scheint mir die revolutionäre Triebkraft

des Stoffes hinzuzielen und die Erfüllung dieses Zieles wäre das „Gleichen-Drama“ par excellence; wogegen der tragische Ausgang wie eine *contradictio in adjecto* anmutet, ähnlich als wollte einer ein „Liebesdrama“ schreiben, das aber nicht von der Liebe handelt, sondern von der Unmöglichkeit der Liebe, obwohl schon die Bezeichnung an sich die Tendenz zur Liebe einschließt und ausdrückt. Dazu kommt noch, daß auch die ursprüngliche Sagenüberlieferung damit übereinstimmt, die gleichfalls einen guten Ausgang und ein Weiterbestehen der Doppelhehe erzählt.

Mir fällt es aber nicht ein, diese Darlegung als besonderen Einwand gegen Schmidtbonn auszuspielen, weil sein Drama tragisch endet (indem sich Notburg am Schluß des zweiten Aktes zwar bereit erklärt, gleichfalls in die neue Gemeinschaft einzuwilligen, aber es doch für die Dauer nicht ertragen kann und im dritten Akt ihre Nebenbuhlerin tötet) da ihm niemand vorschreiben kann, gerade dieses Thema auf die Spitze zu treiben, wenn er auch einen programmatischen Titel gewählt hat; zudem scheint es für ihn erst an zweiter Stelle in Betracht gekommen zu sein und von einem vorangestellten Motiv abhängig gemacht, von dem noch die Rede sein wird. Ich wollte vorhin auch nur den Grenzfall des Problems festhalten, um daran den Zwischenfall zu illustrieren, den Schmidtbonn zur Darstellung bringt.

Aber freilich, wenn diese ungewohnte Dreiheit von vornherein so unmittelbar und nackt hingestellt wird, wie ich es getan habe, scheint die Befürchtung sehr nahe, daß sich Widerspruch und vielleicht auch Unwille geltend machen, wie gegen ein frivoles Spielen im Geistigen, ein Philosophieren mit Abstraktionen einerseits oder ein Verstoßen gegen die Konvention der Moral anderseits.

Es wird sich also nicht allein darum handeln, die menschliche Möglichkeit und die psychologische Glaubhaftigkeit, wie eine solche Dreieinigkeit sich bilden könne, darzustellen, son-

bern dafür auch eine gewisse Berechtigung nachzuweisen, um im Sinne einer leichteren Einfühlung suggestiver zu wirken; und so scheint es mir auch, als hätte Schmidtbonn die Doppelvermählung des Grafen hinstellen wolle als den einzigen Ausweg, der menschlichen Forderungen gerecht wird, und darum so verwickelte Vorbedingungen benützt, um nicht nur den Grafen, sondern auch die Frauen möglichst zu entlasten, als sollte der Eindruck erweckt werden, daß jede der beteiligten Personen für sich selbst recht hat und erst durch die Kombination dieser verschiedenen Rechte das „Unrecht“ entsteht.

Es wirkt natürlich ganz anders, ob der Graf seine Tat vorgefaßt in sich herum trägt, oder ob er unfreiwillig, wie es hier geschieht, und fast unversehens in die Verwicklung hinein gerät, denn im Vorspiel selbst hegt er noch keinen Gedanken einer Doppelehe und wenn er sich schließlich dazu entscheidet, so scheint er nicht bloß egoistisch seinen eigenen Wünschen zu entsprechen, sondern auch den Wünschen der beiden Frauen entgegen zu kommen, indem er die Ansprüche beider gelten läßt und keine von sich weist. Sein Entschluß ließe sich in dieser Auffassung so interpretieren: Er verfällt in Respektlosigkeit gegen die herrschende Monogamie aus lauter Respekt vor den Rechten der beiden Frauen, die ihm nahe stehen.

In einer solchen Durchführung erscheint die Doppelehe bloß für den Dichter als ein bewußtes Ziel, dem er vom Anfang an zustrebt, aber nicht für den Helden. Die Tat des Grafen äußert sich dadurch weniger planmäßig, weniger selbstherrlich, zugleich aber menschlicher, weil sie ungezwungener und triebhafter anmutet. Die Eindringlichkeit dieses Problems verblaßt und tritt in den Hintergrund.

Und vermutlich mit Absicht, denn Schmidtbonn will keine theoretischen Schemen auf die Bretter stellen. Im Gegenteil, nicht selten springt das Triebhafte seiner Menschen

ganz eruptiv hervor mit der Ursprünglichkeit und Frische einer Naturgewalt. Aus einer bloß abstrakten Erwägung und Anerkennung der Verpflichtungen, die er gegen beide Frauen zu erfüllen hätte, würde der Graf sich kaum so willig hineinfügen, sondern lieber die herrschende Sitte der Monogamie vorschützen und ein „Entweder- Oder“ zwischen den Frauen vorziehen, statt sich für ein „Sowohl-als auch“ zu entscheiden, wenn er nicht selbst etwas mitbrächte, das den Ansprüchen, die von außen an ihn gestellt werden, aus seinem eigenen Innern entgegen kommt. Damit gesellt sich gewissermaßen das subjektive Element zum objektiven Tatbestand.

Es ist zweierlei aus der Sphäre des Persönlichen und Individuellen, das seinen Entschluß bestärkt: Er hat während seiner langen Gefangenschaft aller Liebe entbehren müssen, darum ist auch jetzt sein Begehren so maßlos, wie bei Notburg, als müßte er das Versäumte nachholen und er glaubt sich auch jetzt mehr erlauben zu können als irgend ein anderer und beruft sich dabei auf eine ausgleichende Gerechtigkeit, die er in das Weltgeschehen hineinprojiziert. Zu dieser sekundären Disposition, die sich aus den Umständen seines Lebens ergeben hat, kommt noch etwas Primäres hinzu, das er selbst so ausdrückt:

„Mich nun ergriff ein rätselhaft Gefühl von gleicher, ungleicher Art. Sieh, weil ich jene liebe, haß ich dich darum nicht“. Und später: „So treibt es mich, wie's mich zu jener treibt, zu gleicher Zeit mit gleicher Kraft zu dir... Ich liebe sie und muß auch dich doch lieben und weiß nicht welche weniger mir lieb und welche mehr.“ Und endlich: „So träume ich mir ein Bild... In jedem Urme hängt, hier blond das Haar, da schwarz, mir von euch eine. Lieblich gekettet gehen wir durch die Tage und teilen Brot wie Bett . . . Ich will geliebt von beiden sein und beide

lieben . . . Da stark mein Arm für zweie ist und Freude mein Herz in zweie strömen will."

Er hat vielleicht das Verlangen, aber nicht die Gemütskraft beiden Frauen ein gleich starkes Gefühl entgegen zu bringen und bewährt sich durchaus nicht so, wie man erwarten könnte. Dazu fehlt ihm der Takt und die elastische Schmiegsamkeit, die Schwankungen seiner Gefühle auszugleichen und sein Benehmen entsprechend zu regulieren, denn er müßte gleichsam von sich selbst absehen können und immer wissen, was die Situation von ihm erfordert.

Ein solches Verhalten von Seiten des Mannes würde die Eintracht und die Verträglichkeit der beiden Frauen jedenfalls erleichtern können, obwohl es für den Mann durchaus keine besondere Unnehmlichkeit bedeuten dürfte, sondern eher ein hartes Stück Leben, voll der größten Selbstentäußerung, so ferne er beide Frauen nicht so stark liebt, daß er eben keiner entbehren könnte, wie er tatsächlich des öfteren versichert. Ich finde aber kein Teilen in seinem Benehmen, zum mindesten kommt es nicht überzeugend zum Ausdruck, wie sehr er auch davon spricht: er ist gegen Notburg merklich kühler als gegen Naemi. Darin äußert sich ein Widerspruch und eine Unklarheit in der Dichtung oder ein Tieffinn: Daß sich die Menschen über sich selbst am meisten im Unklaren sind und sich ihr Inneres ganz falsch zurecht legen. So täuscht sich auch der Graf über sich selbst und seine Kräfte.

Dazu kommt noch ein Weiteres: In dem Gespräche, durch welches er Notburg von der Möglichkeit einer Doppelehe überzeugen will, bezieht er sich auf die Analogie, daß ein Mann sehr wohl zwei Freunde zugleich lieben könne, in seinem späteren Verhalten bleibt er aber keineswegs in den Grenzen, die diese Analogie mit den Freunden voraussetzen würde und übersieht, daß damit die „Aufteilung“ seiner Person ein Unding wird.

Es zeigt sich in dieser primitiven Auffassung die relativ geringe Eignung des Grafen für eine positive Lösung, in der das Ziel des Stoffes zu liegen scheint, wie ich ausgeführt habe, und die ich im folgenden versuchen will:

Ein Scheiden und Teilen nach gleichmäßigen Hälften, überhaupt die Gleichartigkeit in den Beziehungen zu verschiedenen Frauen, scheint die Schwierigkeit nur zu vergrößern, die Verschiedenheit der Beziehungen dagegen ein Zusammenleben eher zu ermöglichen. Jede differenziertere Liebe setzt die Unerfelijkheid voraus. Völlig gleichartige Frauen sind für den Mann ohne persönliche Anziehungskraft, weil nur zu leicht die eine durch die andere vertreten werden könnte, ohne daß er eine Einbuße erleiden müßte. Desgleichen dürfte es auch für die Frauen umso schwerer zu ertragen sein, mit einer anderen ein und dasselbe zu teilen. Und so liegt es im gemeinsamen Interesse die Beziehungen möglichst verschiedenartig zu gestalten, denn in der Verschiedenheit liegt noch ein Restchen der Einzigkeit.

Je intensiver die Liebe sich äußert, umso stärker regt sich auch ihre monistische Tendenz. Das zeigt sich ganz deutlich bei Notburg. Aber auch Notburg lernt sich bescheiden und will sich lieber in eine teilweise Einbuße hineinfügen, als den Grafen ganz verlieren und so muß auch der Mensch im allgemeinen sich bescheiden lernen und seine Ansprüche herabstimmen, um nicht völlig leer auszugehen. Denn es gibt nur ein Liebeserlebnis, das vielleicht vor allen anderen eine gewisse Einzigkeit voraus hat --; das erste Erlebnis.

Alle späteren müssen sich unausbleiblich mit den früheren in Beziehung und auseinander setzen und sind streng genommen nur ein Ausgleich des augenblicklich letzten Ereignisses mit den früheren Erlebnissen. So wird für alle, die überhaupt ein organisches und kontinuierliches Innen-

leben führen, das Nacheinander der Liebesbeziehungen zu einem Nebeneinander in der Seele des Beteiligten.

Nach dieser Auffassung erhält die Stellung der beiden Frauen zum Grafen die menschlich tiefere Bedeutung eines Symbols: Nothburg ist die Erinnerung, die erste Liebe, das erste Erlebnis, das alles Folgende unerbittlich modifiziert und einschränkt, am liebsten aber völlig verdrängen möchte. Das erste Erlebnis (das macht auch Nothburg gegenüber Naemi geltend) hat etwas einziges für sich, weil vorher nichts Gleichartiges vorhanden war. Alles Nachfolgende muß anknüpfen und wird von dem bereits vorhandenen Erlebnisinhalt bestimmt, wirkt wohl auch wieder wechselseitig zurück, gewinnt aber keine ausschließliche und ausschließende Herrschaft. Diese einschränkende Abhängigkeit ist gleichsam nur eine psychologische Spiegelung der physiologischen Tatsache, daß der erste Befruchtungsakt mitunter auch auf die nachfolgenden einwirkt, so daß die Kinder des zweiten Mannes Ähnlichkeit aufweisen mit den Kindern des ersten.

Mit dem Alterwerden und der allmählichen Reife verlieren die Menschen die seelische und körperliche Unberührtheit und aufnahmefähige Frische und bringen immer mehr Erinnerungen und Erfahrungen in die neuen Beziehungen, die sie eingehen.

So verläuft die Entwicklung des Einzelnen in einer Richtung, die der monistischen Tendenz der Liebe durchaus entgegengesetzt ist. Ebenso wenig entspricht ihr die Entwicklung der Gesamtheit: Die fortschreitende Zersetzung eines einfacheren Kulturzustandes führt zu immer größerer Spezialisierung seiner Vertreter. Je mehr aber die Differenzierung der menschlichen Psycho um sich greift, um so seltenere wird der Glücksfall zustande kommen, daß sich zwei Menschen wirklich ein völlig ausreichendes und ihre ganze Wesenheit umfassendes Aequivalent bieten können. Es wer-

den zumeist nur jene Wesenszüge gebunden erscheinen, die wahlverwandt sind und eine neue Harmonie eingehen können. Sollen sich aber diese weniger Beglückten damit begnügen, bloß für einzelne Teile ihrer Persönlichkeit Zuflucht und Heimat gefunden zu haben, während die anderen Teile obdachlos verbleiben? Oder dürfte es nicht förderlicher sein verschiedenerlei Verbindungen einzugehen, um für den ganzen Menschen Ergänzungen zu gewinnen?

Sobald man diese Frage bejaht, scheint sich für den Mann mit den zwei Frauen eine neue Perspektive zu eröffnen.

Seine Liebe kann beide Frauen umfassen, ohne daß sich die eine gegen die andere bevorzugt oder benachteiligt fühlen könnte, alles Ausschließende erscheint wie weggerückt, weil er eigentlich keine für sich liebt, sondern nur ihre Beziehung auf eine dritte, auf sein „Idealbild“, wenn ich das vielmißbrauchte Wort wieder benützen darf, das beide in sich vereinigt und vielleicht noch ein paar andere dazu. Es scheint mir ähnlich, als wollte einer seine Stube erhellen, kann aber des weißen strahlenden Lichtes selber nicht habhaft werden und so sammelt er alle Buntheit des farbigen Regenbogens, die er erreichen kann in eine leuchtende Garbe. Eine Farbe davon ist Rotburg, eine andere Naemi. Seine Liebe gilt erst der idealen Synthese, die ihn die Frauen der Wirklichkeit vorausahnen lassen. Wenn dann, um im Bilde zu bleiben, jeder Frau von Seiten des Mannes auch wirklich die entsprechende Komplementärfarbe als erwünschtes Äquivalent zukommt, kann von Benachteiligung nicht mehr die Rede sein, weil sie dann auf verschiedenen Wegen dem Manne sich nähern und sich nicht mehr im Wege stehen können: Was der einen zukommt, ist der anderen vielleicht gar nicht schätzenswert.

Damit scheint der Konflikt überwunden und der versöhnende Regenbogen mit seiner reicheren Farbenharmonie mehr Glück zu verheißen als der triviale Doppelton einer

Normal=Ehe — wenn auch vielleicht weniger als eine Ideal=Ehe.

Diese Lösung des „Gleichen“-Problems ist ein Kompromiß der Idealität mit der Wirklichkeit. Es ist der Versuch, einen Konflikt, der zum tragischen Ende drängt, zu umgehen, um weiter zu leben. Es ist ein Kompromiß, wie ihn das Leben erfordert und der heranreifende Mensch ihn eingehen muß. Das „Blaubart“-Thema ist im Gegensatz dazu ein Jünglingsproblem, wie ich es auffasse. Sein Held ist der bedingungslos Fordernde, der immer das Höchste und Neueste anstrebt, wie der Jüngling und der Liebende im ersten Erlebnis. Der Held des Gleichen-Problems ist ein Mann, der schon lange im Leben gestanden ist und viele Erfahrungen hinter sich gebracht hat und sich auf Umwegen an sein Ziel heranmacht, wenn es nicht gradaus und auf einmal erreichbar ist und in einer einzigen Frau Verkörperung findet.

Es scheint, daß gerade die Erkenntnis von der Unzulänglichkeit aller menschlichen Beziehungen und die unmögliche Einzigkeit des einzelnen Liebeserlebnisses eine Wendung in der Auffassung des Gleichen-Problems vorbereiten könnte und zwar im Sinne einer positiven Lösung.

So führen Anfang und Ende der Entwicklung äußerlich betrachtet zum selben Ergebnis: die Gegensätze berühren sich. Es kann sich der Fall ereignen, daß ein Mann zwei Frauen gleichzeitig liebt, gerade aus der höchsten Verfeinerung des Innenlebens und den gesteigerten Ansprüchen auf höhere Qualitäten, und nach außen hin scheint das Nämliche zustande zu kommen aus dem Tiefstand einer dumpfen Seele und einer plump zutappenden Sinnlichkeit, die sich nur an Quantitäten entflammt.

Darum war auch für die Frühzeit ein guter Abschluß denkbar und möglich, ebenso wie noch heute die Viel-

weiberei für die Türken überhaupt kein Problem ist, sondern eine offizielle Selbstverständlichkeit bedeutet und nur aus ökonomischen und wirtschaftlichen Gründen allmählich mehr Einschränkung erfährt, weil der Harem zu teuer kommt. Nach der mitteleuropäischen Gesittung gilt sie dagegen wenigstens offiziell und vor dem Gesetze für anstößig, wenn sie auch praktisch in mancherlei Spielarten geübt wird. Ob nun dabei ein Rückfall in die Anfänge der Kultur oder wirklich ein Weiterschreiten zu einem überfeinerten Ende hinein spielt, wage ich nicht zu entscheiden.

Aber soviel steht fest: Soweit man solche Fragen überhaupt ernsthaft gestaltet und den menschlichen Kern, der ihnen doch wohl zugrunde liegt, respektiert, ermöglicht das Problem des Grafen von Gleichen in seiner allgemeineren Bedeutung für manche Verwicklung in Ehebrüchen u. dergl. die reinlichste und vornehmste Behandlung.

Freilich scheint dabei die Auffassung der Doppelehe, wie ich sie darzulegen versucht habe, einer ganz späten Kultur anzugehören und dem Zeitalter der Kreuzzüge weniger zu entsprechen. Ein Dichter unserer Zeit wird aber kaum den primitiven Märchenton wiederaufnehmen können, um im Sinne des Problems, beziehungsweise der Sagenüberlieferung ein gutes Ende herbeizuführen und muß darum mehr oder minder notgedrungen dem Empfinden der Zeit, der sein Held vorausseilt, Gewalt antun. Aber gerade damit scheint nur die Neubelebung des alten Stoffes und das spezifisch Moderne und in die Zukunft Weisende innig verschwistert.

Ein Durchschnittsdichter wird keine gewagten Versuche unternehmen und sich hübsch brav zwischen den enggesteckten Grenzpfählen herumtummeln, und so bewegen sich auch die gangbaren Bearbeitungen dieses Stoffes fast durchwegs in der Mitte zwischen den beiden positiven Möglichkeiten. Sie beschränken sich nicht bloß auf das

rein Märchenhafte, finden aber auch für das menschlich Problematische keine Lösung — darum enden sie tragisch. Goethe hat einmal einen Schritt darüber hinaus getan, als er in der ursprünglichen Fassung der Stella mit der Perspektive auf eine Doppellehe abschließen wollte, und setzte sich dadurch mit dem Empfinden seiner Zeitgenossen in Widerspruch. Aber auch er hat sich schließlich dazu bestimmen lassen, davon Abstand zu nehmen. In dem Musikerroman „Enzio“ von Friedrich Huch heißt es einmal, daß ein Mann zwei Frauen als Terz empfindet, als suche er „die Melodie der Frau“, wenn ich so sagen darf, von der er immer nur einzelne Töne gefunden hat. Mir scheint dies ein sehr einleuchtender Vergleich für den Musiker, wie die Wendung von der Farbenharmonie für den Maler. Aber sicherlich liegt ein bißchen Ästhetizismus in solchen Auffassungen, die durch solche Sinnbilder verdeutlicht werden und sie scheinen auch noch in unserer Zeit mehr dem komplizierteren Künstlermenschen angemessen, als dem normalen Erdenbürger oder schon gar einem mittelalterlichen Kreuzritter.

Trotzdem setzt Schmidtonn für seinen Grafen eine solch komplizierte Art des Empfindens voraus, wenn er ihn sagen läßt: „Gib mir dies Seltsame, das ich haben muß, gib's einem kranken Kind, das träumen muß, mit deinem blonden Haar vermischt ihr schwarzes sich, mit deiner dunklen im Einklang ihre lichte Stimme. So ein ganzes erst, berauscht ihr mir die Stirn . . .“. Eine andre Stelle vom blonden und schwarzen Haar („so träume ich und ein Bild . . .“) hab' ich bereits zitiert. So sehr diese Züge für die Figur vielleicht ansehnlich erscheinen, sind sie doch für das Problem unentbehrlich.

Ich brauchte in diesem Punkte nichts anderes zu tun, als die Elemente, die schon bei Schmidtonn vorgebildet erscheinen, weiter zu entwickeln und daraus die Kon-

sequenz zu ziehen, um zu meinen Ergebnissen zu gelangen. Es ist ja möglich, daß er selbst gar nicht daran gedacht hat, weil es ihm in erster Linie gar nicht um das Problem der Doppelehe zu tun war, sondern um etwas ganz anderes, wenn ich ihn richtig verstehe: Er wollte einen Mann zeigen, der einen so unerfättlichen Lebenswillen in sich trägt, daß er selbst mit dem Tode den Kampf aufnimmt und über die Einehe hinausgeht, nicht weil er die Doppelehe auf sein Programm gesetzt hat, sondern weil er überhaupt ein gesteigertes Begehren befriedigen will. Der tragische Ausgang, der sonst anmuten könnte, nicht nur wie ein ratloses Unvermögen der handelnden Personen, die sich nicht mehr zu helfen wissen und darum den Tod sehen, sondern auch des Dichters, der selbst keinen anderen Ausweg gefunden hat, erfährt durch das Vorspiel und den Vertrag mit dem Tode eine tiefere Begründung, die allerdings nicht aus dem Problem der drei Akte selbstständig und organisch herauswächst, sondern gleichsam voran gestellt ist. Das Problem des Grafen von Gleichen, das der Titel zu entwickeln vorgibt, wird an die zweite Stelle zurückgedrängt und sekundär abhängig gemacht. Die Doppelehe ist für dieses Drama nicht mehr Endzweck, sondern Illustrationsmittel, darum genügt es auch, bloß zu zeigen, daß sie der Graf will und wie er dazu kommt, einen solchen Willen zu haben, aber es fällt schon nicht mehr in den Bereich dieser Absicht, darzulegen, wie er sie kann und durchführt. Ich glaube, daß vom Standpunkte des Gleichen-Problems, worauf es hier ankommt, die drei Akte des Schauspiels durch das Vorspiel in ihrer menschlichen Bedeutung eine Einbuße erlitten haben, daß der Gesichtskreis verengt und die Perspektive auf die Zukunft abgeschnitten wurde. Was nur die Stellung des Dramas zum Problem fixiert, aber den dichterischen Wert nicht weiter ansieht, da es unsinnig

und anmaßend wäre, dem Dichter vorzuschreiben, ob er zwei verschiedene Motive verbinden dürfe oder nicht, (auch wenn nicht das eine das andere einschließt nach Art konzentrischer Kreise) und welches in den Vordergrund gerückt werden müßte. Für das Dramatische wurde sicherlich durch das Vorspiel und den Vertrag mit dem Tode eine verstärkte Schlußwirkung gewonnen.

Das Gleichen-Drama „tat ergochen“ könnte dagegen kaum aufkommen, da es etwa mit einer Idylle und der Perspektive auf eine friedliche Fortdauer der Doppelgemeinschaft abschließen müßte, was vielleicht einer epischen Kunstform entsprechender sein dürfte. Überhaupt glaube ich, daß dieses Problem in epischer Behandlung leichter zu einer abschließenden Ausprägung gebracht werden könnte. Darauf scheint schon der starke psychologische Gehalt und die Verinnerlichung und das Monologische des Konfliktes hinzuweisen. Man erinnere sich an die häufig wiederkehrenden und reichlich langen Monologe bei Schmidtbonn, die nicht zu umgehen sind, will man nicht oberflächlich werden oder veräußerlichen, weil sie Dinge betreffen, die niemand anderer wissen kann oder wissen darf, als eben der Sprecher des Monologs, darum gibt es keinen realen Partner, um ein Zwiegespräch zu ermöglichen (im Vorspiel ist es der Tod).

Wenn auch das Schauspiel von Schmidtbonn, nach meiner Meinung, das Problem des Grafen von Gleichen noch nicht zum letzten Abschluß gebracht hat, so weist es doch so wesentliche und wichtige Züge auf, ohne die ein Gleichen-Drama nicht bestehen kann und enthält so bedeutende Qualitäten, daß man ihm nicht so bald ein ebenbürtiges Seitenstück wird gegenüberstellen können, das den programmatischen Titel mit mehr Berechtigung führen könnte. Im Epischen, etwa in einer ganz besonderen Art der Novelle, ist es vielleicht noch möglich darüber hinaus zu kommen.

Ungarische Bilder / von Arthur von Wallpach

Plattensee

Schaumgekrönte Wogen spornen
Träge, weitgehörnte Stiere,
Dühnend lockt die Flut die Tiere
Aus bestaubtem Pferd von Dornen.

Zwischen roten Nebenhügeln
Gleißt der Wasser grüne Schale,
Enten blanz im Sonnenstrahle
Aus dem Schilf im Dreipaß flügel.

Südwärts ferne Pappelstreifen
Sandigen Küstenstrich umrahmen,
Muß auch Phantasie erlahmen,
Endlos kann hier Sehnsucht schweifen.

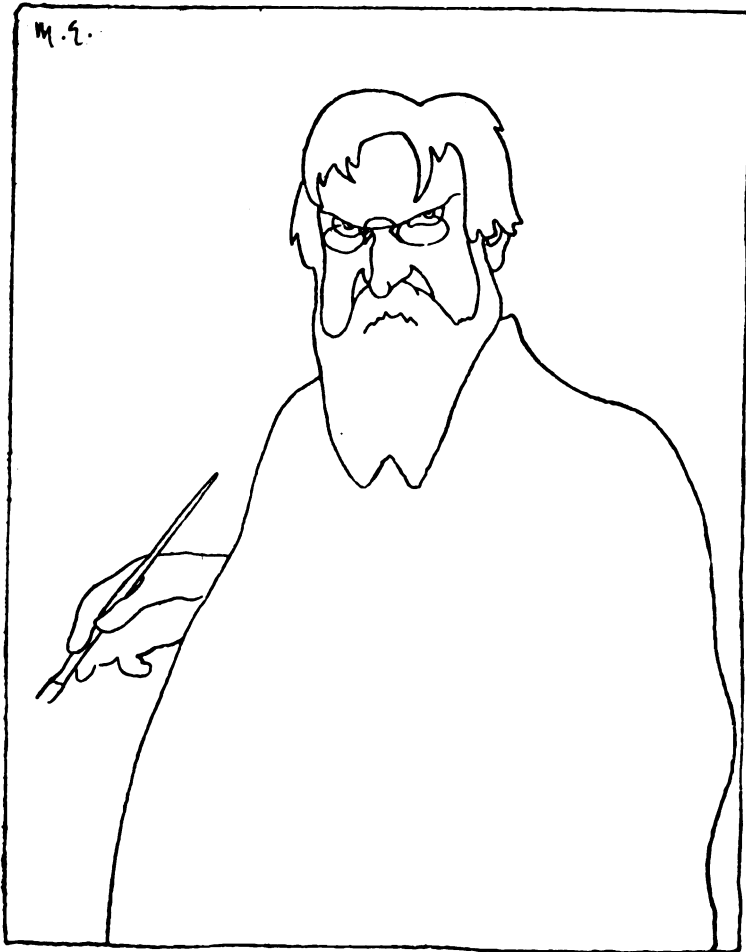
Ungarischer Flecken

Gleich goldenen Palästen prunkt in Tristen
Das Kornstroh, aufgestaut in Stoppelfeldern,
Die Wolkentwand will hinter dunkeln Wäldern
Beschneite Berge täuschen, die vermischten.

Mit rissiger Krume dorren Aderbreiten,
Die schilfgedeckten niedern Hütten kauern
An sandigen Geleisen und ein Trauern
Schwerjochiger Arbeit drückt die öden Weiten.

Der Marktplatz gähnt in plumper Kirche Schatten,
Die einzige, schmutzige Schenke füllen Fliegen —
Mir ist's, ich müß' verschmachten und erliegen,
Denn ich der Heimat duftigen Alpenmatten!

(gez. von Max v. Esterházy)



Maler Anton Colli

Brigner Chronik XVI (Die Bürgermeister)

Herr Dr. Julius Perathoner, Bürgermeister von Bozen hat es mit der Brigner Chronik gründlich verbissen, fast so, wie der seelige Lueger, als er bei Gelegenheit seiner Brigner Kaltwasserkur ungünstig über Briggen aussagte. Auf den Bozner aber haben wir's schon deshalb scharf, weil wir einen Mann wie ihn so gut brauchen könnten.

So kam es der „Chronik“ außerordentlich gelegen, endlich einmal eine Öffnung zu finden, durch welche die Gase ihrer Erbitterung entweichen konnten. Es trat nämlich ein Ereignis ein, das klar und deutlich erwies, daß der Bildungsgrad des Bozner Bürgermeisters wahrlich nicht höher steht, als der eines jeden nächsten Proletariers — und des Dr. Uemilian Schöpfer, der sich so über ihn aufgeregt hat. Kenner der Verhältnisse haben nämlich sofort auf den Schöpfer getippt und behauptet, daß er es gewesen sei, der in der „Briggener Chronik“ schrieb:

Der Bildungsgrad des Bozener Bürgermeisters steht wahrlich nicht höher als der jedes nächsten Proletariers. Der Herr Dr. Perathoner liefert hiefür einen Beweis nach dem anderen. So fand am 23. Februar in Bozen beim „Mondschein“ eine deutschfreihetliche Landtagswählerversammlung statt, in welcher der Abgeordnete der Stadt Bozen, Dr. Willi von Walter, Bericht über die letzte Landtagsession erstattete. Bei dieser Versammlung wurden unter anderem auch die vom Heiligen Vater abgeschafften Feiertage zur Diskussion gebracht. Darüber waren die Meinungen geteilt. Während ein Teil der Redner aus nationalen Gründen für Beibehaltung der Feiertage war, trat Bürgermeister Dr. Perathoner für die Abschaffung der Feiertage ein, wobei er bemerkte, daß der Papst endlich nach so vielen Dummheiten was Vernünftiges getan habe. Diese Saltelosigkeit gehört gerügt zu werden! Der Papst wird doch nicht erst beim Bürgermeister von Bozen anfragen müssen, was er zu tun und zu lassen habe. Uebrigens dürfte die Dummheit beim Beleidiger zu Hause sein, denn seine Vernunft besteht nur in koken-groben Manieren. So sehen die Repräsentanten unseres Tiroler Freisinn's aus! Uns scheint, die Herren lernen die „Pfaffenfresserei“ schon in der Wiege — sonst aber auch nichts!

Mit der Kozengrobheit der Chronik bin ich vollkommen einverstanden, denn es muß zugestanden werden, daß es etwas anderes ist, wenn man den Papst oder den Bürgermeister von Bozen einen Trottel nennt. Dennoch glaube ich,

daß des Pudels Kern ein anderer ist. Daß Herr Dr. Perathoner Zweifel in die Intelligenz des Papstes setzte, könnte ihn höchstens mit dem österreichischen Strafgesetzbuche in Widerspruch bringen, im Ubrigen aber der Chronik höchst gleichgültig sein. Aber ich kann mir nicht helfen, ich fühle die Nähe der Gefahr, daß der Pietätlose einmal die Sittlosigkeit begehen und es sich herausnehmen könnte, die ganze Chronik, mit allem, was drum und dranhängt, eine vertrottelte Gesellschaft zu nennen. Und dem muß vorgebeugt werden. Denn wenn nicht einmal die Heiligkeit des Papstes von solchen Anflageleien sicher ist, was soll erst einem kleinen Theologieprofessor bevorstehen, der höchstens die Gunst der „Chronik“, aber nicht die des Himmels verweigern kann? Jedoch, wie schon erwähnt, Herr Dr. Perathoner, glaube ich, war nur der Prügelknabe. Denn jüngst las ich in einer Zeitung, daß der Bischof von Brigen für seine Diözese die Feiertage beibehalten wolle, also mit dem Papst verschiedener Meinung ist (allerdings ohne ihn auch gleich einen Dummkopf zu nennen). Der Chronik aber war diese Widerspenstigkeit des konservativen Seelenhirten ein Stich ins Herz und sie konnte ihrem Unmute in keiner anderen Weise Luft machen, als dem Bürgermeister von Bozen eins über den Kopf zu geben.

Und dieser Bürgermeister, der ohne viel Geschrei und ohne Mithilfe einer Zeitung mit aufreizender Seelenruhe so viel zustande bringt, ist uns offiziellen Brignern schon lange ein Dorn im Auge. Wenn er wenigstens in der „Chronik“ inserieren würde! Aber nicht einmal das! Wir brauchten irgendwo in Tirol einen nichtchristlichsozialen Bürgermeister, der ein so ausgemachter Schurke wäre, daß sich von dem pechschwarzen Hintergrunde seiner fanatisch liberalen Gesinnung das Bild unseres schwarzen Stadtoberhauptes wie leuchtender Sonnenglanz abhobe.

Eigentlich leiden wir ja hier in Brigen unter einem Duumvirate. Wir haben zwei Bürgermeister. Herr Dr. Otto von Guggenberg sen. vertritt die offizielle Würde, während Herr Dr. Uemilian Schöpfer ein ungekrönter, ich will gar nicht sagen unerwünschter König ist und es nur aus Gefälligkeit tut, so daß wir nicht einmal wissen, wem wir eigentlich das Leben zu verdanken haben. Und so hat es mich schon immer geärgert, daß wir es mit unsern zwei Bürger-

meistern und der „Chronik“ nicht recht weiterbringen wollen, während die Nachbarstadt Bozen sich mit einem einzigen Manne begnügt. Es wurmt mich, daß es in Bozen drei Bergbahnen gibt, während der angeborenen Farbe der Entschließung unserer Plofobahn nun des Gedankens Blässe angefränkelt ward und sie, die ehedem ein Unternehmen voll Mark und Nachdruck war, nun der Handlung Namen verloren hat. Und wenn ich mich recht erinnere, liegt auf dem Bahnhofplatz in Bozen (der auch kein Muster von Reinlichkeit ist) noch immer nicht so viel Schmutz, daß wir auch nur den „See am weißen Turm“ damit planieren könnten.

Dies sind alles Dinge, deren Mangel wir schmerzlich empfinden, aber etwas anderes haben wir — etwas, das wir uns um viel Geld nicht ablaufen lassen. Der Bürgermeister von Bozen steht allein auf der einsamen Höhe seines kommunalen Schaffens, und es ist, als hätte ein Geschick es ihm versagt, helfende Söhne an seiner Seite zu sehen. Der unsere aber hat Söhne und Verwandte, die eifrige Arbeiter im Weinberge ihres Herrn und Vaters sind, und von denen wir wünschen, sie schon in allernächster Zeit in der Gemeindestube begrüßen zu dürfen.

Ich meine das im vollsten Ernst und es täte mir leid, wenn man mir Mangel an Bildung vorhalten und mich einen Dummkopf nennen würde. Denn ich würde es als zuviel Ehre empfinden, wenn man mich mit Sr. Heiligkeit in einen Topf werfen wollte.

Hartmann

Berichtigung. In Heft 20 ist in der Epistel „An den Innsbrucker Gemeinderat“ aus Versehen die letzte Zeile auf S. 734 weggeblieben. Die betreffende Stelle lautet vollständig: „Trotz besten Willens ist nichts darin zu finden, was beweisen könnte, daß die sorgenvoll-wichtige Geste, die all Ihr Tun begleitet, etwas anderes wäre als die gesellschaftliche Maskierung eines ganz gewöhnlichen, bürokratisch betriebenen Vereinslebens.“

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG
erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER
UNSICHERHEITEN

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Soeben ist erschienen:

KARL KRAUS
PRO DOMO ET MUNDO
APHORISMEN

* * *

geh. M 2.50, in Leinen geb. M. 4.—,
in Halbfranz M 5.50

Verlag ALBERT LANGEN in MÜNCHEN

Werke von Hermann Wagner

DIE ROTE FLAMME. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M 3.—.

DIE FEINDLICHEN MÄCHTE. Novellen. München und Leipzig, bei Georg Müller. — Preis geh. M 2.—, geb. M. 3.—.

DAS LÄCHELN MARIÄ. Roman. Axel Juncker Verlag, Berlin. — Preis geh. M 3.—, geb. M 4.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

==== **Telephon Nr. 34** ====

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr. 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker
und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. Prospekte gratis und franko.

II. Jahr

Heft 22

Der Brenner

Halbmonatschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Robert Müller: Das Bett / Oskar
Bonwiller: Sturmlieb / Bruno Frank:
Die Perlen / Otto Joff: Dina / Hugo
Neugebauer: Die Alternde / Carl Dallago:
Kleine Sämereien / Otto Pic: Gedichte /
Guido Hölz: Der fressende Kopf eines
Geföpsten / Karikaturenfolge 46: Max von
Esterle: Landesausschußmitglied Dr. Schorn.

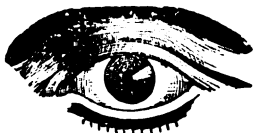
Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1.75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Dasselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verboten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.
Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel. Schreibmaschinen: Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr Innsbruck / 15. April 1912 Heft 22

Das Bett / von Robert Müller

(Eine Ode)

Auf meine Schlafenszeit bereite ich mich vor wie auf einen kleinen fröhlichen Tod! Eine kleine fröhliche Hostie schlucke ich hinunter, ein Stückchen konzentrierter Weltanschauung in Oblatenform. Auf Wiedersehen! sage ich meiner Kultur, dem geistigsten Augenblicke in mir, und steige hinab in die Gründe der Altvordern. Ich schlummere; aber alles Fleisch in mir erwacht zu seinem Bewußtsein, ein eifriges kluges Treiben beginnt in den vom Willen verlassenen Geweben.

Aber diesmal kann ich nicht schlafen. Was zum Teufel wollen meine Glieder sich nicht betten lassen? Pudelnackt und erfreut stehe ich vor meinem Bette. Die Decke ist zurückgeschlagen wie ein Blumenblatt, ein riesengroßer Käfer werde ich in die riesengroße Blüte von Leinwand und Kopshaar kriechen. Vorerst noch kräftig die Gantel geschwungen! Kein System Sandow oder Hackenschmidt, sondern gewöhnliche gußeiserne Kugeln, die ich tiefinnerst liebe, wie eine Mutter ihr Kinderköpfchen. Die Schwere des narbig rostigen Eisens beseelt mich, mit dem bloßen Willen umklammere ich die handlichen Stangen, als gälte es Rettung aus Todesgefahr. Die Stränge in meinem Körper ziehen jubelnde Glocken unter geblähten Häuten. Zusammengewürfelt saß er tagelang über Fehen Papiers, jetzt baut er sich frei und prahlerisch auf! Ich spüle den Mund; einen

Viertelliter klaren Wassers verdient ich zum Schlusse dem Magen nicht. An der Mauer ab wird das elektrische Glühauge geknipst. Und das Dunkel schießt flügge zur Mitte.

Über, ich kann nicht schlafen, ich denke. — Die Orchester wechseln. Die Orgeln der Tagmetropole verschmausen, die Stadt wird zur Landschaft. Hör' ich die Bässe der Nacht, und auf Klarinetten mit silbernen Tastern spielt der Himmel. Schon dudelsackt sich der Mond überm Stadtbahnviadukt langsam empor. Uns Tausenden blüht jezt das Bett, (so denk ich), Generäle ziehen sich menschlich aus, in der wollenen Wäsche dünstet der berufsmüde gewordene Körper. Federbuschige Hüte von Modedamen stehen am Boden großer Kartons statt auf Köpfen. Und die robenentkleideten Leiber von Prinzessinnen aller Art liegen ärmlich und krank unter Daunen. Vorgesetzte und Schulprofessoren, wer kann es wissen, stieren vielleicht zwischen den Zehen. Mächtige Geister liegen, das weiß ich bestimmt, wie fette haarige Kinder mit dem geistvollen Schädel am Rissen der nackten Verzweiflung, weil der Käse beim Greißler noch nicht bezahlt ist. Baumlange Athleten dafür bitten den Herrgott (wie altertümlich!) die bösen Blicke, Gespensterspuß, von ihrem kostbaren Fleische fernezuhalten. Sie alle fürchten, ins lindernde Bett versenkt, in eine Mördergrube von Qualen und Sorgen. Sie fürchten!

Ihr Unerfrodenen, nun Ihr, herbei! Die Großen der Welt, meine Großen, wie gehen sie zu Bette? Deutsche Kaiser von eh' und je schau ich im Hemde. Hier zeigt sich Größe. Der vierzehnte Ludwig, war er nicht groß, er hielt Zerfle im Bette, ohne der Würde zu vergeben, und, wie gesund war die Zeit, wo das Bett im Mittelpunkt stand! Schlaflos wälzt sich das Genie. Oder nein? Der Bauer Armut Hamsun schläft tüchtig auf seiner nordischen Farm, oder ist er verliebt, spinnt er verzückt seinen Traum, morgen wird es ein Buch sein. Gorky verfehmt

sich nach der verweigten Heimat, wo am milden Flutgang der Wolga die Boote stöhnen und stampfen. Bei Theodor Roosevelt weiß ich Bescheid. Sechß Stunden bin ich vor ihm voraus, dann suppiert en famille der wertvollste Mann von Amerika, (nicht von Europa). Daß er kurzfristig ist, schadet dem heilen kräftigen Körper aber schon gar nichts. Im Bette oder in der Versammlung gleicht sich gewinnend der dreiste Kumpen. In keinem Momente verläßt ihn die Kraft der Affektation, und das nenn' ich Stärke, wenn die Leidenschaft eng und angegossen sitzt wie ein Sportgewand. Nichts für ungut, dear Teddy! Peter Altenberg, der Prophet des Schlafes, der Messias, der sich an alle modernen Kreuze schlagen ließ, um zu erretten, schäbige Erniedrigungen duldet und Peine, mißverstanden auf seinem Wege, und erlösete uns von unseren Uebeln, Amen, wünsch ich die Salben seiner Lehre aufß müde Augenlid. — Wo steht er? —

Meine Unerfrohenen, merkt ich, haben wie alle die vor Angst ergrauten Flecken ihrer Seelen am weichen Bette zu reiben. Meine Hymnischen fürchten! Angst und Unrat wittert die Welt, die Welt, dieses wehleidige Menschenhirn, kurz noch vorm Schlafe. Was formt und wölbt sich aus angstentbrochenem Gemuntel, vors Auge dicht? Ich sehe fallende Ziegelsteine aus den irren Krallen des Zufalls, wie Schicksalstropfen und Tränen aus den blinden verschleierten Augen des Ungeheuers Leben, einem Manne den Schädel zertrümmern. Sinnlose Stürme unterwühlen die Hochburgen der Menschlichkeit, Hekatomben schwanken, Menschenbündel, an dünnen Fäden über grundlosen Tiefen. Am Asphalt der Stadt, mit den knöchernen Fersen, hörst du, klappert der Senseschlächter und weht am Granit den fressenden Stahl. Oder findß ein paar Stiebel mit hohem Absatz? Nein, nein, in nächtigen Lauten vernehme ich das Knacken der Lebensmaschine. Ein langsameß Mädchen —

wie die Zeit sich staut, nun überholt es ein schnelles. Dumpf ächzt um Schmerz und Angst zu liefern die Schattenmaschine, und tausend Menschen ächzen mit ihr. — Horch! knallten da nicht eben Schüsse? Beduinenhorden, sie segelt der Satan auf arabischen Schimmelhengsten am Windfang weißer Burnusse, reiten in selbstgewollten Tod. Batterien welscher Maschinengewehre zerfehen grüne Prophetenfahnen und zwanzig zertrümmerte Menschengelbeine liegen rings um einen solchen Lappen, mit dem ich mir nicht die Schuhe putze. Aber dankbar übe ich an großen Taten meinen Mut und meine Begeisterung und Eure grausamsten Zerfleischungen machen mich gefräßig nach dem Leben implicate Tod. Mein Tag wird kommen, wo ich von Euch, Ihr Helden, werde gelernt haben müssen. Vae victis! Wer gesund einschläft, geht gesund in den Tod. Etwas mehr Tod und Krieg, bitte, als Schlafmittel für bettlägrige Rassen. Hier liege ich und speichere Kräfte auf für Kommendes, Entbehrung und Obdachlosigkeit.

Und wiederum sehe ich die Menschheit unterm Leinen ergrauen. Was ist's mit meinem Feinde? Ich scheue, mag sein, den Witz, die feinen winzigen Künste, die hinter dem lederigen Gesichte mit Längsfalten, zart wie Mensurfschmisse, hervorbrehen können. Du schwarzlodiger Jude, du heimlicher Freund und offener Gegner, im Grunde, was meinst du, wir lieben uns nicht? Ich zerreiße, ich vierteile dich mit meiner Spannkraft wie eine Folter; aber ich, ich kann den Winkelzügen und talmudischen Schächten deiner Begabung nimmer nahekommen. Ich sehne mich nach dem Glanze deiner Talente, du bleibst benommen von meiner Kraft. Wir fürchten einander. Ich nicht, nein, ich nicht! Ich sehe dich knabenhaft schwach ins Bett zu deinen Sorgen steigen. Ich bin deine Sorge, meine kräftigern Muskeln machen dich schwach. Du brauner Prinz und feuriger Erbe tiefalter Kulturen, ich möchte dich in meine Arme nehmen,

sonst bin ich nicht sentimental in hellen Nächten und an Nebeltagen, und dir zärtlich sagen: Du dummer Bub, sei gut und furchtlos, laß uns einander nicht fürchten! Wir sind Freunde im Wollen gemeinsamer Zeiten; Feind nur in den Mitteln Gleiches zu erstreiten! Die Fülle dir, mir Kraft und Weisheit! Ich will deine Schönheit und deinen Adel, du mußt meine kalte harte Klarheit nimmermehr fürchten!

Dem ich das Weib nahm, das sommerlich blühende, alter Herr, wie stehst du vergrämt mit den verhärmten Waden in deinen Schlapfen! Im behaglichen Zimmer turnst du ins schwellende Bett. Leicht trägt dein Gewicht und die herrische Macht das noch unverbrauchte Messinggestänge, und Kultur und Komfort deiner geräumigen Kammer mehret von selbst jezt das Geld, das endlich dein Geist dir verdient. Was aber — zittert dein grauer Bart, dein Kopf in den Rissen, es schluchzt aus dem Dunkel, du, Furchtbarer, weinst ja? Fühlst du das Alter — ich fühle mit dir, ich gelobe Gehorsam. Wir fürchten einander. Ich nicht, nein, ich nicht! Denn ich sehe dich heulen in Ohnmacht und Feindschaft. Mir gilt dein Haß, du Mann der Wissenschaft und Musik, du findest mich schredlich unmusikalisch, hassst mich bitter, weil ich die Taten deines Gehirnes ruchlos balle zu Taten der Hände. Großes hast du geleistet, ich aber springe und meine Jugend undankbar und lärmend in die klaffenben Lücken, die du gelassen. Du schufest Gedanken, wir schaffen das Leben. Du edler Tyrann meiner Generation, ich schenke dir Ruhm und du mir Protektion, wenn schon du der Stärkere sein willst. Was gilt es? Du hast die Macht, den Erfolg, die Leistung, ich habe nichts als die Liebe zur Zukunft und den schwärzesten Haß deiner Blütezeiten. Du meidest mein Auge, wenn du lehrst und befiehlt, und fühlst in entseßlichen Nächten den Stahl meiner Glieder, das Holz und die Klapper der deinen.

In Betten haust, je weicher die Daunen, je größer die Furcht vorm Nebenbuhler und kommenden Manne. Weh' mir, auch ich werde altern! Drum laß uns Kritik und kleinen Verdacht nicht unserer Willen Schwungkraft schmälern. Ich fürchte dich nicht, und du, du hast meine Verehrung. Um die Frau jedoch wollen wir lieber nicht handeln. Die Frauen lasse besser man ziehen! Sie laufen zu dem, der zu tun hat, und dienen am besten Vollbringern. Denn Müßiggänger vermeiden sie und retten sich bald zu ewiger Mühe und Plackerei: noch die deutsche Hausfrau, ich grüße mit Rührung solch tiefe geschlechtliche Schönheit, ist in ihrer Weibheit nur eine Spielart der Prügelhure.

Ihr unerschrockenen dienenden Frauen, ich liebe Euch alle, Manche kann mich berauschen, Eine nur kann mich beglücken, die, mit den edelsten Räuschen der Sanftmut. Aber ein Fluch: Wer liebt, muß hart sein und opfern können. Die Berauschen den schlachten ich brennenden Auges der edelsten Meinen. Wie stark und grausam ist dieses Leben in seinem Besten: der Liebe. Wers sagte, der log, nie könntest du Alle lieben. Der Einen ein Gott an gebender Gnade, der Andern ein Mörder, bringst du doch Beiden ihr furchtbares Glück. Es neigt sich das Weib dem echten Verbrecher, verbotener Dinge rasendem Tuer, der des Lebens Honig im Blicke hält, und dessen Hände nach Grauen duften. Ihr unerschrockenen dienenden Frauen, mein Spürsinn wahrte Euch die Größe integer. Ich weiß, auch Ihr fürchtet, fürchtet Toiletten und falsche Zähne, und den wiegenden Gang einer anderen Frau. Doch das Bett ist das Maß aller Dinge. Tiere und Frauen sind schön und würdig, im Schlafen und Wachen. Nur Männleins will es nicht stehen. Und fragt man nach Liebe, sie braucht keinen Grund, wenn Ruhm und Prunk sich entschuldigen, die Liebe, sie hat kein Wozu? Die Liebe; ja, ja — Gesegnete Schlafenszeit zu Zweien! Wenn zwei miteinander

zu Bett gehen, fürchtet der Ritzliche. Aber zur Liebe braucht's keine Betten, da tut's ein Stück Landschaft. Und im Straßengraben, welcher Benefiz, hat auch der Pfaff seinen Sinn verloren. Wenn du im Straßengraben gelernt hast lieben und schlafen, erläßt dir dein Bett die Furcht, künftig einmal. Nur wer kein Bett braucht, verdient es. Die Nervenlammer der Menschheit ist nicht zum Sudeln und Fürchten und Siedeln gemacht. Hier wird geschlafen und Stärke geladen. Ein gutes Bett ist kräftige Philosophie. Frisch gelüftete Leinwand, von Federn ist abzuraten, macht optimistisch. Was macht ihm der Staat? Es steht über Thronen. Daseinsängste und Menschenhändler werden aus Sauerstoff erledigt. Wer ist der Staat? Ich und Wir. Ein jeder Dumme hat ihn zum Feinde, du, Freundschen, ja du bist der Staat. Den Polizisten seh' ich herausfordernd an, wenn er, lungernd am Eck, seinen Jammer Kollegen verzählet. Ist das der Staat? Dem säbelklirrenden Leutnant geb' ich, selbst ein Soldat in Nerven und tiefster Bestimmung, nur ungern das Plätzchen des Unstands, — ist das der Staat? — und gewahre den Hunger in den stolzen Augen und die zerbürsteten schwächlichen Stoffe um erwachsene Schultern. Ist er mein Feind, der Staat? Mein Feind ist, wer nachts im Bette dem Staate nicht wohl will. Meine fürchtenden Feinde fürchte ich nicht. Aber den Staat sollt Ihr hassen, der nicht Betten genug für Alle schafft, Kräfte zu speichern für Kommendes, Entbehrung und Obdachlosigkeit in zielvollen Kriegen. Nur wer ein Lebenlang in Betten geschlafen, hat die adelnde Pflicht, im mühseligen Krieg mit dem rauhesten Lager vorlieb zu nehmen. Ich weiß, wie es tut, wenn du getreten erwachst und Pferdebeine stehen auf deinem Magen, und oben sitzt der Konstabler, denn verboten ist es, in Parks zu schlafen. Auf Pritschen lag Einer im tiefsten Kielraum, bei Thran und Razendreck, die Schiffsmaschine mit

bohrendem Schrumpfen gab gütig Betäubung; da lernte er Angst. Mit dem langen Bootsmann, dem Haufen von Muskeln Unglück und Bosheit tritt er zäh um Autorität und einen Schein von Achtung. Mit todesentschlossenen Blicken allein entwaffnete er den geplanten Fußtritt. Der Bettlose fühlte ja Verwahrlosung nicht, wund und rissig ist seine Seele und schreit nach den ährenden Giften hygienischen Elends, es ist ihm erquicklich und ölig wie auf brandige Wunden. Wer wußte es nicht, der Leidende liebt den Schmutz und das Laster. Ein reinliches Bett bei gesundem Schlaf macht edel und stark und geduldig. Das Bett ist die Stütze des Staates. Italiens junge Soldaten, guter Leute Kinder und Söhne aus vornehmen Häusern, die am Wüstenand den geschundenen Körper betten und schließlich mit dem durchbohrten Fleisch den ewigen Staub Afrikaß mehren, sie dauern mich nicht. Ihr Tod macht mir Hunger nach Stärke. Andere weiß ich, am Saume von Städten, die an Meeren liegen, um Mitternacht schleichen sie fröstelnd an den warmen Sand vor der lauen See und graben sich tiefer und tiefer, je frischer die Brise sich aufmacht, wenn die Sterne erkalten. Tagsüber beim Korso bleiben die zierlichen hohen Stöckel von Damenschuhen an schwachen Füßchen hinterhältig in Mannlöchern stecken. Und wo das anmutige Glied sie gebrochen, da kommt der Tölpel am Abend mit Schafstreue, ungeleckt von der Zunge der Rache, die ihm so wohl tat, an den alten Standplatz zurück. Nichts gibt es, das er nicht fürchtet, der harmloseste, er, der Gesetze dennoch flinkster Brecher.

Das Bett ist das Maß aller Dinge. Wer im Bette gut aussieht, gewinnt das Leben. Verfallene Wangen und schlaffe Leiber schlafen vorerst besser in Straßengräben, bis sie zum Bette reif sind. Die Bettlosen aber lade zu Gäste der Staat. Das sei mein Traum. Schon naht der Schlaf. Die Hände verschränkt an den Rippen, an der

Herzgrube ruhend die Rechte, schlaf ich am besten. Auf Wiedersehen! will ich noch sagen und schlummre hinüber. Durchs offene Fenster murmeln die Bässe der Nacht und laute Gespräche Betrunkenen, die die Schlafzeit verprassen. Drauf steht der Tod.

Sturmlied / von Oskar Bonwiller

Du aber, der du, uns verwandter, ringst,
Sturm, Kampfgott, Held der Gegensätzlichkeit,
Das Lachen deines Sieges hallt empor
Vom starren Wald, den du mit Sauchzen zwingst,
Dein Flügel flattert gellend mir um's Ohr —

Sieh meine Stirne frei und unverhüllt
Dem Jubel deiner Küsse hingegeben,
Sieh meine Brust, von Sehnsucht heiß erfüllt,
Nach deiner brausenden Umarmung beben!

O, singe deinen wilden Uebermut,
Das hohe Lied der Jugend und der Kräfte,
Umarme mich und gieße in mein Blut,
Geliebter, alles Schäumen deiner Säfte!

Wie du mit Hohn das morschende Gebein
Von Bäumen brichst und dürre Blätterranken,
So fege, Bruder, meine Seele rein
Von welken Schatten modernder Gedanken!

Die Perlen / von Bruno Frank

Wie sollten wohl dem unbekannten Zecher
Wir Perlen seines Bechers wichtig sein,
Da wir zerfließend sinken in den Wein,
Und nichts verloren geht aus seinem Becher . . .

Dina / von Otto Zoff

ie jungen Männer von Gibeä lungerten auf dem Marktplatz und von der Dämmerung waren ihre Augen in leidenschaftlicher Sehnsucht erhitzt. Ueber ihnen wölbte sich ein silberner Himmel und der Mond trat scharf und hell hervor.

Sie sprachen mißmutig miteinander:

„In Gibeä gibt es nur Langeweile, wenn es nicht Arbeit gibt . . .“

„Es sind zu wenig Weiber hier . . .“

„Wir müssen von hier weggehn.“

„Gehn wir nach Jerusalem. Ah — dort haben sie Dirnen — eher zu viel als zu wenig.“

„Man könnte uns ein paar abtreten.“

„In Bethlehem sind schönere.“

„Darüber läßt sich streiten. Die von Jerusalem sind fest und prall, ihre Brüste sind hart wie Marmor. Die von Bethlehem sind so zart, daß sie dir unter den Armen zerbrechen . . .“

„Es kann jeder nach seinem Geschmack wählen.“

Sie streckten und dehnten sich und lachten gierig in sich hinein. Ein paar pfffen leise durch die Zähne und gingen mit großen Schritten auf und nieder. Mittlerweile war der Abend gekommen und das Silber des Mondes lag wie eine feine Schichte von glitzerndem Staub auf dem Platze. Einer nahm eine Handvoll kleiner Steine vom Boden auf, setzte sich auf den Rand der Zisterne, warf langsam einen nach dem andern hinab und horchte jedesmal, wie der Laut des Fallens auf das Wasser heraufkam. Das gefiel einigen. Sie lungerten umher und horchten.

Da klang das Klappern eines Felschrittes herüber. Sie lauschten auf. Und schon waren die Neuankommenen bei ihnen:

Auf einem Esel, den ein junger Mann führte, saß ein blondes Weib und sah sie wie erstaunt an. Da standen sie alle auf, nein, sie sprangen auf und stellten sich um die Beiden.

Da sprach sie der Mann an, daß er ein Levite sei und Jakob heiße. Er wohne oben bei Ephrata. Sein Weib sei zu Besuch in Bethlehem bei ihrem Vater gewesen, (denn sie sei von dorthier), vier Wochen lang, und er habe sie nun geholt, um sie wieder heimzuführen. Wäre er frühmorgens aufgebrochen, er wäre wohl schon an sein Ziel gekommen. Aber sein Schwiegervater hätte ihn immer wieder aufgehalten, von Stunde zu Stunde, und hätte gesprochen: „Lade doch dein Herz mit einem Bissen Brot und dann gehet fort!“ Und so sei es weit über den Mittag geworden, bis er von Bethlechem weggezogen. Und so sei die Nacht über sie gefallen, und Ephrata sei noch weit! Und so seien sie ohne Dach . . .“

Er erzählte es lange und breit und wog die Worte ab und atmete zwischen ihnen wie in Behagen. Die Jungen waren ungeduldig geworden und hörten ihm nicht mehr zu und schauten sein Weib an. Die saß ganz still auf dem Esel, leise gebeugt, und das seltsame Blondhaar sandte zwei dünne Strähne über die Schläfen bis zu den Mundwinkeln hinab. Ihre Augen aber hielt sie nur auf die Lippen ihres Mannes gerichtet und als er schwieg, löschte sie die gleichsam horchenden Blicke mit ganz klaffen und dünnen Lidern.

Als aber keine Antwort das Schweigen der Männer zerbrach, wiederholte Jakob leise und beinahe klagend: „Nun habe ich kein Dach über Nacht für mich und mein Weib und keinen Stall für den Esel . . .“

Da riefen ein paar, er könne bei ihnen bleiben, er könne haben, was er wolle, und er könne in ihrem Hause umgehen wie in dem seinen.

Und während sie noch so durcheinander stritten, während er immer wieder fragte, ob er ihnen nicht zur Last sei oder ob sie wirklich so viel Raum hätten, und während je einer von den Jünglingen beteuerte, daß Jakob bei ihm wie ein Bruder sein solle und daß sein Eingang das Haus segnen würde, und während Jakob noch von den vielen Zurufen, die ihm entgegensprangen, verwirrt, betäubt, überschüttet, niemandem endgiltig zusagen wollte, um nicht die anderen zurückzusehen, — da scholl von rückwärts eine große Stimme:

„Du bist von Ephrata?“

Jakob wandte sich um und sah in der aufgeschlossenen Türe eines Hauses einen Greis stehen. Wie zögernd und erstaunt bejahte er.

„Dann lehre bei mir ein, denn ich bin ein Heimat-Bruder von dir. Auch ich bin von Ephrata; freilich, es ist schon lange her, daß ich es das letzte Mal sah.“

Da führte Jakob den Esel zu dem Hause hin und sagte: „Ich will bei dir einkehren.“

Der Alte trat von der Schwelle des Hauses auf den Platz und sie umarmten sich und küßten einander den Bart. Und der Alte ging wieder in das Haus und lehrte mit einer Schale starkduftenden Wassers zurück und sie tauchten ihre Finger hinein und besprengten einander den Bart. Und der Alte trug die Schale wieder zurück und stand nochmals an der Türe und sagte: „Tritt ein!“

Da wandte sich Jakob um und sagte zu den jungen Männern, daß er ihnen für ihre Güte und Gastfreundlichkeit danke, daß er aber in das Haus seines Heimatgenossen eingehen wolle.

Sie nickten seiner Rede weder Antwort noch Gruß. Sie hefteten die gierigen Augen auf sein Weib. Diese aber stieg vorsichtig und müde von dem Esel. Und während der Greis das Tier in den Stall führte, leitete sie Jakob, linde seine Hand in die ihre legend, in das Haus. Und

die Tür schloß sich hinter beiden. Und die Nacht schien finsterner geworden zu sein. Und die Schatten der Häuser schienen dunkler, gespenstiger, langgestreckter zu liegen.

Die jungen Männer von Gibeon schauten sich ärgerlich an. Sie fluchten. Sie piffen durch die Zähne. Sie stießen einander mit der Faust in den Leib.

„Die ist von Bethlehem,“ sagte einer.

„Sie zerbricht dir unter den Armen,“ ein anderer.

„Sie hat blondes Haar . . .“

„Blondes . . . Haar . . .“

Sie dachten alle an das blonde Haar der Frau des Ephraimiten.

„Ich muß sie haben,“ schrie einer, laut, wild. Einer entgegnete, dies sei die schwerste Verfündigung an Jehovah. Ob sie es vergessen, daß auf den Tafeln Mosis geschrieben gestanden, sie dürften nicht begehren des Nächsten Weib? Und sei eine Uebertretung des Gesetzes nicht allerorts und immerdar in ihrem Volke bestraft worden?

Sie lachten über Jehovah. Hätte der ihnen mehr Weiber gegeben! Sie müßten die Blonde haben. Jeder müßte sie haben . . .

Aber: wie?

Sie sprachen lange Zeit hin und her. Sie sprachen viele Listen und Gewalttaten durch. Manche warfen dies wie einen Spatz hin: daß es am besten sei, Jakob zu erschlagen . . . das kam sie aber doch zu schwer an. Uebrigens, sagten sie, dieser ist ja ein Schwächling. Beinahe so zart wie sein Weib selbst. Und so weiche Hände hat er. Und so milde, bittende Augen. Man würde ihm nur drohen brauchen. Man würde nur zu sagen brauchen: wir erschlagen dich, wenn du nicht dein Weib gibst.

Dann aber fiel einer plötzlich auf die beste List und teilte sie den anderen mit und die freuten sich und lachten.

Sie drängten sich nun vor das Haus und schrien wie

Beseffene, Jakob möge herauskommen, er sei dem Tode verfallen. Er möge nicht lange zaubern, er möge sich nicht lange verstecken, er möge nicht lange etwas dagegenreden wollen, — er sei dem Tode verfallen. So schrien sie lange und durcheinander, bis sich die Türe ein wenig aufschob und der Greis seinen bebenden, silberschimmernden Schädel herausstreckte:

„Was wollt Ihr von meinem Gaste? Töten wollt Ihr ihn? Was hat er Euch getan?“

„Er hat unsere Gastfreundschaft verschmäht. Er kam in unsere Stadt und wir sind ihm mit Liebe und Dienstwilligkeit entgegen gegangen. Wir haben gesprochen: „Siehe, unser Haus sei dein Haus. Gesegnet sei dein Eingang! Er aber hat uns von sich geworfen. Er hat unseren Stamm, er hat ganz Benjamin beleidigt. Wir werden ihn steinigen.“

Der Greis streckte seine schlotternden Hände hinaus und öffnete seine Lippen. Aber sie überbrüllten ihn wie wütend. Sie streckten die Fäuste gegen ihn. Schnell zog er sich zurück und schloß die Türe.

Da stürmten sie gegen das Haus an. Sie hieben mit Fäusten und Füßen gegen die verschlossene Türe. Sie schrien, sie würden es anzünden, wenn man ihnen nicht Jakob gebe.

Da antwortete Jakob mit heiserer Stimme von innen, sie mögen ihn um Jehovahs Willen schonen. Es sei ihm nicht bewußt gewesen, daß er Gibeon beleidige, wenn er in das Haus seines Heimatbruders eingehe. Er wolle noch diese Stunde wieder weiterziehen. Er wolle mit seinem Weibe lieber auf dem Felde schlafen, als daß er ihnen länger noch ein Anstoß des Zornes sei. Nur möchten sie ihm freien Ausgang gewähren.

Sie lachten während seines Sprechens laut und wüßten. Dann riefen sie zurück, sein Wille, ihnen nun ganz zu gehorchen, sei noch lange keine Sühne für die größte Be-

Leidigung, die jemals dem Stamme Benjamin widerfahren. Die könnte nur mit seiner Steinigung gebüßt werden. Er habe sie wohl als Schurken oder als Diebe angesehen, weil er so ängstlich ihr Haus verschmäht. Dies hafte nun an ihnen, dies sei nur mit seinem Blute von ihnen abzuwaschen.

Seine weinende Stimme rief wieder von innen, sie mögen doch bedenken, daß er ein Weib mit sich führe und daß er ihr einziger Schutz sei. Was würde sie ohne ihn tun? Wer würde sie zu ihrem Vater heimführen? Und wie könnten sie ihr überhaupt dieses große Leid antun?

Sie schrien zurück, es läme sie selbst schwer an, aber sie müßten die Gesetze und Bräuche ihrer Stadt halten. Sie könnten nicht um der Liebe eines Weibes willen diese große Schmach auf Benjamin liegen lassen.

Da kam das Bitten des Jakob wie das Schluchzen eines Kindes. Er sei so ahnungslos gewesen, er hätte ihnen nichts Böses geschehen lassen wollen, als er in das Haus seines Heimatgenossen gegangen. Und er sei noch so jung und liebe sein Weib und liebe die ganze Welt nur in ihr. Ob die jungen Männer von Gibeon sie denn nicht angeschaut hätten, daß sie solchen Vorhabens fähig wären. Ob sie nicht ihr goldseidenes Haar gesehen, das so ganz weich sei, o, kinder über seine Hand, seine Wangen, seine Augen fließend als die reichste Seide aus Indien. Ob sie nicht ihre Stirne gesehen hätten, weiß wie weißester Marmor, nicht die kleinen Ohren, so schämig zwischen den Haaren versteckt wie zwei ruhende Tauben in herbstgoldenen Blättern? Ob sie nicht ihre Augen gesehen, ihre Lippen, ihren Hals, ihre Hände? Ob sie all diesem blind gewesen seien, daß sie nun ohne Gnade sein Leben, das nur Dienst ihres Lebens sei, vernichten wollten?

Zuerst war es die Männer wie Mitleid angekommen, als Jakob so zu bitten und weinen begonnen. Einige hatten

sich schon gewandt, um fortzugehen. Als er aber nun sein Weib zu loben begonnen, als er Bild um Bild von ihrer Schönheit vor sie hinwarf, waren sie wieder geblieben, hatten aufgehört und seine Rede machte sie wieder heiß. Und als er geendet hatte, war ihre Gier aufs neue erweckt, noch stärker und lebendiger geworden. Und sie brüllten nun wie hungernde Tiere.

Dann schwang sich zuerst eine große, verzweifelte, lauschende Stille durch die Nacht. Und dann sagte eine weiche singende Stimme im Hause: „Laß mich hinausgehn und sie bitten.“

Und die Stimme des Greises drang aus dem Hause: „Laß sie hinausgehn, sie will für dich bitten.“

Wieder war es still. Und die Männer standen weit vorgebeugt und atemlos um das Tor. Und einer drängte den andern wie ohne Absicht mit seinem Ellbogen hinter sich. Dann schaute ihn dieser böse und von der Seite an oder sie schlugen beide ein leises, durstiges Geläch auf.

Und dann knarrte die Türe und schob sich langsam auf und Dina stand vor den Vielen. Sie hob ihre Hände auf. Ihr Busen hob sich leise mit diesen.

Da sagten ein paar, ganz heiser:

„Bist du wirklich so schön wie Jakob, dein Herr, sagt? Tritt näher in das Licht, daß wir seine Worte prüfen können.“

Sie machte einen Schritt vorwärts und schon hatten sie rohe Hände gepackt und hielten ihr den Mund zu und trugen sie schnell fort. Sie wehrte sich. Sie leuchte auf. Aber ehe sie recht wußte, was geschehen war, war sie in eine dunkle Gasse getragen und weiter, durch Gassen und Gassen, immer weiter . . .

Zwei Männer trugen sie. Die andern liefen zur Seite mit, indem sie leise in Gier vor sich hinsticherten und mit unreinen Händen über ihr Gesicht, über ihren Arm schmei-

hellen. Jeder drängte und stieß den andern. Jeder wollte sie ansehen. Jeder sie berühren. Jeder ihren hilflosen Blick auffangen. So ging der schnelle, hastige Zug durch die dunkelsten Schatten der Stadt.

Währenddessen rief Jakob aus dem Hause: „Dina“. Dann kam der Greis und sah niemanden mehr und blieb zuerst wie starr. Und schrie plötzlich, die Arme hochauf werfend, wie ein Wahnsinniger auf und fiel zusammen und winselte. Da sprang Jakob aus der Stube und stand schon an seiner Seite, sah blöden Auges auf den leeren Platz hinaus, wankte wie ein Betrunkener, stürzte aus der Türe, fiel auf die Erde, sprang auf und gellte wie wahnsinnig: „Dina! Dina! Dina!“

Und drehte sich im Kreise, ausspähend, ob sie nicht komme und lief dann plötzlich in eine Gasse, aus der es ihm wie ein unterdrücktes Lachen gekommen war. Als die Finsternis dieser Gasse plötzlich, wie ein schweres Tuch, auf ihn fiel und ihn bedeckte, fuhr ihm ein Grausen in das Hirn, er rannte blindlings hinein, stolperte, fiel, sprang auf, fiel wieder, lief weiter, gegen eine Mauer, gegen einen Zaun, einen Baum

Er lief wie in eine Ewigkeit. Und oft stand er still und schrie: „Dina, Dina, Dina!“ Und schlug mit den Fäusten gegen seine Brust, gegen die Mauern der Hütten, gegen die Erde, auf die er fiel. Dann aber rannte er wieder lautlos, duckte sich in den Schatten wie ein Dieb, lauschte alle paar Schritte im Stillstand, sprang dann wieder wie eine Raube weiter.

Und plötzlich lief er gegen eine Mauer, riß sich Hände und Lippen blutig, gluckste wie ein Ertrinkender auf, und fiel der Länge nach hin. So lag er nun, keuchend, während seine Zunge aus dem Munde spielte. So lag er und fluchte: „Jehovah“. Und immer wieder „Jehovah“.

Und die Nacht stand über ihm, weitaufgeschlossen, und er

sah, das Haupt auf die Erde gelegt, in ein Stück seidig schimmernden Himmels hinein. Von irgendwoher wogte der schwere Duft der Wraunen. Eine kalte Feuchtigkeit fiel auf seine geöffneten Lippen und er sog sie durstig in sich hinein. Das Heulen der Schakale kam zu ihm, oft von ganz nah, dann wieder aus der Weite, das langgedehnte, traurige Heulen der hungrigen Schakale.

So lag Jakob und in seinem Hirn sprangen die Gedanken wie Ziegen am Gileadsberge: gegeneinander und wieder voneinander. Er konnte keinen einzigen fassen. Der Kopf schmerzte ihn, als wäre er in Feuer getaucht. Die Füße brannten, die Knie waren wie gebrochen.

Er sagte sich: „Jehovah hat mir Dina genommen.“ Aber gleich wieder entfiel ihm dieses Wissen. Eine bleierne Müdigkeit floß in seinen Gliedern, es schmerzte ihn, den Arm nur wenig aufzuheben, es schmerzte ihn, den Kopf zu wenden. Aber die Augen standen wach und starr und vor dem Dunkel wie vor einem großen Grausen aufgesperrt.

Eine trostlose Gleichgültigkeit siderte mählich in sein Gefühl. Langsam verdunkelte sich ihm alles Wissen von dem Geschehenen, er wußte nur, daß dort rückwärts, vor der Nacht, etwas Trauriges über ihn geschlagen worden war, etwas Trauriges, das ihm jetzt wie ein weitausgespannter schwarzer Mantel vorkam, der von irgendwoher niedergefallen war. Aber er begriff diese Traurigkeit nicht mehr. Er lag wie ein Begrabener unter ihr, ganz erfüllt von ihr, ohne sie zu wissen

Irgendwo fielen sich zwei Schakale heulend an, ein Knurren und Bellen sauste zu ihm herüber und er spannte alle Sinne in einer von Angst geheizten Neugierde. Dann, als sich das Lärmen verlor, fanden seine Blicke wieder zum hochgespannten Himmel und er starrte in seinen silbernen, matten Glanz, Stunde für Stunde.

Und wie er so da lag, sah er, daß ein lichterer Schein

dort oben aufzublühen begann. Und plötzlich war ihm alles klar, was geschehen war, in einer Grausamkeit und Verzweiflung ohne gleichen klar, und sein Herz wollte still stehen. Er wollte aufspringen; aber sein Körper war schwer und steif. Netzend fiel er zurück. Und atmete tief. Und begann langsam, sich aufzurichten. Und ging wieder ein paar Schritte. Die Arme wie nach einem stützenden Stod in die Lüfte gestreckt. Die Blicke steif in das Dunkel geheftet. Und fiel gegen einen Baum, um den er sich klammerte. Und stand zitternd.

Lange Zeit. Er horchte. Er ächzte. Und dann weinte er wie ein kleines, verirrtes Kind.

Während er enge den Baum umschlungen hielt, weinte er. Es war ihm Gewißheit, daß er Dina nie mehr sehen werde . . . Es schien ihm, dieser Morgen, der jetzt leise, wie zögernd, anbrach, sei kein Morgen, es werde nie mehr ein Licht, einen Tag geben, all dies sei ein Komödienspiel, eine Lüge, ein Lachen Jehovahs. Und es fiel ihn ein Schreien an, tiefinnerlich, gegen Jehovah, gegen dessen ganze Größe, gegen das eitle, prunkende Volk, das diesem gehörte und dessen Sohn und Mitteil er selbst war. Und dann wieder löschte das alles für ihn aus: Jehovah und die Erde und die Völker. Und er wußte nur das eine: daß er Dina nie wieder sehen werde.

Dann ließ er von dem Baume und laut vor sich hinschluchzend, ging er weglos weiter.

Und die Sonne ging auf, wie ein großes, lachendes Kindergesicht, das aus einer Wiese sich aufhebt. Wie eine Flut von Gold wogte es über das Land her und schüttete sich über die Häuser, über die vereinzelt dürftigen Palmen, über die verwitterten Zisternen. Und mit einem Male suchte Jakob ein wilder, schneller Schmerz durch Herz und Hirn: seine Augen sprangen auf, wie gestochen: der Platz, auf dem er stand, die Palmen, — — — die Zisterne, die

Hütten, — er erkannte diesen Platz, er warf seine Arme wie ein Gehehler in die Luft, er warf seinen Leib um sich selbst — und sah — und wollte schreien — und konnte nicht — und der Mund blieb ihm wie versteint offen stehen.

Vor der Hütte lag Dina, das blonde Haupt linde auf die Schwelle gelegt. Das Haar war aufgelöst, es fiel über die Stufen wie goldenes Wasser zur Erde, es fiel über Augen und Wangen, es fiel über die entblößten, — wehe — über die entblößten Brüste zu den vom Leibe gestreckten Händen.

Isakob fiel neben sie hin und rief sie: „Dina!“ Er rief sie, während ihm die Tränen einen dichten Schleier vor seine Augen legten, daß er sie kaum mehr sah, während ihm die Tränen in das Goldhaar seines Weibes und auf ihre entblößten Brüste fielen. „Dina“, rief er sie. „Dina“ rief er sie immer wieder.

Sie regte sich nicht. Er legte sein Haupt in ihr Haar, seine Lippen suchten es immer wieder. Er legte seine Arme um ihren gebrochenen Leib, hob sie auf, wiegte sie schmeichelnd auf und nieder, — sie regte sich nicht.

Aber es währte noch lange, noch sehr, sehr lange, bis es ihm endlich klar wurde, daß sie nie mehr erwachen werde. Es kam ihm ganz langsam, wie die Sonne in der finsternen Regenzeit. Er wehrte sich zuerst dagegen, er verzürnte sich gegen sich selbst, daß er es nur zu denken wage. Aber es kam immer wieder, es kam immer wieder. Es war ihm, ein Schakal schleiche gegen ihn an, ein lauerner, ausgehungertester Schakal, den er weggjage, der wiederkomme, den er abermals und immer abermals weggjage, mit Steinen und Knütteln, und der doch immer wieder komme, jedesmal lauerner und gieriger und jedesmal näher und näher.

Aber endlich ward es ihm doch klar. Und er saß ganz still. Und er faltete die Hände in seinem Schoß. Und er ballte sie. Und er hob sie auf und wühlte in seinem Haar und zerraupte es. Und er zerriß seinen Oberrock.

Und er begann zu beten, leise, murmelnd, mit tiefer Stimme. Und immer beugte er sich vor, bis zur Erde, und richtete sich wieder auf und beugte sich wieder nieder.

Dann sagte er sich wieder: es ist vielleicht nur ein Traum. Alles, seit gestern Abend. Oder nur eine Prüfung Jehovahs. Oder ein Wahnsinn, der nur in meinem Kopf treibt. Sie muß doch aufwachen. Sie sollte nie mehr aufwachen? Dina — — nie mehr aufwachen?

Und mit einem von der Angst verzerrten Gesichte sah er wieder das Weib an. Und nun sah er es erst wirklich. Ihr Haar war aufgelöst, wild zerraut, wie ein ungebändigtes Morgenwasser überallhin fließend. Ihr Gesicht war zerkratzt, breite, wie von Fingernägeln gezogene Blutfurchen hatten es übersäet; es war zerbissen, wie von gierigen Zähnen, zerbissen wie von tierischen Küssen, mit Blut wildester Lust besprengt. Und ihr Hals. Und ihre Brüste. Und ihre Arme. Ueberall war die Haut zerrissen und aufgetrallt. Und das Kleid war nur mehr Fetzen. Ihr Oberkleid hing nur wie ein Tuch von der einen Schulter, der Rock war aufgerissen wie von schnellen Händen, von fiebernder Ungeluld und zeigte überall das weiße Fleisch ihres Leibes.

Das war Dina.

Jakob fühlte, wie sein Gesicht steif geworden war. Er wollte den Mund öffnen, es geschah mit einem Schmerz, der ihn bis in die Schläfe hinein stach. Er wollte die Augen schließen, aber sie brannten die Lider, als wären sie glühende Kohlen geworden. Und er fühlte, daß sein ganzes Gesicht verzerrt sein müsse, verzerrt wie das eines vom Teufel Besessenen.

Denn dieses, dieses Ungeheuerliche hatte ihm Jehovah angetan: er hatte Dina, sein Weib, von den Küssen tierischer Männer sterben lassen. Dieses hatte ihm Jehovah angetan. Jehovah hatte ja auch Hiob geprüft. Er hatte Hiob sieben Söhne genommen und drei Töchter, alle seine Kinder hatte

er ihm genommen. Aber er hatte sie durch den Wind genommen, der über die Wüste herkommt, und der das Haus zerbrechen machte, in dem sie saßen und tranken. Wind und Steine und Holzflöße hatten die Kinder Hiobs getötet.

Aber Dina hatten die Rüsse tierischer Männer getötet.

Dies hatte ihm Jehovah angetan. Er aber war niemals in seinem Leben gegen Jehovah aufgestanden. Er hatte sich immer vor ihm gebeugt. Niemals war er am Sabbath vom Gebete ferngeblieben. Niemals hatte er von dem Fleische unreiner Tiere gegessen. Niemals war er gegen seine Eltern aufgestanden. Und niemals hatte er an der Verheißung des Herrn gezweifelt. Und Jehovah hatte die Faust gegen ihn geschleudert und ihn ärger geschlagen denn Hiob.

Und mit rotdurchlaufenen Augen sah er Dina an. Immer wieder mußte er dies alles ansehen, mußte es sich selbst in das Hirn pressen: das zerraupte Haar, die aufgebissenen Wangen und Lippen, die zerrissenen Brüste und Arme und das zerfetzte Kleid, das hier und dort den nackten Leib zeigte, den schlanken, den zarten, den geschändeten.

Es wollte ihm nicht Erkenntnis werden; es war ihm immer wieder wie eine Mauer, gegen die er rannte und an der er zerschellte: die Rüsse tierischer Männer hatten sein Weib getötet. Tiere hatten sein Weib befallen! Tiere hatten sie geschändet!

Und plötzlich sprang er auf und lief in die Scheune und führte den Esel heraus und hob sein Weib auf und band es auf den Rücken des schläfrig gähnenden und sich redenden Tieres und trieb an und lief daneben einher, schnell, immer schneller, die Straße aus Gibeon.

Ein paar Mägde begegneten ihm, die, Krüge unter den Armen tragend, zur Zisterne wandelten. Sie schrien auf. Sie drückten sich zitternd an die Mauern der Hütten. Denn dies war ein Anblick, entsetzlich ohne Maß: das tote, blut-

befleckte, verzerrte Weib auf den Rücken eines laufenden Esels gebunden und der Mann hinterher, mit wilden, leuchtenden Flügen in das Tier schreiend und mit seinen Fäusten im Laufe um sich, gegen sich, gegen sie schlagend.

Ein alter Mann kam ihm auch entgegen und sah und schrie: „Jehovah!“ Und breitete die Arme aus, um Jakob aufzuhalten. Aber der schlug ihn vor die Brust und war vorbei.

Und schon war er aus Gibeon und die Weite lag vor ihm, grau, gelb, dunstig. Und er lief die Straße weiter und der Staub wirbelte wie Rauch aus kochender Erde auf und legte sich in seine Augen. Die Zunge hing ihm aus dem Munde und er fühlte seine Füße brennen, als lief er schon stundenlang. Dann aber blieb der Esel still und regte sich nicht, wie sehr er auch in ihn hineintrieb, mit Fäusten und Knien und Füßen.

Da fielen ihm mit einem Male die Tränen aus den Augen und badeten seine Lippen und sein Kinn. Er wußte nicht, wohin er wolle, warum er so gelaufen war, er wußte nur das eine: daß Jehovah wie ein Schuft an ihm gehandelt hatte. Und daß der Rabbi lüge und daß das Wort Moses lüge und alle Propheten. Nur dieses wußte er. Und er wandte zum Rand der Straße und fiel nieder in das dürre stinkende Gras und riß sich das Oberkleid weiter auf und riß die Ärmel auf und gebärdete sich wie ein toll Gewordener. Er nahm einen Stein vom Boden und wog ihn in seiner Hand und lachte mit schiefem Munde und warf ihn gegen den Himmel empor. Als aber der Stein wieder schwer zu Boden fiel, stampfte er mit den Füßen gegen ihn und bespuete ihn und schrie ihn an: „Hund, Feigling, Rabbi!“

Dann nahm er ihn nochmals auf und warf ihn wieder hoch empor, mit allen Kräften, indem er selbst ein wenig mit dem Stein in die Höhe sprang. Aber der Stein fiel

wieder, schlug dem Esel, streifend, auf den Rücken, daß dieser wie ein kleines, geschlagenes Kind langgezogen aufheulte. Da sah er hin und sah wieder die Tote.

Mit von Zittern schwachen und plumpen Händen löste er sie von dem Rücken des Tieres ab, setzte sich auf die Erde und hielt sie in seinen Schoß gelegt. Er sah sie an. Er schüttelte das Haupt wie über ein Rätsel. Er murmelte in sich hinein. Und wie er sie so ansah, öffneten sich seine Augen immer weiter und wurden groß und entsetzt und fielen mit einem Male gleichsam wieder in sich selbst zusammen und sahen unter halbgeschlossenen Lidern lauernd und kalt, von irren, bösen Feuern durchzuckt, auf das Weib nieder.

Und dann langsam, als müßte er es nochmals denken: „Wieviel waren es? Vielleicht zwanzig. Zwanzig Männer haben dich heute gehabt. Zwanzig Männer haben diesen Leib an den ihren gedrückt, bis er kalt wie Elfenbein war. Zwanzig Hunde haben diese Lippen geküßt. Zwanzig Kröten haben ihre Wangen auf diese Brust gelegt. Zwanzig Auswütsche sind vor Lust in deinen Schoß getaumelt.“

Es grauste ihn. Ein Schauer strich über seinen Rücken, Es nützte nichts, daß er es sich immer wieder erklärte, daß es feinetwillen geschehen. Daß sie ein Opfer für ihn, für sein Leben war. Daß er sie hinausgehen hatte lassen, die Männer zu bitten. Es nützte nichts, daß er es sich sagte, wie sehr sie ihn geliebt, wie still sie immer neben ihm gegangen, ohne die Augen zu anderen zu heben. All dies, so oft er es sich auch vorsagte, so klar er es auch darlegte, floss an ihm vorbei, wie leise, laue Windluft. Denn: es graute ihm vor diesem Weib, daß diese Nacht die Lust zwanzig anderer gewesen war. Es graute ihm nun vor dieser dieser Stirn, vor diesen Augen, diesen Lippen, diesen Brüsten, diesen Armen, die die Küsse so vieler empfangen hatten. Und er stieß sie mit der Rohheit unbändigen Eises von sich:

Sie rollte in den Staub der Straße. Der Staub der Straße fiel wie feiner, gelöster Schnee auf sie und löschte das hellgoldene Feuer ihres Haares in Grau.

Wohl ging es in seinem Hirn weiter: Sie ist für dich gestorben, für dich hat sie das Leiden müssen. Wie eine Leier ging das in ihm weiter.

Aber das Herz schrie nur das eine: Andere haben sie befehen.

Er schüttelte sich. Der Esel kroch wie eine kalte, schmale Schlange in seinem Körper aufwärts und setzte sich in seine Kehle. Er mußte ausspucken, immer wieder ausspucken.

Er sah nicht mehr auf die Tote hin, die im Staub der Straße lag. Er legte sich nieder, schüttelte sich noch oft. Dann verzerrte sich sein Gesicht mit einem Male und er begann leise vor sich hin zu lachen. Die Sonne war so sehr glühend, daß der Himmel gleißend weiß war, wie ein unendliches Stück köstlichsten Elfenbeins. Die Hitze stand wie mit schweren, fleisen Füßen über dem Land. Der Esel heulte von Zeit zu Zeit auf, langgezogen und hungrig. Jakob hörte es nicht. Sein rotes Gesicht lag ganz in der Mittagssonne. Er lachte und pfiß durch die Lippen und wälzte sich und lachte wieder.



Die Alternde / von Hugo Neugebauer

Blidt ihr Sonne ins Gesicht,
wird das Ausgelebte hell,
wendet sie das Antlitz schnell
in das Dunkel aus dem Licht.

Wenn sie dann im Schatten geht,
blidt aus ihr die Sonne vor,
all der Glanz, den sie verlor,
von den Toten aufersteht.

Darum ist's, daß ich sie mag
als von Fleisch und Blut den Traum,
denn ihr Wandel webt im Saum,
dämmert zwischen Nacht und Tag.

Kleine Sämereien / von Carl Dallago



Das Schauen des Künstlers ist in sich hinein gerichtet, auch um Dinge darzutun, die er um sich vorfindet. Denn jedes Ding will von ihm gleichsam wiedergeboren werden. Ja, es sieht aus, als läge alles bereits im Künstler und der bedürfe des Gegenstandes zur Darstellung nur als einer Art Anstoß, um das in ihm Gelegene ans Licht zu schaffen. Es bringt mit sich, daß man nicht Beliebiges gestalten kann, wenn man Künstler ist, daß man vielmehr hingebungsvoll und willenlos werde, um den Schöpferwillen in sich zu erhören und ihm möglichst gefügig zu sein. Die Losung lautet nicht mehr: Ich will! sondern: Es will mit mir! Sie ergibt den Baugrund. Auf ihm erwächst erst das Kunstwerk, das wiederum abhängig wird von Material und Kräften, über die der Künstler verfügt. Das Gesagte setzt die menschliche Begrenzung des Künstlers auch

als seine künstlerische Begrenzung; es schließt zugleich den Nur-Könnern von vornherein von der Kunst aus.

*

Die Enge einer Geschlossenheit am Künstler ist Tiefe. Der Künstler strebt mit dem Wachstum seiner Kunst den Horizont seines Schauens zu verengen, nicht zu erweitern. Er sucht alles Reale immer mehr nur in sich, nicht mehr um sich. So werden die Dinge nicht mehr vom Verstehen gewertet, sondern vom Erfühlen, das immer mehr von einem Sicherschließen abhängig wird.

*

Der Sport als leibliche Lustbetätigung ist völlig am Platze als Hinweis — als notdürftiger Ersatz, wertvolle Eigenschaften am Menschen auszubilden und rege zu halten, wo Zeitengang und Berufsleben die Betätigung solcher Eigenschaften hintanhaltend wie unsere Zeit, die trotz ihrer stetigen Kriegsrüstungen, die Ausbildung der menschlichsten Kämpferinstinkte hintanhält: so die Ausbildung der Tapferkeit — der Einfachheit — des Aushaltens; mehr noch die Ausbildung der Lust an Tapferkeit — an Einfachheit — am Aushalten. (Der Sport als Nur-Selbstzweck ist bereits Entartung.)

*

Sport als Vorbereitung für Höchstes: Die Ausbildung der Kämpferinstinkte ins Seelische des Menschen verlegt für die größten und langwierigsten Kämpfe des Menschen, die mitten im Frieden stattfinden: die Kämpfe für sein Selbst — für die Befreiung des Einzelnen zu sich selber von den Machtbeständen der Vielen, die Kämpfe, deren siegreiche Durchführung den Menschen zuletzt einem Ewigen einverleibt.

*

Heute ist bereits alles Sport im übelsten Sinne — auch die Wohltätigkeit. Es besagt: Man will mit Wohltätig-

sein prunken, man will sich damit rühmen und aufpuzen, man gibt aus dem Verlangen, sich etwas zu holen. Das Bedürfnis — die Lust, wohlthätig zu sein, zu geben um des Glückes des Gebens willen, ist erstorben. Wer gibt heute noch aus Trieb — aus Lust? Wer möchte noch dafür danken, daß er geben kann? Der soziale Unfug hat alles derartige Empfinden aufgefressen und aus allem Wohltun, aus allem Geben ein Geschäft gemacht. Wohl niemals stand eine Zeit so sehr im Zeichen des Feilschens, des Krämertums. Wo eine Hand noch gibt, windet sie sich vielleicht heimlich wie ein getretener Wurm und der ganze Geber schielt gespannt nach dem Ertrag seines Tuns aus: nach Ansehen, Umt, Mehrgeltung. So füllen sich erst dort, wo die Wohlthätigkeit ausstirbt, die Wohlthätigkeitslisten. Fürwahr ein sozialer Höhenstand!

*

An Kindern ist der Hang zu geben noch lebendig auch in unsrer sozial verfallenen Zeit. In den Kindern ist eben die Natur noch lebendig, der hohe Egoismus der Natur, der sich des ewigen Gebens erfreut. Das Aufzeigen dieser Gebensfreude an Kindern war wohl das einzig Erfreuliche des journalistischen Weihnachtscherzes in Wien, der, wahrscheinlich aus Uebersättigung am Vollen, zwei angesehene Kräfte vom Theater, eine Dame und einen Herrn, als Bettler verkleidet herumziehen ließ, das „goldene Wienerherz“ zu prüfen. Von den Erwachsenen kam nur schlechtes Kupfer heraus und das noch spärlich. Entnehmen wir dem schlechten Scherz einen bessern Ernst! Machen wir die Kinder, die in unsrer Zeit gewiß Ebleres enthalten als ihre Erzeuger, den Vätern abtrünnig — die Jugend den Erwachsenen! Sehen wir zu, daß das bessere Metall für die Zukunft sich nicht wandle in schlechtes Kupfer!

*

Alle Moralgebote entstanden durch ein Aus-der-Sache-Gewinnsschlagen-Wollen. Wir, die wir aus keiner Sache Gewinn schlagen wollen, anerkennen auch keine Moralgebote!

*

Die Gesellschaft: Ein Leutebund zum Bündel geschnürt, daran falscher Anstand und Verbildung das Zusammenhaltende ist.

*

Die Unständigkeit der Gesellschaft gleicht einer gleißenden Decke über schmutzigen Dingen. Menschen mit genug scharfen und reinlichen Instinkten entziehen sich solcher Unständigkeit, weil sie den Unrat darunter wittern.

*

O diese Anthologien! Man erfährt aus ihnen immer zuviel über ihren jeweiligen Herausgeber: über seinen Ehrgeiz, seinen Geschmack, seine Verbindungen und seine Abhängigkeit. So auch aus der „Lyrik aus Oesterreich seit Grillparzer“. Schon das Michumsehen nach dem Unterbringen der tirolischen Lyrik läßt mich sagen: Vor einem Paul Roffi hätte Hugo Neugebauer Aufnahme finden müssen. Der Hauptverstoß dieser Wiener Anthologie aber trifft Wien selber, indem die Lyriker, die Karl Kraus in der „Fackel“ zur Geltung brachte, völlig übergangen wurden. Das kann nur einer tun, dem die Wiener Presse die Hände vor den Geist bindet. Was mich betrifft, so möchte ich lieber den Wenigen der „Fackel“, wie Franz Werfel, Berth. Viertel und R. Weiß (ich kenne nur diese) zugezählt werden als den Vielen dieser „Lyrik aus Oesterreich“. Denn ich hätte mehr Ehrgeiz einmal in der Fackel zu stehen als mehrmals in solcher Anthologie, und wäre es nur, um zu bewirken, daß ich niemals in Gedichtsammlungen Platz fände, die von der rohen Gewalt einer Presse beeinflusst sind.

*

Entweder ist Kunst als solche von der Presse abhängig oder sie ist es nicht. Im ersteren Falle ist sie wertlos und soll zugrundegehen! Im anderen Falle wäre zu sagen: Was soll dann noch länger von Seite der Künstler und Dichter ein Paktieren mit einer unsauberen Macht wie der Presse, die, weil sie Geld und viele geldgierige Hände hat, der Welt alle Fähigkeiten vortäuscht — auch die Fähigkeit zur Kunst? —

*

Gerade in unsrer Zeit ist Einsamkeit vielleicht die nötigste Vorbedingung für besseres Schaffen. Man versperrt sich durch Verbindungen und Verbrüderungen zu leicht die eigenen Wege und verhängt sich zu sehr die Aussicht.

*

Je mehr die Zeitungsmacht haben, umso mehr entschlüpft die Kunst ihren Händen. Schon werden die echten Schaffenden, die Künstler und Dichter, immer mehr von der Zeitung abgestoßen. Zuletzt wird man unterscheiden müssen: zwischen Kunst und Zeitungskunst, zwischen Literatur und Zeitungsliteratur.

*

Die Gewaltherrschaft, die in der Kunst von Zeitungsmacht habern und anderen Unternehmern ausgeübt wird, verhält sich zum Kunstwerk etwa wie die Eintagsfliege zur aufrückenden Jahreszeit. Während jene sich unzähligmal auswechselt, reift das wahre Kunstwerk erst langsam zu immer stärkerer Wirkung.

*

Versteht man, was mir die Gewaltherrschaft der Presse ist, die sich Kunst und Künstler unterjochen will, wenn ich sage: daß mir in ihren Kreisen die Verschollenheit lieber ist als die Berühmtheit?

*

Ich habe diese Tage (Ende Februar 1912) wiederholt in Feuerbach's „Vermächtnis“ gelesen. Es ist ein ergrei-

fendes Buch und jeder Kunstjünger kann daraus lernen. Ueberraschend Neues fand ich nichts darin, nur sprechende Belege für die unglaubliche Kunstwirtschaft unter den Kunstvertretern. Man hat in derartigem selber bereits seine Erfahrungen und weiß: es ist nur da, um vom unvertwüftlichen Leben der Kunst Zeugnis zu geben. Wahre Kunst ist nicht umzubringen, mögen der Henker noch so viele sein! — Von einer Münchner Ausstellung berichtet Feuerbach: „In der Ausstellung bin ich heute Morgen gewesen. — Meine Bilder hängen haushoch und wirken wie kleine Salonlandschäftchen. — Auf der Galerie gegenüber steht man in Turmhöhe. Dem Agathon gerät die Spitze einer Pyramide von Wiener Glaswaren zwischen die Beine. Ich bin ich in einer Art von ruhiger Behaglichkeit in dieser mir fremden Welt umhergewandert. Was ich sehe, geht mich nichts an“. Und später sagt er: „Illusionen habe ich keine mehr; überzeugen kann ich die Welt nicht in diesem kurzen Leben, noch weniger mich ihr unterordnen. Ueber den Rest wollen wir uns nicht den Kopf zerbrechen“. So bescheidete sich ein bedeutender Künstler (als der er sich schon im „Vermächtnis“ zeigt) und zog sich vor dem Kunstgelichter der Mittwelt in sich zurück. Seine Bilder leben und wirken weiter und ziehen den Beschauer in die richtige Sehweite und halten ihn in ihrem Bann. Und mancher wird innerlich bereichert und gestärkt von ihnen fortgehen und der Kunst, die solches auslöste, in sich einen Platz einräumen. Die Hängehenker aber werden rasch dem Horizont der Kunst völlig entschwunden sein. Darum nochmals: Der wahre Künstler bedarf nichts als des nötigen Brotes, um seiner Kunst leben zu können.

*

Ein goldwahres Wort Anselm Feuerbachs: „Nicht will ich leugnen, daß es besser sei, sich im kleinen zu vervollkommen, wenn man im großen nichts zu leisten vermag,

allein dann sollte man bescheiden von Industrie, nicht aber von Kunst sprechen“. Ist das nicht den vielen Kunstunternehmern von heute noch wie auf den Leib geschrieben? Man sehe nur nach München! Zulezt bleibt dieser deutschen Kunststadt der Ruhm: daß ihr Kunstverständnis gewiß niemals so groß war wie ihre Versündigung gegen die Kunst.

*

Ein hochgewölbter blaßblauer wie umflorter Himmel mit stehender Sonne. Eine lange Kette schimmernder Berge und verschneites leichtgewelltes Hügel land. Hinter mir kahle Lärchwaldhänge, darüber blendend weiße Almengrater und Gipfel, die sich wundervoll scharf in der Bläue abzeichnen. Da und dort vereinzelte Lärchen und wieder welche zusammenge schart. Da und dort die Schneegewandung der Weiten zerrissen und das gelbliche Braun der Wiesen gründe warm hervorleuchtend. Hier eine Zunge kahler Lärchwaldung vorgestreckt den Hügel hinan, Stamm an Stamm, ein Heer von Stämmen, deren Schatten den schneeigen Grund durchqueren, daß er wie gestreift aussieht. Und Wege und Bachrunsten hineingestreut gleich wunderlichen Schnörkeln. Und ich einsam d sitzend, mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt. In der Ferne ein einsames Gehöft, niemand in der Nähe. Das Murmeln der Stille den Raum durchwehend wie Atemzüge von etwas Lebendigem, das noch nicht wach ist. Das aber bald erwachen und aufstehen und viele Rufe und Lieder loslösen wird nach Leben und Liebe: der Frühling. So lehne ich den ganzen Vormittag da und spinne Träume, höre in mir schon lenzliche Stimmen und lausche, wohl noch ein wenig träge — doch glücklich.

Gedichte / von Otto Pief

Aus dem eben erschienenen Band „Freundliches Erleben“. Berlin, Junfer

Der Städter im Dorfe.

Die Leute sind im Feld; du bist allein
In dieser hohen Stube kühler Gast.
Ein Budliger stellt trüg das Bier herein
Und geht. Du siehst, wie er verwundert gafft.

Die grünen Tische stehen breit und kahl.
Man läßt die blau und roten Tücher schön in Ruhe
Die Woche lang. Sie bleiben in der Truhe
Und zieren Sonntags nur den Wirtshausaal.

Wie ist es gut, ganz still und sonder Träumen
Des schönen Tages Ende zu erwarten:
Der Abendwind rauscht in den nahen Bäumen,
Der Himmel hißt hellodernde Standarten,
Und aus des Horizontes fahlen Bränden
Treten die Pflüger mit den rauen Händen.

Der Posten vor dem Gefängniß.

Ein Schatten ist über die Mauer gelaufen,
Ein Vogel schwirrte; der Posten erschrak,
Hob sein Gewehr, dran die Klinge grell stat,
Und tat einen Schritt. — Vor ihm war ein Haufen

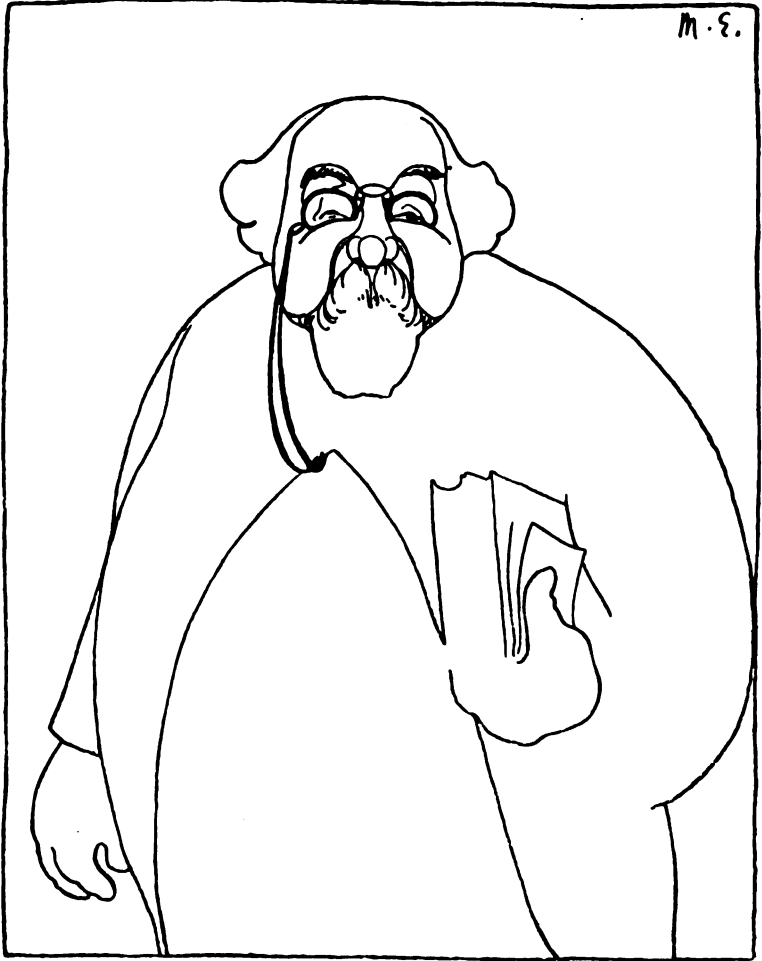
Geröll, den die Sträflinge liegen gelassen,
Gestern, im Regen, am Nachmittag.

Er bestieg ihn und sah die Lichter, die vag
Aufzuckten hinter Gittern in Kerker gelassen,

In Fenstern, in kahle Mauern geklemmt.
Er hebte, zog den Gewehrriemen fester,
Und stand wie ein Frierender, wie ein Durchnächter,
Den Kolben an den Schenkel gestemmt;
Sah die Sterne sich spiegeln in einer Lache
Und stand und hielt Wache.

(gez. von Max v. Esterle)

M. E.



Landesausschußmitglied Dr. Schorn

Der fressende Kopf eines Geföpften

Der Untertitel aber heißt „Psychologisches aus dem Insektenleben“ anstatt, wie er sinngemäßer und verführerischer zu lauten hätte, „Der Raupenscharfrichter als Wurmseelenforscher“. Es ist ein Feuilleton von Dr. Robert Stäger (Bern), stammt aus dem „Deutschen Hauschatz“ und findet sich wiederabgedruckt im „Tiroler Anzeiger“.

Der Titel zieht den typischen Feuilletonleser zunächst mächtig an. Aber der ungeschickt gewählte Untertitel schreckt ihn beinahe wieder ab. Um ihn daher neuerdings zu ködern und zu packen, wird nach bewährtem Rezept zuerst eine „ergötzliche Geschichte von Franklin“ vorgetragen, die „der alte Dr. Hufeland erzählt“. Dann wird auf „die Wunder der Insektenwelt“ übergegangen. Und jetzt erst kommt der eigene Fall (außergewöhnlicher Lebensfähigkeit) des Dr. Stäger, durch den alle vorhergegangenen „Erscheinungen aus dem Insektenleben noch weit überboten werden.“ Dieser Fall lautet also:

In meinem Garten stehen zwei Pflaumenbäume, die dieses Jahr ordentlichen Ertrag lieferten. Die Früchte waren aber leider so „wurmfstichig“, daß man des Genußes kaum froh werden konnte. Eines Abends wollte ich mir gleichwohl einige besser erhaltene Reineclauden zu Gemüte führen. Aber kaum halbiert, lagen auch schon wieder die unappetitlichen, brümelig-braunen Rotmassen mitten in dem duftigen Pflaumenfleisch da und die roten, schwarzköpfigen „Maden“ gebärdeten sich lebhaft auf dem Teller herum.

Diese zirka zwölf Millimeter langen „Würmer“ sind die Raupen eines Schmetterlings, des Pflaumenwicklers (*Carpocapsa funebrana*), der im Juli fliegt und in der Ruhe seine aschgrauen Flügel derart mit der Farbe der Baumrinde in Einklang zu bringen weiß, daß man ihn nur schwer auf findet. Desto auffälliger ist seine gefräßige Raupe, die nicht wie die Raupe des Apfelwicklers den Kernen nachstellt, sondern es lediglich auf das Fleisch der Pflaumen, Zwetschgen, auch der Schlehen und vereinzelt der Aprikosen abgesehen hat. Sie ist sehr lebhaft, windet und krümmt sich bei Berührung und geht je nach Bedarf vor- und rückwärts. Ueber alles schätzt sie das Fressen hoch; es ist ihre einzige Aufgabe und diese löst sie mit einer

solchen Pflichterfüllung, daß eine schöne, schwere Reineclaupe in kurzer Zeit von einem ganzen System lotgefüllter Gänge durchzogen ist. Und hat sie genug gefressen und ist sie fett geworden, so verläßt sie satt die Tafel, um sich zu verspinnen.

Damit mir eines der zappeligen roten Dinger, das schon bis an den Rand des Tellers gewandert war, nicht entwische, schnitt ich es mit dem Dessertmesser entzwei und was ich hierauf sah, wäre schon interessant genug, um erzählt zu werden: beide Teile, der hintere und der vordere, obwohl getrennt, lebten weiter und bewegten sich, jeder für sich. Besonders die Rauwerkzeuge der vorderen Teile bewegten sich lebhaft. Der Forschungstrieb war nun in mir erwacht, über dem mein Dessert in Vergessenheit geriet. Ich fragte mich nun, wie weit kannst du in der Zerstückelung dieses Wesens gehen, bis es seine Lebenserscheinungen einstellt und ich schnitt am Vorderteil noch einige Leibesringe ab und der Vorderteil arbeitete weiter. Wie lange wird das so fortgehen? Ich wurde kühner und mit einem scharfen Schnitt trennte ich den Kopf vom Leibesstumpf, so zwar, daß noch zwei einzige Ringe an ersterem erhalten blieben.

Das ganze restierende Gebilde maß kaum mehr einen Millimeter in die Länge und stellte somit nur noch den zwölften Teil der unversehrten Raupe dar. Was ich aber an diesem Raupenrest, an diesem losgetrennten kleinen Insektenkopf weiter beobachtete, war einfach toll, graufig, wenn man will, und übersteigt alle gewöhnlichen Begriffe: der Kopf eines geköpften Vielfressers fraß weiter. Ich traute meinen Augen kaum und nahm die Lupe zu Hilfe, aber es war so. Die Mundteile bewegten sich und der ganze Kopf verschob sich gegen die noch vorhandenen Halsringe. Ich brachte nun ein Stückchen saftigen Pflaumenfleisch dem Versuchsobjekte auf einen halben Zentimeter in die Nähe. Was geschah?

Der abgeschnittene Raupenkopf, im Drang seiner „Plück“, suchte die fünf Millimeter betragende Entfernung zwischen ihm und seinem Futter durch kräftig ausgeführte Verschiebungen der noch anhaftenden zwei Leibesringe zu überwinden — und überwand sie auch in wenigen Mi-

nuten: der Kopf des Enthaupteten machte sich buchstäblich auf die Wanderung nach seiner Leibspeise, die er sah oder roch. Bei dem Pflaumenstück angelangt, setzte er seine Freßwerkzeuge erst recht in Bewegung und bohrte sich eigentlich in das saftige Fleisch der Frucht hinein, während der Speisebrei beständig hinten zum Stumpf herausfloß.

Gegen eine halbe Stunde, genau nach der Uhr gemessen, setzte der Kopf seine Tätigkeit fort, bis die Bewegungen der Riefer langsamer und langsamer wurden und endlich ganz erloschen.

Ich habe den Versuch noch ein paarmal angestellt und immer mit fast dem gleichen Erfolg. Immer der Drang des abgeschnittenen Kopfes: weiterzufressen; gleichwie das Schwungrad einer Dampfmaschine noch eine Weile weiterfaßt, auch wenn der Kessel geplatzt ist. — Das Schwungrad ist hier der Instinkt.

Eine Beobachtung, die der meinigen an die Seite gesetzt werden mag, machte vor einigen Jahren der Jesuitenpater H. Schmitz an der indischen Gespenstheuschrecke, *Digippus morosus*. Um ein etwa sechs Zentimeter langes Exemplar zu töten und mikroskopisch zu untersuchen, hatte er ihm morgens gegen 9 Uhr mit einer anatomischen Schere den Kopf samt der Vorderbrust und dem daran sitzenden Beinpaare abgeschnitten. Den Hinterkörper ließ der Forscher unberührt liegen und benutzte nur den abgeschnittenen Vordertheil zur Untersuchung. Als er nachmittags 3 Uhr das leblos daliegende Hinterteil berührte, erhob es sich auf die vier ihm verbliebenen Beine. Ganz überrascht, wollte er den wiederauflebenden Körperstumpf näher ansehen; da zog er die Beine an, legte sie der Länge nach an den Leib, ließ sich fallen und stellte sich von neuem tot. Noch sechsmal wiederholte Pater Schmitz den Versuch mit demselben Erfolg. Zum besseren Verständnis muß man wissen, daß den intakten, normalen Tieren dieser Gattung der Instinkt innewohnt, sich bei Gefahr tot zu stellen. In dem soeben erzählten Fall stellte sich das tote Tier gewissermaßen nochmals tot, als ihm Gefahr durch die berührende Hand zu drohen schien. Uebrigens kann es sich hier bei dem geköpften *Digippus* nur um eine Reflekterscheinung handeln. Berührt, steht der

Stumpf auf, und wieder berührt, stellt er sich tot, um bei der folgenden Berührung wieder aufzustehen usw.

Ein normaler, intakter Dirippus stellt sich bei der Betastung tot und steht halbe Tage trotz Berührung, oder gerade deshalb nicht wieder auf, bis die Gefahr wirklich vorüber ist. Hier wird also augenscheinlich mit einem gewissen Grade von Bewußtsein gehandelt, währenddem der kopflose Dirippus einen reinen Automaten vorstellt, der mir auf Einwerfen von 10 Centimes immer eine Schachtel Streichhölzer oder immer eine Zigarre herausgibt.

Das lebende Tier verfügt über ein gewisses Psychisches, und dieses Psychische muß seinen Hauptsitz im Gehirn, respektive um den Hauptganglienknoten des Kopfes haben. Der Versuch Pater Schmitz' zeigt uns das deutlich.

Die Sache ist nämlich bisher nicht so klar gewesen und es hat nicht an Forschern gefehlt, welche annahmen, die psychischen Funktionen hätten im ganzen Nervensystem ihren Sitz.

Mein Versuch ergänzt Pater Schmitz' Beobachtung und Anschauung des Sachverhaltes in schönster Weise. Er operierte nur mit der Reflektmaschine des gehirnlosen Hinterteiles seines Dirippus morosus; ich nur mit dem die Hauptganglien tragenden Kopf meines Pflaumenwicklers. Und in diesem Kopf ist das ganze psychische Leben enthalten, solange die Ganglien durch die Verstümmelung keine Einbuße ihrer Funktionen erleiden, was erst nach zirka einer halben Stunde von der Verwundung an eintritt.

Der Kopf meiner Pflaumenwicklerraupe sieht und riecht offenbar noch tadellos; er marschiert mit humpelnden Bewegungen direkt aufs Ziel, das saftige, duftende Pflaumenfleisch, los; unbekümmert um die verloren gegangene Reflektmaschine seines ganzen übrigen Körpers, der sich auch noch eine Weile auf Berührung hin krümmt, widmet er sich ganz dem Instinkt des Fressens. Das ist keine reine Reflektauslösung mehr, das sind schon Folgen der sinnlichen Erkenntnis. Hier regt sich die Psyche in der primitiven Weise des Begehrungsvermögens.

Welche näheren Organisationen in dem primitiven Gehirn unserer Pflaumenwicklerraupe getroffen sind, um demselben auch nach Verlust fast des gesamten Körpers noch einige Zeit jene geschilderten instinktiven Seelenregungen zu erhalten, das wäre freilich noch weiter auf Grund anatomisch-mikroskopischer Untersuchungen zu studieren. Die ungewöhnliche Lebensfähigkeit dieses Geschöpfes muß meines Erachtens ihren Ausdruck in der besonderen Beschaffenheit seines Nerven- resp. Gehirnapparates finden. Hier böte sich Gelegenheit zu einer interessanten vergleichenden Studie.“

*

Die gesperrt gedruckten Stellen wurden immerhin nur von mir hervorgehoben. Der Dr. Stäger hingegen, in verdienstlicher Buhlerei begriffen mit seinem deutschen Hauschah, begnügte sich damit, sein experimentalforscherisch wissenschaftelndes Gehaben unter die zugkräftige Perspektive einer reisenden Abnormitäten-Schaubude zu rücken.

Ich will nun gewiß gern glauben, daß sowohl der deutsche Hauschah wie insbesondere der Tiroler Anzeiger keine andere Möglichkeit vor Augen sieht und über kein feineres Mittel verfügt, seine Leser für naturwissenschaftliche Forschungsergebnisse zu interessieren, außer einer derartigen Ueberschrift. Ist doch den beiden „Forschern“ selber, dem Doktor Stäger und dem Vater Schmiß, jene groß und weit blickende Perspektive, unter der allein Vivisektionen auf eine noch menschenwürdige Weise unternommen werden können, völlig verhängt, ja geradezu verboten: jener oberste Gesichtspunkt aller echten Naturforschung, demzufolge nicht bloß alle Pflanzen und Tiere, sondern auch die Menschen sich ganz und gar als Mechanismen, als Maschinen erklären lassen müssen. Unter diesem notwendig lebensfremden und gleichsam polarländisch menschenfernen, in ewige Eisgebiete der Erkenntnis entrückenden Gesichtspunkt echter Naturforschung (als welche die seelenvollen Leiber, leibhaftigen Seelen der Tier- und Menschenwirklichkeit grundsätzlich in chemisch komplizierte Maschinen, in psychophysische Prozesse umdenken muß) unter solchem Ausblick allein kann Vivisektion im Dienste rein theoretischer Erkenntnis noch eine Menschlichkeit bewahren. Experimente

dieser Art müssen dann aber schlechterdings streng esoterisch bleiben, dürfen also zum mindesten über die Kreise der wahrhaft Gebildeten oder, da dies sich nicht machen läßt, der offiziell Gebildeten niemals hinausdringen; schon darum nicht, weil die Probleme, die Fragen, welche solche Experimente an die Natur stellen mit samt den erhaltenen Antworten, dem Gros der Leute, dem Volk der Laien nicht nur allezeit gänzlich belanglos, sondern immer auch ebenso unbegreiflich sein und bleiben werden.

Aber da kommt nun einer her, noch dazu ein Doktor, und betreibt rein manuell nachäffend eine „Experimental-forschung“, die ihm bei seinen dogmatisch geknebelten Voraussetzungen jeden tieferen Einblick verwehrt (so als untersuchte er mit tief beruhter Lupe) und die daher von einer wahrhaft stupiden Ausblickslosigkeit ist; ein solcher also kommt her und entblödet sich nicht, seine „Entdeckungen“ (die in ihrem Wesentlichen sicherlich längst keine solchen mehr waren, sondern höchstens Bestätigungen) einem christlichen, nein, nur einem christlichsozialen Pöbel vorzupopularisieren, und noch dazu auf eine solche Manier: seine zwecklosen Grausamkeiten unter die diesen puren Henterspielen allerdings kongeniale Perspektive eines Grusel- und Schauertheaters rückend, in Ermangelung jedes höheren Gesichtspunktes. Ja, wenn es noch beim bloßen Theater bliebe, bleiben müßte! Aber man darf ruhig behaupten, daß seine vorbildlich wissenschaftlerischen Unterhaltungen auf jenen Pöbel geradezu als Unregungen wirken werden, so daß demnächst verschiedene junge und alte, männliche und weibliche Leser nun wiederum ihrerseits dem Doktor Stäger seine Experimente nachmachen werden. Denn wurmstichige Pflaumen und ein Dessertmesser stehen ja jedermann zur Verfügung und, wem ein solches Feuilletton als geistige Nahrung angeboten werden darf, ohne daß er Empörung und Abscheu empfindet und kundgibt, der verfügt zuverlässig auch über jenes gewisse Psychische, das einer nötig hat, um solche Experimente nachzuprobieren.

Aber natürlich: es gilt, seiner Klientel auch auf diesem Gebiete zu demonstrieren, daß man heute, ob auch katholisch forschend, dennoch ebenso fortschrittlich und im Grunde sogar noch voraussetzungsloser denke als die modernsten der

modernen Biologen, von denen seit etlichen Jahren Einige Tier- und speziell Insekten-Psychophysiologie betreiben. Absolute Voraussetzungslosigkeit ist zwar ein Unsinn und hat sonst nur noch Bedeutung als unfreiwilliges, ob auch prahlerisches Eingeständnis der Geistes-, ja Kopflosigkeit so vielen heutigen Forschens. Denn echtes Forschen ist ja immer vor allem ein Fragen, ein Suchen, beruht mithin immer auf heuristischen Voraussetzungen oder Hypothesen, also sozusagen auf Vorannahmen, wenn auch keineswegs auf Vorurteilen: das Urteil, die Bestätigung oder Widerlegung der Vorannahmen erwartet der wahre und begabte Forscher von den Antworten der befragten Natur. Das Wort „voraussetzungslos“ in diesem Sinne genommen — und man muß es schlechterdings in diesem Sinne nehmen, will man der Sprache nicht Gewalt antun und diesen Ausdruck auf den Begriff „vorurteilslos“ beschränken (für den doch eben diese Volabel extra da ist) — in diesem Sinne ist dann aber der voraussetzungslose Forscher immer auch der unbegabte. Dieserhalb haben auch die nicht bloß insgeheim, sondern sogar offiziell Vorurteilsvollsten aller Wissenschaftler jenen heute vorwiegenden Sinn des Wortes „voraussetzungslos“ ganz schläulich erfaßt und bemühen sich heute mittels möglichster Gedankenlosigkeit und -Faulheit und in erfolgreicher Konkurrenz mit den Voraussetzungslosen der Gegenpartei, mit den gleichfalls gedankenlosen Vorurteilslosen, um den ruhmeinbringenden Anschein voraussetzungsloser Forscherei; sie aber erreichen ihn am leichtesten, denn sie erwecken am überzeugendsten den Eindruck der völligen Ziel-, Zweck- und Ausblickslosigkeit ihres forschelnden Getues; freilich, Dokorate und dergleichen mögen sie auf solche Weisen immerhin erzwecken und erzielen. So mag von mir aus des Doktor Stäger „Würmer“-Divisezieren ursprünglich einmal der Kern seiner Doktor-dissertation gewesen sein. Ich weiß es nicht, er sagt's nicht und ich forsche dem nicht nach.

Mich würde vielmehr eine andere Forschung interessieren und möchte mich besser freuen: ein Versuch, der den des Doktor Stäger in genau so schöner Weise ergänzen würde wie der seinige den des Pater Schmitz; und aus dem ich außerdem, weil mein Versuchsobjekt eine Art Mensch wäre

und somit kraft offiziller Konventionen nicht mehr in das tierbiologische Fach „einschläge“, sondern schon in das der „reinen“ Philosophie, vielleicht endlich doch eine annehmbare experimental-psychologische Dissertation heraus schlagen könnte. Kurz gesagt: Ich möchte den Doktor Stäger selber zu meinem Versuchsobjekt bekommen. Ich hege nämlich bezüglich seiner und seinesgleichen die noch unwiderlegte Annahme so fest wie den stärksten Verdacht, daß nicht bloß der Kopf seiner Maden, sondern auch sein eigener, wenn man ihm denselben von seinem Herzen vollends trennte, also ebenfalls einfach abschnitte, doch noch weiter fressen würde: natürlich vorwiegend geistige Nahrung, wie es seiner würdigen Menschlichkeit, seiner Menschen- und Forscherwürde allein geziemte. Er würde mit einem Worte weiterforschen, würde im Drange seiner „Pflicht“ den Versuch mit dem Raupen-Zerschneiden noch ein paarmal erfolgreich anstellen. Vielleicht auch eine halbe Stunde lang, genau nach der Uhr gemessen. Denn über alles schätzt ja so ein Wissenschaftlerkopf das Forschen hoch, es ist seine einzige Aufgabe und er löst sie mit einer solchen Pflichterfüllung, daß er den deutschen Hausstolz in kurzer Zeit mit einem ganzen Feuilletton voll tierischinderischer Sensationen versehen kann. Nur müßte man dem Dokortopfe doch zunächst erst ein paar besser erhaltene, schöne schwere Reineclauden vorlegen, damit er sich diese zu Gemüte führen wollen könnte. Denn dies gehört zum unerläßlichen Vorspiel seiner Forschertätigkeit, ohne das nichts werden würde. Die Exposition hingegen des einfach tollen und, wenn man etwa gern will, auch graufigen Schauerdramas würde sich dann ganz von selber machen: der Kopf des geköpften Vielwissers würde wieder ein paar rote zappelige Dinger aus seinem Teller nicht entzwischen lassen wollen (aus Rache oder zur Strafe dafür, daß sie ihm seine Reineclauden unappetitlich gemacht haben) und zu diesem Endzweck würde er sie wiederum vorläufig nur einmal so mit dem Dessertmesser entzweischneiden. Gleich darauf würde sich sofort wieder das erregende Moment ereignen, welches in ihm endlich seinen bislang schlummernden Forschungstrieb erwecken läte und über dem sein Reineclauden-Dessert in Vergeffenheit geriete; es würde der Moment sein, in dem er

es wieder mitansehen müßte, wie der Raupenkopf anstatt seiner die Reineclauden-Leibspeise sich zu Gemüte führen möchte. Von da ab würde sich dann das Drama wieder rasch zur erkenntnißdurstigen Mehrgerei steigern, der Forscherkopf würde immer kühner werden, durch seine Feder hinterm Ohre würde ihm der nötige Stumpfsinn zu einem Feuilletombrei beständig herausfließen und so fort. Zu einem eigentlichen Konflikte aber, seines Kopfes mit seinem Herzen, würde es diesmal ebensowenig kommen wie in seinem normalen, intakten Zustande. Vielmehr würde der Kopf des Geköpften die aufsteigende Handlung des Schauer-spiels nur immer noch ein paarmal wiederholen und schließlich das Würmer-Köpfen selber auch noch als tragische Katastrophe uns vorführen, wie dies ja auch sonst Usus, volkstümlich und beliebt ist.

Aber nein, wenn ich mir so vergegenwärtige, wie er sich wieder benehmen würde, auch noch als restierendes Gebilde, graust mir vor solchem Versuche. Und da bringe ich lieber mein Doktorat neuerdings auf lange hinaus nicht mehr zuwege. Soll der Vater Schmitz ihn übernehmen als Versuchsobjekt; allenfalls auf meine Verantwortung. Aber ich fürchte nur, daß sich der Doktor Stäger überhaupt keinem Kollegen wird zur Verfügung stellen wollen, denn nach meinen Erfahrungen geben sich die Leute überhaupt alle ungern zu psychologischen Versuchen her, auch wenn diese vollkommen harmloser Natur sind; auszunehmen ist der Fall, in dem die Versuchsobjekte selbst durch ihre wahrhaft objektive Teilnahme an den Untersuchungen zu Doktoren oder Dozenten der Psychologie werden können, wie dies an einigen Universitäten, aber beileibe nicht an österreichischen, vorkommen soll. Sonst aber lassen sich die Menschen von einem Psychologen nicht einmal in seiner Phantasie dividieren, auch nicht wenn es zu ihren Nutzen oder gar zum allgemeinen Besten wäre. Schon darum muß ich mich wie bei jeder andern psychologischen Untersuchung auch hier mit einem Experimentieren in der bloßen Vorstellung begnügen. Und so sehe ich denn auch in meinem Geiste schon Doktor Stägers Forscherkopf bereits so vollständig von der Reflexmaschine seines herzlosen Hinterteiles getrennt, daß ich von der Fortsetzung seiner Forschertätigkeit auch nach

einer tatsächlichen Abtrennung genugsam überzeugt bin. Sollte sich aber unser Doktor dem Vater Schmitz doch noch zur Verfügung stellen mögen, der Vater Schmitz aber um jeden Preis nur mit den Reflektmaschinen hirnloser Hintertheile operieren und als derart differenzierter Spezialist auch im Falle des Doktor Stäger keine Ausnahme machen wollen — dann empfehle ich dem Vater, sich als das geeignetste Untersuchungsinstrument eine Knute aus Rußland zu bestellen und mit dieser dann den lebendigen Hintertheil des Kollegen so vielmal weidlich zu berühren, bis er sich gewissermaßen nochmals lebendig stellt. Hier böte sich also meines Erachtens Gelegenheit zu einer interessanten vergleichenden Studie — für den deutschen Hausschatz.

Guido Höld.

DER RUF Ein Flugblatt an junge Menschen

herausgegeben vom AKADEMISCHEN VERBAND
FÜR LITERATUR UND MUSIK IN WIEN

Frühlings-Nummer

Soeben erschienen

Preis 90 Heller

VERLAG BRÜDER ROSENBAUM WIEN

HERDERBLÄTTER

als Privatdruck für Subskribenten herausgegeben von
Willy Haas, Norbert Eisler und Otto Pick.

Die **Herderblätter** erscheinen in zwangloser Folge.
Jahresbeitrag für Subskribenten 6 Hefte Mk. 5.—.

Probenummern werden **nicht** abgegeben.

Verlag der Herderblätter, Prag, Hybernergasse 7.

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der soeben erschienenen Doppel-Nummer 245/246:

Glossen / Leseabende / Bitte um Totschweigen /
Razzia auf Literarhistoriker / Glossen

Sämtliche Beiträge von KARL KRAUS

* * *

Die „Fackel“ erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat)
und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch
die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer
30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL“ / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

Neuerscheinungen:

Otto Alscher, GOGAN UND DAS TIER. Roman.
Berlin, S. Fischer Verlag. — Mk. 3.—.

Richard Huldshiner, NARREN DER LIEBE. Novellen.
Verlag Albert Langen, München. — Mk. 3.—.

Otto Pick, FREUNDLICHES ERLEBEN. Gedichte.
Axel Juncker Verlag, Berlin. — Mk. 2.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

==== **Telephon Nr. 34** ====

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr 27

O. Wilfling

Juweller und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker
und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. Prospekte gratis und franko.

II. Jahr

Heft 23

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Nieszsche und die Landschaft /
Guido Höld: Traurigkeit im Abend /
Georg Trafl: Vorstadt im Föhn / Otto
Alfcher: Die drei Toten / Hugo Neugebauer:
Die Witwe / Josef G. Oberkofler: Gedichte /
Hugo Neugebauer: Die Sphinx (Gastspiel
Wedekind) Oskar Vonwiller: Bemerkungen/
Carl Dallago: Im Park / Hartmann:
Brigier Chronik XVII / Karikaturenfolge 47:
Max von Esterle: Frank Wedekind.

Brenner-Verlag-Jansbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1.75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Dasselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verboten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut

für

Präzisions-Optik und Photographie

Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel. Schreibmaschinen: Continental- anzier, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr

Innsbruck / 1. Mai 1912

Heft 23

Nietzsche und die Landschaft /

von Carl Dallago

I

obiel auch über Nietzsche schon geredet und geschrieben worden ist, oft sieht es gerade aus, als wären die Vorhergegangenen mit zu gierigen Augen gewandelt, die sich in des Meisters Fußspuren festbohrten, so daß sie achtlos an schönen und hohen Aussichtswarten vorübergingen, die der Meister da und dort, auf seinen verwegenen Pfaden sich ausruhend, errichtet hat.

Eine solche Aussichtswarte scheint mir Nietzsches Verhältnis zur Landschaft.

Um dies ins richtige Licht zu stellen, ist es nötig, Nietzsche aus dem verworrenen Dickicht von Eigenschaften, das Freund und Feind um ihn errichtet haben, herauszuschälen, und ihn seinem ursprünglichen Wesen nach zu erfassen, das ist als Mensch und Künstler, wobei er unwillkürlich mächtig ausgewachsen in seinen Werken, als Ueberwinder und Stilist groß und herrlich vor uns steht. Und nun denke ich: dieses völlige Ausreifen des Ueberwindens und des großen Stils bei Nietzsche ist eine Frucht der Landschaft — des Südens im weitesten Sinne.

So exponiert im ersten Auftauchen diese Behauptung auch scheinen mag, bei näherem Hinschauen wird es sich erweisen, daß der Stand gar nicht so übel ist, daß ein fester und breiter Hintergrund Raum genug schafft, um sich leicht und

sicher darauf bewegen zu können. Freilich ist erforderlich, daß man selbst dabei befähigt der Landschaft gegenübersteht, daß man sozusagen imstande ist, die Seele der Landschaft zu begreifen und in sich aufzunehmen, welche Fähigkeit sich vielleicht dahin steigern ließe, die ganze Tonleiter menschlichen Empfindens, vom größten Schmerz bis zum höchsten Entzücken sich in uns abspielen zu sehen, innerhalb des Wirkungsbereiches dieser Landschaftsseele, bis endlich ein Aufgehen des Empfindens ins All die Wirklichkeit ablösen würde, wodurch das erhabenste Gleichgewicht, jene schwer zu erreichende „Meeresstille der Seele“, von der die Antike und Nietzsche reden, erreicht wäre. —

Wohl ist des öfteren schon über den späteren Nietzsche der Stab gebrochen worden, auch von Seiten, die das Schaffen seiner ersten Zeit anerkannt hatten. Ich glaube, dies ist nicht ernst zu nehmen, wenigstens kommt dies für Nietzsche in unserem Falle, das ist „als Ueberwinder und Stilist, fußend auf seinem Verhältnis zur Landschaft“, nicht in Betracht. In diesen Eigenschaften ist er beständig gewachsen und klarer geworden. Man nehme da nur seine Werke vor, in chronologischer Reihenfolge, Band für Band. Man vergleiche beispielsweise seine „Geburt der Tragödie“ mit der „Götzendämmerung“, also seine erste Schrift mit einer seiner letzten Schriften, und man kann das Auswachsen seines Stiles zu so vollendeter Klarheit und Präzision nicht genug bewundern, um so mehr als sein erstes Buch doch auch stilistisch seinen Rang immer behaupten wird. Vielleicht in noch höherem Maße aber hat sich dabei Nietzsche, der Mensch als Ueberwinder entfaltet, bis er in seinem „Willen zur Macht“ die vornehmste Höhe gewinnt, deren Einhaltung das Menschentum wohl fähig ist, und wobei für ihn nichts übrig zu bleiben scheint als „ein Goethischer Blick voll Liebe und gutem Willen.“

Auf das Gesagte hin ist es wohl begreiflich, wenn ich

an mich die Frage richtete, woher Nietzsche dies alles genommen hat? Diese Kraft, diesen Mut, der vor nichts zurück-
scheute? — Diese Kampffreudigkeit, diese Verwegenheit sei-
ner Ansichten und den großen Stil ihrer Darlegung? —
Dabei hat er allen Schwerpunkt in diese Welt verlegt, die
Untertae an ein Jenseits durchschnitten, die Historie, die
Philosophie mißkreditiert, die Wissenschaft verdächtigt. —
Und ich ging in mich und versuchte mich darüber auszuhor-
Ausuhrpunkt zum mindesten, um sein Ich zu sammeln! —
Und ich ging in mich und versuchte mich darüber auszuhor-
chen, verfolgte meinen Lebensgang, meine Rast- und Ruhe-
plätze und machte die Wahrnehmung, daß meine Erfahrungen
im Leben dahinausliefen, in der Natur (im engeren Sinne
in der Landschaft) immer wieder alles Tröstliche zu finden.
Gleichzeitig traten mir Nietzsches Folgerungen aus dem
Geiste der Musik vor Augen. Ich fand ähnliche Dinge da
und dort bestätigt. Ich erinnerte mich zum Beispiel von bil-
denden Künstlern gehört zu haben, daß Melodien und Töne
in ihnen bestimmte Linien und Farben hervorriefen. Da
versuchte ich einen Rückschluß, etwa eine Herleitung des
Geistes der Musik aus der Landschaft (was in der Natur
als Vorgang wohl vorhergehend zu setzen wäre). Ich fragte
mich, ob es nicht denkbar sei, bei feinen und geschärften
Sinnen natürlich, aus Linien und Farben Musikartiges
zu gebären. Wieder ging ich mich selbst um Erfahrungen
an, und da konnte ich mir gestehen, daß ich es im Landschaft-
lichen soweit gebracht hatte, um mit Sätzen wie: „Hörst du
die Luft?“ oder „die Farben rauschen!“ oder „das Tal
redet zu mir“ oder „der Frühling singt mir ein Lied“
u. dergl. in Unzahl, nur völlig wahrhafte Zustände in mir
zu schildern. Das brachte mich auf die richtige Fährte.
Ich schloß weiter, daß dergleichen Zustände sich wohl stei-
gern ließen, bei nötiger Sinnenschärfung und landschaft-
lich höchst affektvoller Umgebung, vielleicht bis zu einer

Art von innerer Wahrnehmung resp. Anhörung von Choralen, Hymnen und Symphonien und weiter noch bis zu Zuständen höchster Entzückung. Zugleich empfand ich aber auch die Gefahr, die ein solcher Zustand mit sich bringen muß, bei der dabei mehr oder weniger erfolgten Ausschaltung — ja Aufhebung der Leiblichkeit. Und da war es, daß die Persönlichkeit Nietzsche immer verständlicher vor mich hintrat, daß ich die Quelle seiner Verwegenheit zu begreifen anfang und auch die Notwendigkeit seines plötzlichen Unterliegens.

II

Wenn wir nun in die Werke Nietzsches Einsicht nehmen, wird es uns ein Leichtes sein, seinen bedeutsamen Sinn für die Landschaft herauszufinden.

Man vergleiche nur bereits in seinem ersten Buche „Geburt der Tragödie“ die Stelle, wo er uns einen Blick in das Wesen des Dionysischen tun läßt mit den Worten: „... bei dem gewaltigen, die ganze Natur lustvoll durchdringenden Mahen des Frühlings erwachen jene dionysischen Regungen, in deren Steigerung das Subjektive zu völliger Selbstvergessenheit hinschwindet...“ weiters in demselben Buche: „... wir sehen den berauschten Schwärmer Archilochus zum Schlafe niedergesunken — den Schlaf auf hoher Alpentrift in der Mittagssonne — und jetzt tritt Apollo an ihn heran und berührt ihn mit dem Lorbeer“. Welch herrliche Freude an den üppigen Stimmungsbildern schimmert da nicht durch! Das hat ein Künstler geschrieben in trunkner Stunde — trunken vom Zauber des Daseins. Und solche Stellen finden sich immer mehr in jedem folgenden Buche. Immer kräftiger, gleichsam unterstrichen — immer üppiger — immer heller. Der ganze Zarathustra ist ein Landschaftsbuch. Und so zieht sich durch alle Werke Nietzsches ein schimmernder Streifen, der auf das Landschaftliche hinweist.

Wer nun genau zusieht und hinhört auf die geheimen Klänge, die durch die reife Linienpracht des Stils zittern, wird sich eingestehen müssen, daß dieser Richtung die Seele des Meisters mit vollen Segeln der Sehnsucht zutrieb, weil ihm eben auch von daher der Stern der Verheißung winkte. Man lese seine prächtigen Worte über den Süden. Einmal in „Jenseits von Gut und Böse“, wo er sagt: „Geseht, daß einer den Süden liebt, wie ich ihn liebe, als eine große Schule der Genesung, im Geistlichsten und Sinnlichsten als eine unbändige Sonnenfülle und Sonnenverklärung, welche sich über ein selbstherrliches, an sich glaubendes Dasein breitet.“ Dann im „Willen zur Macht“, wo es heißt: „Den Süden in sich wieder entdecken, und einen hellen glänzenden, geheimnisvollen Himmel des Südens über sich ausspannen; die südliche Gesundheit und verborgene Mächtigkeit der Seele sich wieder erobern.“

Da liegt doch klar genug die ungeheure Macht, der unendliche Zauber, den der Süden als Landschaft im hellsten und durchsichtigsten Stile (nicht nur als Spiegel einer hellenischen Daseinsformel) auf Nietzsche ausgeübt hat.

Man sehe sich nun noch die erste Strophe seines über-
ragend schönen Gedichtes „Die Sonne sinkt“ an, welche lautet:

„Nicht lange durdest du noch,
verbranntes Herz!
Verheißung ist in der Luft,
aus unbekannten Mündern bläst mich's an,
... die große Rühle kommt ...“

Ich finde in diesen Zeilen eine große Müdigkeit, gleichsam vom Waffenlärm des Tages, eine schwere Sehnsucht, und fast gleichzeitig schon beseligende Ahnung einer kommenden Feierstille. Stimmungstreffend ist auch eintretende Dämmerung angesetzt: „Die Sonne sinkt.“ Daß volle Licht des Tages ist zu laut und in gewissem Sinne zu werktätlich

für Feierzustände der Seele, wo alle Leiblichkeit ausgespannt wird. Es ist eine Ausnahme, ein Luxuszustand im höchsten Sinne, der Gefahr mit sich bringt. Nietzsche wußte das: daher überall seine starke Betörung der Leiblichkeit, um sich diesem Feierzustand der Seele — diesem Luxus mehr hingeben zu können, da dieser Zustand doch zugleich seine Kraftquelle war und ihn führte von Erkenntnis zu Erkenntnis.

Und nun wird es nicht mehr überraschen, wenn ich sage: So brachte es sein tiefgehendes Verhältnis zur Landschaft mit sich, daß sich Nietzsches Blick so verwegen schärfte und zuspitzte, daß er alle Schranken durchbrach, alte Tafeln zertrümmerte, neue Werte ansetzte, von Jahrtausenden verschüttete Wege wieder bloßlegte — und nur das Banner der Wahrhaftigkeit hoch hielt, weil er eben sein Dasein nur als Erkenntnis, das ist als Entwicklung im Dasein begründet, und dadurch auch gerechtfertigt fühlte.

Daß dieses dämonisch Erkennende (wie es, als solches, auch Goethe verstand) bei Nietzsche, ich möchte fast sagen: in einem Pakt mit der Landschaft, aufgefaßt als Szenerie des Daseins, wurzelte, will ich hier noch mit des Meisters eigenen Worten aus seinem Hauptwerke „Der Wille zur Macht“ bekräftigen. Man lese: „Hier ein kleines Ideal, das ich alle fünf Wochen einmal auf einem wilden und einsamen Spaziergang erhasche, im azurnen Anblick eines frevelhaften Glückes. Sein Leben zwischen zarten und abfurden Dingen verbringen; der Realität fremd; halb Künstler, halb Vogel und Metaphysikus; ohne Ja und Nein für die Realität, es sei denn, daß man sie ab und zu in der Art eines guten Tänzers mit den Fußspitzen anerkennt; immer von irgend einem Sonnenstrahl des Glückes gekitzelt; ausgelassen und ermutigt, selbst durch Trübsal — denn Trübsal erhält den Glücklichen —. Das Aufspringen neuer Quellen abwarten, in der Einsamkeit sich

auf fremde Gesichte und Stimmen vorbereiten; vom Jahrmarktsstaube und Lärm dieser Zeit seine Seele immer reiner waschen. —“

Was an Niessches Werken weiter noch für meine Annahme ins Gewicht fallen muß, ist die Vertiklichkeit ihrer Entstehung. Der Hauptsache nach finden wir da: Sorrento, Nizza und das Engadin. Wenn wir uns gleichzeitig seiner landschaftlich dürftigen Heimat erinnern, von der Niessche eigentlich kaum Notiz nimmt, so können wir schließen, daß er diesen mächtigen Hang für Landschaft (im weitesten und tiefsten Sinne) schon von Natur aus in sich trug. Er reifte sich aus zu den grandiosen Schwärmereien Niessches für den Süden, wobei ich unter diesem Begriffe jede Landschaft verstanden wissen möchte, die eine Großartigkeit aufkommen läßt und zugleich erlaubt, sich in dieser Großartigkeit frei und leicht bewegen zu können, was also auch einer Sommer-Landschaft in mächtiger Gebirgsgegend entsprechen würde.

Wenn ich nun den Namen Giovanni Segantini nenne, als den Niessche schaffensverwandtesten Künstler, so glaube ich damit nur das Zunächstliegende gesagt zu haben. Daß gerade diese beiden immer wieder ihre erlauchtesten Schaffensstunden im Engadin fanden, hat doch etwas zu Auffälliges an sich. Und dann die Kraft und Klarheit und Helle, mit der sie beide schufen. Die schönsten Stellen Niessches tragen die Helligkeit und durchsichtige Tiefe der oberen Partien von Segantinis Bildern an sich. Ja, meines Erachtens kann dieser größte Meister der Landschaft in der Moderne nicht viel anders empfunden haben als der Künstler und Ueberwinder Niessche; wenigstens die Bilder des Malers, sowie auch dessen einsames Höhenleben sprechen dafür.

III

Als Anfang vom Ende eine kleine Wiederholung als besondere Betonung: Was Niessche auch schaffte, er blieb

stets er selbst! Hier gilt mehr als anderswo der Ausspruch Hebbels: „Was einer werden kann, das ist er schon“. So finde ich auch im letzten Buche Nietzsches nur eine Bestätigung der Eigenart seines ersten Buches. Seine Entwicklung überrascht nicht als Entwicklung; überraschend kam der Welt nur der Umstand, daß er sich immer weiter entwickelte. Es handelt sich hier nämlich um eine Persönlichkeit mit der vollen nötigen Verwegenheit zu sich selber. Das ist selten genug! Dafür ist Nietzsche auch der Deutsche, der bis jetzt am weitesten gekommen ist, weiter als Goethe. Ja, man kann gut sagen, der am weitesten gekommene Europäer, um mit Nietzsche zu reden, was für uns Deutsche (der Sprache nach) wohl wichtiger ist als für Nietzsche. Dieses Vordringen auf sozusagen jungfräulichem Boden klärt auch die meisten Widersprüche in seinen Schriften auf. Er ließ eben alle hinter sich — unter sich — und man kann nicht mehr dort bewundern, wo man längst vorbei und hinaus ist!

Wenn ich oben Goethe nannte, so soll dies keiner Schmälerung seiner Größe gleichsehen. Goethe war ein Ganzer, das wissen wir alle. Wohin er kam, hat er aufgebaut; Nietzsche hat in manchem nur Raum geschaffen, Wege gebahnt und aufgedeckt, aber er ist weiter gekommen. Von seinen Höhen aus ist die Aussicht nun wirklich frei. Man kann über Jahrtausende hinwegsehen, zu den trunkenen Spielen der Hellenen, deren herrlichste, heimlichste Sinnennacht heit vorher immer noch in Nebelfogeln einer späteren zurückgegangenen Kultur gehüllt war. Nun aber kann man gleichsam ihre Spieltrunkenheit herüber hören. Die klaffenden Abgründe daneben verneinen nichts. Wer kennt Gipshöhen ohne Abgründe?? — Ins Meer der Zukunft hinaus aber hat Nietzsche sonniges Land geschaffen, das den Spielplätzen der Hellenen wie nachgebildet ist. Die Zeit wird daselbe auch bevölkern, denn es hat keine Gefahr, daß

das Schaffen des Meisters verloren geht, es wurzelt zu tief im Dasein selbst.

Werfen wir nun noch einen Blick auf den späteren Nietzsche. Ich denke ihn mir noch mehr innerlich verwachsen mit dem Süden um sich. Ein einsamer Wanderer, der oft flink, oft müde, aber zumeist mit seligen Augen wie abwesend herumstreift, seine Gedanken sich buchstäblich ergehend, sein „Ecce homo“ in den Zügen. Ohne diese anregenden und ausgleichenden Fußwanderungen ist der spätere Nietzsche schwer zu denken. Und welcher Mensch von Einsicht könnte ernstlich daran glauben, daß es überhaupt möglich wäre, daß ein Charakter von so verwegener Wahrsamkeit wie Nietzsche auf seiner Sonnenhöhe in goldenster Freiheit Niederes ausheben könnte! —

Nietzsche echt empfinden, heißt den Lenzsturm brausen hören. Dieser Lenzsturm aber setzt säubernd über die Welt. Ein Lebensfrühling geht hinter ihm her mit Maiensonne und Blumengewinden. Die ganze Welt ist verjüngt — Nietzsche schaut es vom höchsten Gipfel seiner letzten Einsamkeit. Abendsonne vergoldet sein Gesicht, die trunkenen Augen lächeln selig in die Welt. Die Sonne sinkt. In die scheidende Glut taucht schaukelnd sein verklärtes Wort:

„Siebente Einsamkeit,

Nie empfand ich

Näher mir süße Sicherheit,

Wärmer der Sonne Blick .

— — Glüht nicht das Eis meiner Gipfel noch?

Silbern, leicht, ein Fisch

Schwimmt nun mein Nacken hinaus“...

Es wird dunkler und dunkler. In den Sternenhimmel ragt ein verfeinerter Gott.

IV

Die Welt scheint heute noch nicht sonderlich empfänglich für Nietzsche gestimmt zu sein. Man ist lauter im Reden

gegen ihn als für ihn, und mancher, der für ihn sprechen möchte, spricht doch noch gegen ihn.

Es scheint, Nietzsche kam fast zu plötzlich, zu unvorbereitet und dabei zu überreich als Schenkender. Es sieht wahrlich aus, als hätte er ein ganzes Jahrhundert an innerer Entwicklung und Erfahrung in sich aufgenommen. Deshalb kann es auch nicht verwundern, wenn man heute zu ihm meistens noch fremd tut — ihm noch fremd bleiben will und ihn sich vom Leibe hält. So außerordentliche Größe beunruhigt weit eher, als sie Freude macht. —

Aus „Der Süden“ von Carl Dallago. Leipzig, H. Dege. 1903

Guido Höld / Traurigkeit im Abend

Meine Seele, schau —
wie dort hoch im Himmelswind
Wolke, lichtverlassen grau,
traurig fast gesinnt,
richtet ihren Lauf
durch den Abendraum!

Bang blickst du hinauf! —
Schau ihr lange nach!

So ist auch dein Traum,
der an diesem Abend geht
unerfaßt dir durch den Sinn.
Bald ist er verweht.

Ob er ganz zerrinnt? —
Ob er bleibt — ein Hauch
weit gelöst in Gottes Raum?

Vorstadt im Föhn / von Georg Trapp

Um Abend liegt die Stätte öd und braun,
Die Luft von gräulichem Gestank durchzogen.
Daß Donnern eines Zugs vom Brückenbogen —
Und Späßen flattern über Busch und Jaun.

Geduckte Hütten, Pfade wirr verstreut,
In Gärten Durcheinander und Bewegung,
Bisweilen schwillt Geheul und dumpfe Regung,
In einer Kinderschar fliegt rot ein Kleid.

Um Rehricht pfeift verliebt ein Rattenschor.
In Körben tragen Frauen Eingeweide,
Ein ekelhafter Zug voll Schmutz und Räude,
Kommen sie aus der Dämmerung hervor.

Und ein Kanal speit plötzlich feistes Blut
Vom Schlachthaus in den stillen Fluß hinunter.
Die Föhne färben barge Stauden bunter
Und langsam kriecht die Röte durch die Flut.

Ein Flüstern, daß in trübem Schlaf ertrinkt.
Gebilde gaukeln auf aus Wassergräben,
Vielleicht Erinnerung an ein früheres Leben,
Die mit den warmen Winden steigt und sinkt.

Aus Wolken tauchen schimmernde Alleen,
Erfüllt von schönen Wägen, kühnen Reitern.
Dann sieht man auch ein Schiff auf Klippen scheitern
Und manchmal rosenfarbene Moseen.

Die drei Toten / von Otto Alshöfer



esonders heftig hatte es während des Gewitters nicht geregnet. Einige Zeit zwar brauste, toste und heulte es im Walde von den niederstürzenden Wassermassen, aber rasch lie ß der Guß nach, ein kurzes Schauern noch und alles war vorüber.

Eine gewisse Bangigkeit aber hinterließ dieses Gewitter doch. Der Sturm, der donnernde Orkan, mit dem es eingesetzt hatte, der mit fürchterlichem Toben herangestürzt war, auf dem Berggrat Steinblöcke ins Rollen bringend, tief unten aus dem Walde Baumwipfel hebend, um sie hier oben an den Felsen zu zerschmettern, lie ß ein erregtes Zittern in den Beiden zurück, ein Stolpern der Pulse, ein Stottern der Gedanken.

Als die ersten Wolken heranjagten, ein dumpfes, fortwährendes Donnern über der Bergwelt anhub, hatte der Mann erst darüber nachgedacht, ob es nicht doch möglich sei, das schützende Ziel zu erreichen. Aber er erkannte, daß dies nicht mehr anging, und daß es am besten wäre sich dort unter jener Felswand zu decken, denn vom kahlen Grat herab in den Wald zu eilen war es zu spät, dann wären sie unter den Buchenwipfeln vor niedersplitternden Ästen doch nicht sicher gewesen. Sie beschleunigten also ein wenig die Schritte und erreichten gerade noch die überhängende Felswand, als der Sturm einsetzte.

Knapp vorher aber warf der Wind doch schon das Weib einmal zu Boden, und eine Steinlawine fuhr hinter ihren Fersen nieder. Und kaum duckten sie sich unter den Felsen, kaum hatte das Weib sich so weit von ihrem Schreck erholt, um das erste Kreuz zu schlagen, da heulte, knatterte und schrillte es, daß es sie wie eine Lähmung umfing. Und selbst der Mann begann sich zu bekreuzigen, da über ihnen Schlag auf Schlag Blitze in die Felsen fuhren, zentnerschwere Blöcke

niedersenkend, unter ihnen ganze Strecken Waldes sich neigten und hinsanken, dann aber die Wasser alles verschleierten, der Lärm alles übertönte, so daß sie wie eingebettet mitten in einer untergehenden Welt sich fühlten. Und dann seufzte erst er, sagte ein paar Worte, dann jammerte sie und sie traten hinaus um ihre Wanderung fortzusetzen, da Orkan und Gewitter nachgelassen hatten.

Die zwei Rumänen erstiegen wieder den Grat, orientierten sich und eilten hinaus, an spärlichen, kugeligen Büschen vorbei, durch harthalmiges Gras und zwischen einer Unzahl Steinbuckeln. Die Berge rechts und links, die waldüberdeckten Täler lagen nun so friedlich und sich selbst gehörend da, als gäbe es keinen Zorn in der Natur. Und als sei nur mehr eine verschwindende Ahnung an ihre entfesselte Wildheit zurückgeblieben, hoben sich lange Nebelsäulen aus den Tälern, schwankten, drehten sich und zerfloßen. Als wären diese niedergegangenen Wassermassen der Willensausdruck eines unsichtbaren, urgewaltigen Wesens, der sich in die Erde preßte, wie zu brünstiger Umarmung sich im Walde verbergend, um nun trunken aufzutäumeln, allethalben, sich wieder zu jenem mächtigen Grundgedanken findend, der oben irgendwo hauste, dessen stürmendes Walten als entschwindendes Gewitter dem Horizonte zueilte.

Die zwei Leute hatten Sturm und Regen schon wieder vergessen. Anfangs schaute der Mann wohl mit Sorge aus, ob viel Wald niedergebrochen sei, ob es nicht in den Tobeln zu sehr von angeschwollenen Bächen brause, die tiefer zu Tale gelangend Felder oermuren könnten, aber es war wie nach jedem Gewitter und die Bergwelt war so unübersehbar, der Wald so geschlossen in seiner Grenzenlosigkeit, daß es schien, als könne kein Sturm ihm etwas anhaben.

Sie eilten immer weiter den Kamm hin. In ihrem hellen Leinenzeug aller Bergrumänen sahen sie wie zwei lichte

Vögel aus, die zwischen dem grauen Steinzeug hinfliegen, eintauchten und sich wieder erhoben, um wie eine Erinnerung an irgend etwas Helles in der Ferne haften zu bleiben.

Und dort in der Ferne stand eine graue Felswand. Die Entfernung machte sie flach wie eine Theaterdekoration, sie schien ebenso grotesk und künstlich wie eine solche, schien wie eine abschließende Betonung, ein Symbol vom Zuendegehen des Bergrückens.

Auf die Felsgruppe hielten die zwei Punkte zu. Als wollten sie sich in sie einbohren, als gedächten sie sich an ihrem Fuße plötzlich zu erheben, um sich spielend über sie hinwegzuschwingen. Doch da es schien, daß sie schon in die Steine eintauchen, glitten sie plötzlich an ihnen ab und verschwanden hinter der Felswand . . .

Ein kaum erkennbarer Pfad führte zwischen den Stämmen hinab. Er war nun mit Laubwerk und Aesten übersät, an einer Stelle durchquerte den Weg ein frisch niedergebrochener Baum, um den man einen weiten Umweg machen mußte. Aber die beiden Rumänen fanden leicht und gewohnheitsmäßig den Pfad, hielten instinktiv die Richtung ein, ob sie auch noch so häufig ausweichen mußten. Sie gingen, um eine andere Familie von ihrem Hirtenamt bei der beiderseitigen Schafherde abzulösen. Vom Schafemessen, das heißt von der Zeit, da die jungen Lämmer von den Mutterchafen getrennt werden, bis Rosalie, hatten die Nachbarn die Herde zu betreuen, nun aber begann ihre Zeit. Es vereinigten so stets mehrere Familien der Dorfrumänen ihre Schafe zu einer gemeinsamen großen Herde, um die Aufsicht zu vereinfachen.

Immer höher wuchs hinter ihnen der Berg auf, geschlossener wurde der Wald. Manchmal schaute der Mann, der voranging, besorgt aus, lauschte, war es ja doch nicht sicher, ob nicht der Sturm der Herde Schaden verursacht hatte. Er konnte sie zersprengen, und bis man die Schafe mit

den Hunden wieder gesucht und gefunden, war schon ein Teil den Wölfen zum Opfer gefallen.

Das Unterholz war vom Regen noch mehr zu Boden gedrückt, und versperrte wie eine Mauer jeden Ausblick zwischen den Stämmen hin. Da lauschte der Mann, ob er nicht Rufe, Hundegebell oder Herdenglockengetön hören könne.

Nun ging es jäh bergab. Und als wäre die schattenschwere Schlucht unter ihnen eine einzige, brausende Wassermenge, so toste, brauste und rollte der Bach. Und dann sahen sie sein schäumendes Wasser über Felsen schießen, hoch in das überhängende Laubwerk hinaufsprühen, hörten das Knallen der losgelösten, rollenden Steine, sahen Holzwerk auf den Wellen tanzend dahinschießen, gelben dicken Gischt auf eine Wiese längs des Baches hinauftreiben.

Der Mann wandte sich und sagte aufatmend: „Jetzt sind wir gleich bei der Stina“.

Das Weib nickte nur, schaute flüchtig auf und starrte dann wieder mit ausgestrecktem Halse auf den Weg. Sie trug einen Sack mit Maismehl auf dem Rücken, dessen Schnüre ihr in die Schultern schnitten und ihrer Gestalt eine krampfhafte Krümmung gaben, wie sie durch den rastlosen Kampf des Vorwärtstrebens mit dem Rückgerissenwerden entstand.

Da blieb der Mann erschreckt stehen. Von einem seltsamen, lähmenden Grauen erfaßt... Dort sah man die weißen Wolkentkumpen der Schafe, dort war die Herde — aber die Hütte, die Hütte? Die Hütte, das einfache, halbseitige Rindendach, wie es die siebenbürgischen Hirten zu kargem Schutze bauen, war verschwunden. Doch da stieß der Mann einen heiseren Schrei aus und lief hinab.

Das Weib war erst erstaunt. Sie schaute unfassbar dem Manne nach, machte ein paar zögernde Schritte, blickte wieder auf den mit vorgeneigtem Oberkörper laufenden Mann — plötzlich stieß auch sie einen Schrei aus, lief, jammerte, stolperte und lief wieder.

Die zusammengebrochene Hütte verdeckte der niedergeschmetterte Wipfel einer riesigen Buche. Diese lag wie im Tode erstarrt hingestreckt, mit ihren Aesten wie im Fallen krampfhast ausgreifend, dabei in ganzer Wucht das Hüttendach eindrückend.

Der Mann war voll Entsetzen in das Gewirr des gebrochenen Wipfels eingedrungen. Er prallte an und blieb stecken, arbeitete sich wieder heraus, lief suchend um die Trümmer, drang wieder ein, schrie nochmals entsetzt auf, zerrte voll Grauen an einem Ast, hielt dann plötzlich inne, stützte sich, wankte und starrte auf einen blutigen, toten Schädel, der mitten in den Trümmern sichtbar ward.

Als hätte ihn die Raserei der Todesangst wie einen Speer durch das Hüttendach fahren lassen, stak steif eines Mannes Oberkörper in dem Holzwerk, das Haupt nur ein wenig vorgeneigt, die Arme schlaff herabhängend und angepreßt, die Augen weit offen und verglast.

Die zwei standen davor, ihr Atem war durch das angstgelähmte Zwerchfell beengt, sie regten sich nicht, des Mannes Lippen und Kiefer zitterten, seine Hände zuckten und bebten krampfhast, und die Augen waren mit dem Ungstausdruck eines Tieres hilfesuchend vorgeredt. Ueber des Weibes Gesicht rannen lautlos große, schnelle Tränen, sie blieb aber regsam, legte langsam ihre Rückenlast ab, wischte sich die Augen mit der Schürze aus, ergriff ein Holzstück, zog es heraus und warf es hinter sich.

Da regte sich auch der Mann. Er stöhnte, faßte auch einen Ast, brach ihn los, schleuderte ihn weg, und dann arbeiteten sie, jammernd und mit fliegender Hast, immer den blutigen, toten Schädel vor sich.

Als sie den Oberkörper des Mannes schon fast befreit hatten, fiel dieser auf einmal in sich zusammen. Der Kopf neigte sich langsam, der Leib folgte nach, und glitt nach

borne nieder, mit angelegten Armen, das Gesicht in das Holz gedrückt, als sei ein Mensch von einer Kugel in den Kopf getroffen, plötzlich niedergestürzt. Da stöhnte das Weib auf, es neigte sich vor, zerrte an etwas; das Ende einer Kindertrage war es, wie sie die Rumäninnen als transportable Wiege benützen. Und in dieser Wiege befand sich auch ein Kind, ein anderthalbjähriger Säugling, der ohne eine äußere Verletzung aufzuweisen, sich doch nicht mehr regte.

Das Weib jammerte, zog Kind und Wiege hervor, schüttelte klagend den Kopf und hielt die Wiege auf den Knien, mit tränenden Augen daraufftarrend. Nur einen Blick warf der Mann hin, dann arbeitete er wieder weiter. Sie aber schaukelte noch immer das tote Kind, trug es endlich seitwärts, lagerte die Wiege sorgsam, kauerte sich dazu und begann die Totenklage zu singen.

„Komm“, sagte der Mann nach einer Weile, „wir haben hier noch mehr zu tun.“

Der Mann erkannte, daß man zuerst den Wipfel mit der Axt zerteilen müsse, um die Hütte frei zu bekommen. Und immer, wenn er dann einen Ast losgehakt, zerrte ihn das Weib beiseite. Als aber der Baum entfernt war, hatten sie bald auch die Hüttentrümmer weggeräumt, die Leichen des Mannes und eines Weibes, der Mutter des toten Kindes freigelegt, die ganz unter den Trümmern versteckt gelegen hatte. Ihr war ein zersplitterter Ast mitten durch die Brust gefahren.

Sie hatten die Toten in einer Reihe am Fuße eines Baumes gebettet. Dann fachten sie ihnen zu Häupten ein kleines Feuer an, damit die entfliehende Seele doch Licht auf ihrem Wege habe. Das Weib jammerte noch, daß das Kind in seiner Wiege sterben mußte, nicht auf der Erde, wie es ihr Brauch erheischte; darauf setzten sie sich abseits und starrten im gelähmten Schmerze auf die Toten. Ohne daß sie es gewahr wurden, war der Abend gekommen.

Zwischen den Wipfeln sahle ein gelbgrüner Himmel, auf den Blättern lag ein Glänzen, über dem Boden ein seltsam vertieftes Braun, und im Hintergrunde drängten sich die bleichen Wollrücken der Schafe. Und diese waren eigentümlich stumm. Einmal blötte wohl eines auf, aber kein anderes antwortete ihm, selbst die paar Lämmer, die unter der Herde waren, standen wie die übrigen mit gesenkter Stirne da. Auch die großen, weißen Schaffunde hatten sich verkrochen, sie bellten nicht, da, unter einem Gestrüpp, dort zwischen Wurzeln schaute einer scheu hervor, die Blicke unentwegt auf die Menschen gerichtet.

Da begann das Weib leise vor sich hin zu klagcn. Warum der Baum gerade auf die Hütte hatte fallen müssen, warum die Nachbarn nicht mehr flüchten konnten, da sie doch den nahenden Sturm erkannt haben müssen.

Der Mann verlor kein Wort darüber. Er blickte nur einmal zum Himmel auf, und sagte mehr zu sich selbst als zu ihr, daß es nun schon zu spät sei, vor Einbruch der Nacht das Dorf zu erreichen, um die Kunde von dem Unglück zu überbringen.

Dann starrten sie wieder schweigend, müde und ergeben auf die Toten, zu deren Häuftern das Feuer immer heller zu brennen schien, die von der Leichenstarre hart gemeißelten Stirnen überglänzend, wobei es sich vergeblich mühte, seinen Schein in tiefe Augenhöhlen zu werfen, nur um einen Mund zu findend, der noch immer schmerzlich zu schreien schien. Die verkrampften Hände auf der Brust schienen mit knöchernen Fingern zu spielen, zu zittern, als wären sie noch immer hilflos bemüht, den letzten Atemzug festzuhalten, der schon längst aus der Brust unter ihnen weggeglitten war. ... Der Abend kam wie durch ein blaugrünes, kaltes Glas.

Das Weib ließ seine schmerzlichen Blicke immer nur auf dem toten Kinde haften. Der Mann schaute irgendwohin, auf die Hütte, auf die Leichen, die Schafe oder in den Wald,

und wandte sich auch nicht, als das Weib sagte: „Gerade hat es die ersten Worte zu sprechen begonnen — da mußte es sterben“.

Nun blickte der Mann fragend auf, dann verloren auf das Kind, und wieder zerstreut hinaus. Das Weib aber begann neuerdings: „Hätten sie wenigstens das Kind gerettet; sie selbst wußten ja schon, wie das Leben aussieht.“

Der Mann schaute wieder auf die Leichen, dann blieb sein Blick auf der des Mannes haften und er sagte: „Jetzt ist auch seine Wassermühle fertig geworden, die er im Herbst selbst führen wollte... Das ganze Dorf war froh, daß es gutes Mehl bekommen wird.“

„Und nicht einmal dieses Kind durfte leben, um die Mühle einst zu übernehmen, um uns allen zu helfen, die wir so schwer unseren Mais gemahlen bekommen.“

„Er hat ja noch andere Kinder, die das Tote ersetzen können, die auch schon älter sind.“

„Aber dieser Bub wäre der beste Müller geworden, die anderen sind für die Felder da, für die schwere Arbeit in Sonne und steinigem Boden.“

Der Mann schwang müde die Hand. „Der da, warum hätte er sich das Leben leichter machen sollen, warum hätte er es besser als seine Brüder haben sollen?“

„Von den Brüdern weiß man, daß sie nur zum Bauern gut sind, der da aber hätte auch Lehrer oder Pfarrer werden können“, meinte das Weib schmerzlich erregt.

„Was wußte man von ihm? Man sah ja noch nicht wie er war.“

„Darum durfte man auch hoffen, — oh, vielleicht wäre er Pfarrer, wäre er noch Probst geworden“.

Der Mann antwortete nicht. Er schaute nur wieder verloren in den Wald, in dem immer massiger der Abend sich

sammelte und starrte darauf gebannt auf eines Hundes Kopf, der lauernd und scheu aus dem Dunkel lugte.

Auf einmal sagte er erregt: „Die Toten, sie kommen nicht mehr zu uns, nur wir kommen zu ihnen... Wenn zwei seiner Kinder statt des Mannes gestorben wären, es würde nicht solch großes Unglück sein wie jetzt.“

Vorwurfsvoll und unter Tränen schaute ihn das Weib an. „Was hätte dem Manne das Leben noch schenken können? Vielleicht hätte er noch zehn Joch Grund erworben, vielleicht hätte er seine Schafherde auf hundert Stück gebracht, aber das können seine Kinder auch tun. Er hätte ihnen doch auch einmal Platz machen müssen.“

Da fuhr der Mann heftig auf. „Was — die Kinder dürfen nicht verlangen, daß ihnen der Vater durch seinen Tod Platz macht! Ein Mann wiegt zehn Kinder auf!“

Auch sie ereiferte sich: „Wie kannst du nur das sagen?! Man weiß nicht, ob nicht ein Kind so viel im Leben erreicht wie zehn Männer.“

„Man weiß es nicht! Vom Manne nur weiß man, was er gilt. Und niemand darf ihm das Leben absprechen, daß er sich errungen hat.“

„Er hat sein Versprechen doch schon erfüllt.“

Da wurde der Mann zornig: „Du bist ein Weib und glaubst, etwas versprechen ist mehr als etwas erfüllen!“

„Und du glaubst, was du hast, brauchst du nie mehr herzugeben.“

„Das gebe ich auch nicht her!“ schrie er. „Denn eines Mannes Leben darf nur er selbst beschließen.“

„Nein!...“

„Und ihr glaubt, wenn sich erst in eurem Leibe ein Kind regt, müssen wir schon schweigen!“

„Das müßt ihr auch, weil es euch doch einmal den Mund verbieten wird.“

„Sei ruhig jetzt!“

„Ich will nicht...!“ Und sie schrie und schluchzte es.

Da schlug er sie. In einer zitternden Feindschaft, in einem hilfeseuchenden Haß gab er ihr den Schlag, weil sie über dem Leichnam eines Kindes das Leben eines Mannes verneinte. Und sie stritten so heftig, daß es den nächtlichen Wald bewegte, die dumpfe Finsternis zu heben und zu wogen schien, aufeinanderwallend und zusammenrückend, wie von einer seltsamen Erregung erfaßt.

Das kleine Feuerchen zu Häupten der Leichen aber versank, die Dunkelheit breitete sich weich über die Toten, als wollte sie sie vor dem Haß der Lebenden bewahren.

Die Witwe / von Hugo Neugebauer

Sie hielt ihm den Spiegel vor den Mund —
der Spiegel trübte sich nicht;
sie hielt ihm die Kerze vor den Mund —
doch stille brannte das Licht.

Sie tropfte ihm Wachs auf die Hand —
die Hand bewegte sich nicht:
da brach der Spiegel, da verschwand
in Nacht ihr Angesicht.

Sie blieb bei ihm und blieb doch allein
und Nacht und Stille umher;
sie drückte die Stirne an einen Stein
und dieser Stein war er.

Sie schlossen ihn ein, sie schloß sich ein,
daß Leben drückte sie schwer:
es lag auf ihrem Herzen ein Stein
und dieser Stein war er.

Gedichte / von Josef Georg Oberkofler

Erwartung

Schwüle.

Dann wird es Nacht sein.

Und deine Hände zittern

vor Erwarten

wie Blumen in einem Sommergarten

vor Gewittern.

Aber kein Strahl wird niederleuchten

und kein Tropfen die Stirne feuchten.

In deiner Seele rührt kein Gedanke

keine Schwinge.

Dein Auge sieht und starrt ins schwarze Blatt-
geranke —:

tagüber taumelten dort Schmetterlinge

um junge Rosen —

Schnitterin

An deine Brust schmiegt sich die schlanke Garbe,

erntefreudige Schnitterin;

und aus knisternden Aehren

klingt es wie Opfersang:

Nimm mich hin — nimm mich hin —!

Wenn der Abend rieselt ins Weizenfeld,
bist du müd.

Sinnend harrst du. Die Sichel fällt

aus tagmüder Hand.

Leis in deiner Seele schwingt es nach

und flüstert ein Sehnen nach:

Nimm mich hin — nimm mich hin —!

Lied eines Mädchens

Bald wird sich der Himmel öffnen.
Aufquellend werden sich ihm entgegen dehnen
die Birken.

Siehe, schon wirken
mit mütterlich sorgenden Händen
um ihre schlankweißen Lenden
Dämmer und Nacht ein Brautgewebe.

Still! wo bist du?

Horch, dein Schritt!
Und schon öffnet der Himmel sich golden
ganz nah über den Birken . . .

Feierstille

Fernher gehen die Glocken
auf Silbersohlen über lauschende Höhen.
Meine Seele müßte mit ihnen gehen,
mit all ihren Liedern,
bis sie in dir verflingt.

Die Glocken rasten.

Müd bettet in Wolkenfloden
der Tag sich; und die Wolken wiegen
ihn hoch über Land.

Die Sphinx / von Hugo Neugebauer

(Nach der Erstaufführung von Wedekinds „Erdgeist“ — mit Eilly und Frank Wedekind als Gästen — im Innsbrucker Stadttheater am 13 April)

Ein Eindruck, eine Erinnerung und ein Bekenntnis. Es mag nun elf Jahre her sein oder länger, da sah ich sie ebensooft oder öfter, wahrscheinlich sah ich sie dreizehnmal. Sie gab damals in Graz die Ottegebe, des armen Heinrich „Mein Gemahl“. Der arme Heinrich war ein starker Mann, groß im Trinken und Kartenspielen. Ich weiß nicht, wie weit er's gebracht hat, nicht einmal wie er hieß und ob er noch lebt, weiß nur, daß er den armen Heinrich so verkörperte wie ihn der Dichter wahrscheinlich erlebt hat.

Jener war also der arme Heinrich, das heißt, er schien es nur zu sein, denn der wahre arme, ja der ärmste aller Heinrichs und Hänse sitzt hier und hält die Feder in der zitternden Hand. Damals saß er im verdunkelten Zuschauerraum, von Anfang bis zu Ende außer sich, aufgegeben, zwölf, dreizehnmal. Jener starke Mann spielte nicht Karten, sondern den armen Heinrich von Hauptmann und der junge Mensch im dunkeln Theater, der arme Narr in Ottegebe, spielte auch den armen Heinrich von sich selbst. Nein er spielte ihn nicht, sondern erlebte ihn, genau so wie ihn der Dichter erlebt hat. Und Ottegebe wußte nichts von dem armen Heinrich in der Dunkelheit, ahnte nicht, daß sie ihm ein Licht war, das Licht, das alles andere Licht auf den Brettern verschlang und in sich selbst verwandelte.

Sie stellte damals die Herrschaft des Traumes wieder her in mir. Es hatte damals schon einen Umsturz gegeben in meinem Leben: Der Traum war verbannt — nein, nicht so feierlich — vertrieben war er worden von einer Wirklichkeit, die an Rauheit nichts zu wünschen übrig ließ. Ich trug sie damals wie ein Büßerhemd, wie einen Igelpelz, die Stacheln

nach innen gelehrt. Außen war er derb gegerbtes Leder, aber innen voller Stacheln, die drückten sich bei jeder Bewegung in die Substanz, die man Seele nennt. Mein Seelenleib war damals ganz mit Wundmalen bedeckt, die ihm die eiserne Jungfrau Notwendigkeit eingestochen hatte. Sie vernarbten fast alle, aber damals schmerzten sie heftig. Jedes Idol — um mit meinem Meister Epikur zu sprechen — jedes von einem Dinge losgelöste Flatterbildchen legte sich sogleich um meinen Seelenleib und haftete mit Seelenblute daran wie des Nessos Hemd an dem Leibe des Herakles. Und wenn ich es loswerden wollte, mußte ich es abreißen, daß Hautfetzen daran hängen blieben.

Die Schaubühne eine moralische Anstalt? Mag sein, ich weiß es nicht, ich habe diese Wirkung nie verspürt. Mein erster tiefer Eindruck — der zweite war Ottegebe, der dritte Lulu — war Franz von Moor. Diese klassische Rannaille bedeutete mir mehr als ihr edler Bruder mit seiner wallenden Libertinerschleppe. In ihr trat mir zuerst das Teuflische in seiner brennenden Nacktheit entgegen, das Teuflische in mir, das mich zwingt, mich auszugeben, für es, mit ihm so lang und so oft, bis von mir nichts übrig geblieben ist als die Hand voll Asche, die Lilith Lulu in alle Winde blasen wird.

Der Name ist ungenau. Eigentlich heißt sie Prinzessin Odilia und spukt in einer Romanruine, die mir vor drei Jahren über dem Kopfe zusammengestürzt ist, nicht ohne erhebliche Beschädigung des Gehirns. Ich habe auch diese Lulu schon erlitten: als Odilia, als Mechel, als Ginebra. Ich werde sie wahrscheinlich noch ein paar mal erleben. Sie ist eine Teufelin, die in tausend Gestalten umgeht und den Heiligen Gottes den Schlaf stiehlt, um ihn der Ewigkeit zu schenken.

Über damals hieß sie noch nicht Lulu, sondern Ottegebe und war die — kleine Heilige. Und das Theater

war — als moralische Anstalt betrachtet — das Kloster, wo diese kleine Heilige verehrt wurde. Ich verbrannte mein Herz vor ihr zu Weihrauch und sie — nieste nicht einmal. Sie witterte nichts von dem Weihrauch meines Herzens, der die Luft im Theater in ein mystisches Gewölk verwandelte, durch das diese kleine Raze schlich auf Sammetpfötchen, diese kleine, feine Raze, die ich für eine christliche Heilige hielt, während sie doch das Tier war, das lüsterne Tier, dem erdennäherer Glaube Tempel und Altäre am Nilus errichtete.

Aber damals war sie noch die kleine Heilige, die ich anbetete. Die Schaubühne war das Irrenhaus und ich war der einzige Narr darin, der arme Heinrich, der sich selbst spielte, ohne es zu ahnen, der sein Spiel viel ernster nahm als das Leben, das doch ernst genug war, glaub ich. Und Ottegebe war meine Aerztin, vor der ich im Traume meinen Seelenleib entblößte, im Traume und in Versen, in Traumversen von ihr. Sie führte den abgesehten und vertriebenen Traum in das Reich zurück, das nicht von dieser Welt ist, so gewiß nicht wie das Reich der Gerechtigkeit, das in dem Gehirn eines Gorkischen Loren bestand. Sie führte mich und ich ließ mich führen lang und weit, bis sie auf einmal meine Hand losließ und lachte, ganz un menschlich menschlich lachte.

Sie lachte über einen Kranz, den ich ihr verehrt hatte. Ist denn ein Kranz ein gar so lächerliches Ding? Nun, das gerade nicht, aber ich hatte vergessen meinen Namen zu nennen. Das fand sie ungeheuer lächerlich, und mit Recht. Man sollte immer Namen nennen, wenn man Kränze schenkt. Wozu schenkt man denn Kränze? Doch nur der Namen halber und dessen, was an den Namen hängt. Es ist doch nur eine ganz besonders verbindliche Art, sich vorzustellen, sich zu empfehlen, einzuführen. Aber ich reiner Tor wollte jeglichen Verdacht fernhalten, wollte ihr zeigen,

daß ich sie namen-, also grenzenlos verehrte. Denn nur das Namenlose — wie beschränkend ist selbst der Name Gott! — nur das Namenlose ist unendlich.

Leider hatte sich ein kleiner Fehler in meine Rechnung eingeschlichen. (Beiläufig gesagt: Alle meine Rechnungen sind falsch und es bereitet mir eine verkehrte Lust, mich selbst zu betrügen. Die ganze Welt ist unschuldig, ich allein bin der Betrüger, ich nehme den ganzen Schwindel auf mein Gewissen). Ein kleiner Fehler also: Ich hatte nämlich die Maske mit dem Gesichte verwechselt. Kein Wunder, daß das Gesicht lachte. Denn es gibt keine komischere Verwechslung als die der Maske mit dem Gesichte. Das begriff ich damals nur noch nicht. Ich fand das Lachen empörend, weil es den Ernst des Dichters verspottete — bei dem bekanntlich Gesicht und Maske Eins sind, wogegen der Schauspieler ein Gesicht und eine Maske hat — den Ernst des Dichters und meinen eigenen. Denn war nicht ich der wahre arme Heinrich? — Wie, vor jenem falschen blieb sie ernst, jenem war sie bereit sich aufzuopfern, und mich, den echten, verlachte sie?!

Ich fing an, sie tödlich zu hassen und Ottegebe, ihre Maske, desto inbrünstiger, abgöttischer zu verehren. Das Gesicht, das die Maske verspottet hatte, mußte verschwinden, mußte ausgelöscht werden, um der Maske Platz zu machen. — Aber wie das anfangen? — Sooft ich mir das Gesicht der kleinen Heiligen vor des Geistes Auge rief — Unsinn, das brauchte ich ja gar nicht, es war ja immer da — allemal erschien das Gesicht der Schauspielerin Silly Newes. Nichts war natürlicher, nichts so lächerlich natürlich und doch erschien mir nichts unnatürlicher, dämonischer, teuflischer. Denn noch immer spielte ich mir den armen Heinrich vor, Schauspieler und Zuschauer in einer Person und witterte nichts von Verrat an mir selbst und ahnte keine Maske, weil keine da war, weil ich mein Leben spielte, mein Spiel lebte. Es war

ein höchst lebendiges und höchst gefährliches Spiel. Ich geriet darob in einen Gemütszustand — wenn man solch zerrüttende Bewegtheit Zustand nennen darf — der hart an Wahnsinn grenzte. Nur gut, daß ich das einsah, da war mir ja noch zu helfen. Und — ich selber mußte mir helfen. Ich tastete nach allerlei Mitteln, aber alle Mittel schlugen fehl. Eines hätte mir vielleicht geholfen, wenn ich den Mut gefunden hätte, es anzuwenden: die Schauspielerin Tilly Newes war ja nicht die einzige Ottegebe. Ich hätte — ei freilich! — Jede andere hätte mir meine kleine Heilige nur vorge spiegelt, für mich gab es nur eine Ottegebe.

Und gibt es auch heute nur eine und die ist — Lulu. Ich bin damals nur gereizt, nicht enttäuscht worden. Für einen wahren Gläubigen gibt es keine Enttäuschung und ein reiner Tor stirbt, wie er gelebt hat, im festen Glauben an sein Idol. Der Glaube an's Idol hat mich geheilt. -- Gewiß, ich zertrümmere Masken, aber das ist eine unbe deutende Gebärde für die Zuschauer. Heimlich liebe ich sie um so inbrünstiger und sammle die Scherben und finde auf jeder geschrieben: Verbannt aus dem Reiche der Wirklichkeit! und kette sie wieder aneinander und freue mich ihres auferstehenden Lächelns. Denn ich liebe die schöne Lüge des Lebens, an die ich glaube, als an die einzige Wahrheit und bin glücklich trotz meiner Narrheit, kraft meiner Narrheit. — Und sollte einmal das Schicksal Ernst mit mir machen, sollte es mir beschieden sein, in den Mauern eines wirklichen Narrenhauses gefangen gesetzt zu werden, so wird die erhabene Lüge des Lebens jenen Kerker in einen Palast verwandeln und auf die Wand meiner Zelle das Bildnis der kleinen Heiligen malen.

Über einstweilen sitze ich noch nicht in Hall, sondern in Sinsbrunn und mitten unter Leuten, die über ein Uebermaß von gesundem Hausverstand verfügen. Es riecht ordentlich

nach frisch gebackenem täglichem Brote. — Warten Sie nur, das wird bald anders werden.

Ein grüner Vorhang. Ein Tierbändiger tritt hervor, mit roter Jacke angetan, in der Linken die Peitsche, in der Rechten die Pistole. Er setzt uns die Pistole auf die Brust: Achtung oder ich schieße Sie über den Haufen! Und während er uns aus dem schwarzen Loch bedroht, bearbeitet er unsere Nerven mit der Peitsche und singt das reißende Tierbändigerlied dazu. Er wird uns eine Raçe vorführen, ein Käzchen, das sich mittlerweile zur Tigerin ausgewachsen hat. Er wird uns das Tier zeigen, dem er Angst und — Liebe eingeflößt hat mit Peitsche und Pistole. Sogleich wird sie erscheinen.

Da ist sie schon. Der Vorhang teilt sich und August bringt sie auf Händen getragen, pflanzt sie vor aller Augen auf. — Da, meine Damen und Herrn. Schauen Sie sich das Tier an, das ich gebändigt habe. Von vorne und — August, dreh sie um! — von hinten. Das ist ein Kunststück, was, ein solches Tier zu zähmen, ein Tier in Weibsgestalt, eine Tigerschlange, einen Schlangentiger? Ich hab es vollbracht, ich, Frank Wedekind mit Namen. Sehen Sie mich an und sie, meine Damen und Herrn, und wundern Sie sich über das Kunststück, das Sie sogleich sehen werden. Ich werde den Kopf in den Rachen der Tigerin stecken und ihn unterseht wieder herausziehen. Wundern Sie sich und klatschen Sie Beifall!

Wie? Was? — Meine kleine Heilige? Mein klein Gemahl? Wie wird mir? — Mir graut vor dir, Ottegebe!

Da steht sie, bloßgestellt vor den Blicken der Neugierigen. Sie scheint sich zu ducken, zusammenzuschauern wie vor was Ungewohntem. Man könnte in ihr ein gehektes und gestelltes Wild vermuten, das mit abgewandtem Blicke den Gnadenstoß erwartet, wäre es nicht schon verraten, daß sie eine andere Art Wild ist, so scheu zusammengebrückt steht

sie da. — Dabei blickten ihre Augen so groß und verwundert in das dunkle Haus wie damals. — Ich sah einmal als Knabe in einer Schaubude eine Melusine, ein Weib mit einem Fischschwanz. Sie hatte einen falschen Schwanz, aber echte Tränen in den grünen Augen. Ich mußte an dieses Weib denken, als ich Lulu erblickte, die tränenlose Sphinx.

Warum gerade jetzt an jenes Weib? Es ist doch schon so lange her, Melusine ist viel, viel älter als Ottegebe. Ich glaubte damals, sie wäre eine wirkliche Melusine — „ich war noch klein“ — und weinte vor Sehnsucht nach dem Meere, dem man sie entrisen hatte, um sie in der schmutzigen Schaubude auszustellen. — Warum gerade jetzt an jenes Weib? War es Zufall? Oder bestand ein geheimnisvoller Zusammenhang zwischen dem Bilde jenes Weibes in meiner Seele und den Gefühlen der Tigerin, die doch ein Mensch ist und von dem Tiere, zu dem sie der eine Dichter herabgedrückt, wahrscheinlich so weit entfernt wie von der Heiligen, zu der sie der andere erhoben hat? Lief etwas von dem Schauer, der ihre Seele schüttelte, als sie sich zum hundertstenmale bloßgestellt sah, in meine über und rief jenes alte, verblaßte Bild daraus hervor? Spürte sie etwas von dem Druck der Maske, der uns dennoch beugt, so bedeutend sie sein mag, so daß es uns schließlich drängt, sie abzuwerfen, um allenfalls lieber ohne Gesicht zu sein als begraben unter all der Schminke? — Müßige Fragen! Nicht davon ist abermals die Rede, was sie ist, sondern von dem, was sie scheint.

Sie scheint eine Sphinx. Ihr Kopf ist menschlich, ihre Augen sind voller Seele, aber ihr Leib ist ganz tierisch, lauter Sehnen, die sich plötzlich strecken zum Sprung auf den Bänderer. Er steht vor ihr, mit roter Lade angetan, Peitsche und Pistole in Händen, zwingt sie mit dem Blicke: Kusch, Bestie! Zurück in den Käfig mit ihr! —

Und nun geht es los: Lulu heißt sie und wird Männern

gefährlich, verderblich, tödlich. Sie hat das Unglück, von Gott — oder vom Teufel? — so geschaffen zu sein, daß ihr bloßer Anblick Männer rasend macht. Was Jahrtausende geschlummert hat in lang vermoderten Ahnenleibern, richtet sich vor ihren Blicken auf, stürzt sich auf sie mit einer Gier, die Liebe nennen, ebenso wahr wie verrückt ist, stürzt sich auf sie und — unterliegt im Kampfe mit ihr: Incuba. Die Tigerin saugt ihnen das Blut aus und läßt sie dann liegen, springt über ihre Leichen hinweg auf neue Opfer los. Der Boden rötet sich mit Blut, die Luft ist mit Pulverdampf geladen, alles atmet schwerer, von Schüssen die Ohren betäubt, die Nasen von Blutgeruch gekitzelt, die Augen starr und glänzend von der großen Trunkenheit des Gastmahls, das der verschwenderische Wirt da oben seiner Gäste Sinnen bereitet. Lüge, Mord, Verrat überstürzen sich, ein grauenhaftes Bakchanal der Unzucht. Und mitten durch diesen chaotischen Wirrwarr, worin sich der entfesselte Urtrieb eisgrauer Vorzeit im Lichte der letzten aller Zukünfte in zuckenden Leibern entblößt, windet sich die Schlange, schleicht die Tigerin Lulu.

Wir sind bis zum Äußersten gehebt. Wir winden uns — ein Schauspiel für Götter — um den infernalischen Spieß herum, den uns Frank Wedekind, der Großmeister des Satanistenordens, durch den Leib gerannt hat, um uns über dem Feuer erotischer Ueberhitztheit braun zu braten. Schon stecken aller Ecken Liebhaber, Ehebrecher, Beutestücke, die Tigerin schwelgt im Blute, da stürzt der Bändiger hervor und — wird zerrissen.

Er kann seinen Kopf in ihren Rachen stecken und zieht ihn unverfehrt wieder heraus. Nein, er wird zerrissen. Nein, er lebt noch. Also was? Ich weiß es nicht. Er weiß es nicht. Sie weiß es nicht. Niemand weiß etwas. Es ist ein zu großes Geheimnis um Lulu, Eva, Mignon, das

Weib, das jeder neue Liebhaber wiedertaucht und das dennoch dasselbe namenlose bleibt.

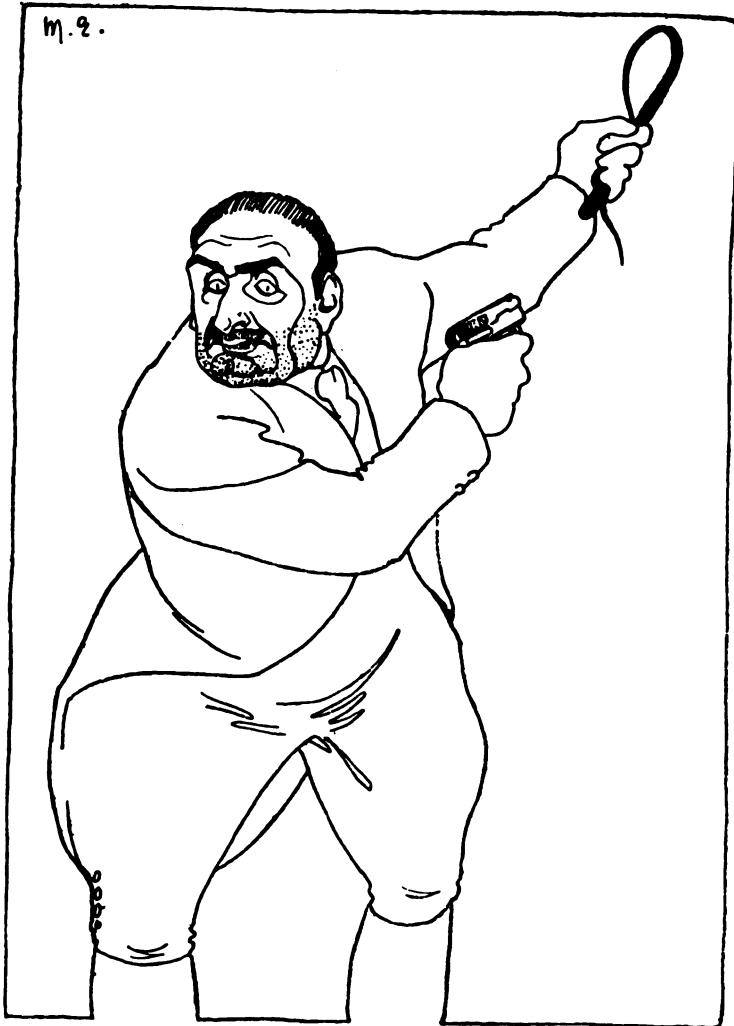
O mein Herr, mein Herr, warum haben Sie meine kleine Heilige verführt? Teufel, was für eine Teufelin hast du aus ihr gemacht? — Oder sind beide falsch, die Heilige und das Tier? Ist echt nur Tilly Newes — Wedekind? — Es wird wohl so sein, daß eins im andern steckt, denn ein gewöhnliches Menschenkind ist sie nicht. Sie mag Oberfläche haben, gewiß, aber welches Ding hat das nicht und welches Wesen? In ihrer Tiefe ist's nicht geheuer und wer sie liebt, muß sie mit Angst und Bangen lieben.

Sie waren fast alle zugeheilt. Ich trug sie in Ehren und manchmal öffnete ich das Kleid ein wenig und ließ die Narben durchblicken. Da schlüpfte dieser dumme August durch den grünen Vorhang mit der weißen Last auf den Armen und pflanzte vor mir auf: die gräßliche Sphing mit dem Köpfchen der heiligen Ottegebe und den Taten der Tigerin, Lulu. Da plakten die Nähte, die stummen Munde begannen zu reden, zu schreien, Blut zu speien. —

Ich schwamm auf einer grünen Insel, mitten in einem Malfstrom von rotem Blute. Ueber mir rollte der weißglühende Sonnenball. Die Engel sangen im Himmel gar schöne: O, du heilige Ottegebe! Weihrauch — nein, Pulverdampf! Eine Peitsche überschallt den Gesang der Engel: Ruch, Bestie!

Ihr Kopf, mein Herr, Ihr Kopf! — Stecken Sie um Gottes willen Ihren Kopf nicht zu tief in den Rachen der Tigerin!

(gez. von Max v. Esterle)



Frank Wedekind

Bemerkungen / von Oskar Bontwiler

Ber da meint, was er beim Anblick der Natur empfinde, sei nur sein eigenes Gefühl, sein eigener Geist, den er in sie gegossen habe, nicht aber das ewig Geistige der Natur, von dessen Rhythmen einige in seinem Herzen nachschwingen — der gleicht einem Narren, der in den Sturm bläst und spricht: „Seht, wie mein Atem die Bäume schüttelt!“

* * *

Der Inquisitor: Glaubst du, daß Jesus Christus der Sohn Gottes ist?

Der Reher: Ja. Aber wenn du es sagst, ist es nicht wahr.

* * *

Soziale Reibungen werden nicht aufhören, solange einer mehr menschliche Eigenschaften besitzt, als von ihm gefordert werden.

* * *

Die Forderungen des Individuums und der Allgemeinheit werden einander immer feindlich gegenüberstehen. Die beste praktische Moral wird die sein, die unbefangen mit beiden rechnet und ein auskömmliches Gleichgewicht herstellt. Heute aber hat sich die Wage so ungerecht zu Gunsten der Allgemeinheit geneigt, daß alle ehrlichen Moralisten (im Sinne Niebelsches) sich genötigt sehen, ihr Gewicht in die Schale des Individuums zu legen.

* * *

Fanatizismus ist nicht der höchste Standpunkt, aber immer noch besser als die Art von Duldung, die heute so beliebt ist, die nicht der Einsicht entspringt, sondern der Gleichgültigkeit.

* * *

Wer die Wahrheit liebt, schreckt auch vor einer Binsenwahrheit nicht zurück.

Im Park / von Carl Dallago

Es breiten die Buchen im alten Park
die Kronen über mich aus.
Mein Sinnen fühlt sich so zu Haus
und wächst sich weit und stark.

Die dunklen Stämme moosbehaart
stehen am Hügelrand geschart
wie ein versprengter Troß.
Ich staun die gebeugten Formen an,
die Kronenverzweigung hinaus, hinan,
das wundersam reiche Gesproß.

Der alten Erde Mutterblut
im Baumleib speist die Säfteflut
noch immer mit junger Kraft.
Wie rankt sich weich und lichterfroh
der Blätter dichte grüne Loh
um jeden süchtigen Schaft.

Ich knie mich still auf die Erde hin,
umglänzt von der Bäume Schein.
Es saugt der Erde Kraft mein Knien
so tief in mich hinein.

Bald staun ich mein eigenes Wachstum an
und treibe vergnügt hinaus, hinan
als der Erde williger Sproß.
Der Bäume blutsverwandter Kranz
umsäumt mit seinem mystischen Glanz
mich neuen beglückten Genosß. — —

Es breiten die Buchen im alten Park
die Kronen über mich aus:
Mein Sinnen fühlt sich so zu Haus
und wächst sich weit und stark.

Brigner Chronik XVII (Pietät)

Die Pietät ist bei uns nun einmal nicht zuhause. Daran werden die vielen Gebete, die alltäglich aus diesen Mauern zum Himmel steigen ebensowenig ändern, wie die Hilferufe, die ich in diesen Blättern an meine Mitbürger richte.

Die einen lachen und die anderen ärgern sich darüber. Aber es geschieht nichts. Und doch wäre hier so leicht Abhilfe zu schaffen, wenn die Erbitterten, statt sich über die „Brigner Chronik“ zu ärgern, sich dazu entschließen könnten, Einkehr bei sich selber zu halten, und jene, denen das Lachen so lose in der Kehle sitzt, vom „Brenner“ nicht bloß abends am Wirtshausstische Notiz nehmen möchten. Ob liberal, christlich-sozial oder konservativ — im Wesentlichen sind sie alle gleich. Sie treffen sich vor dem Beichtstuhle bei der Osterbeichte und kehren am Abend beduselt von den Höhen des Elvaserberges zurück, zu denen sie das Ewig-Weinliche hinanzog. Die Ehrfurcht vor der Sonne ist zu einem „Hutab“ vor einem schwarzen Menschenschreck geworden und die Pietät vor der Größe der Vergangenheit zu einem politischen „Strauminet“ zusammengeschrumpft. Im bequemen Schlaf ihrer Trägheit suchen sie Schutz vor „dem Herzweh und den tausend Stößen, die unseres Fleisches Erbteil“ . . .

Sterben — schlafen — vielleicht auch träumen . . . Ja, da liegt's. Davon zu träumen, daß man es dem Dr. Uemilian Schöpfer verbieten könnte in so üblem Deutsch über die Haltung des Bozner Landtagsabgeordneten in der Fleimstalbahnfrage zu sprechen, da doch er es ist, der bei dieser Sache am meisten „gepacelt“ hat, während der andere sich bloß eine Inkonsequenz zu Schulden kommen ließ und „konsequent sein“ mit Politik doch absolut nichts zu tun hat. Es ist jedenfalls pietätlos, wenn einer den eigenen Verrat mit dem Hinweis auf die Blamage eines anderen bemänteln will.

„Um so mehr begrüßen wir es und freut es uns, daß einer unserer beständigsten Abgeordneten, ein alter Militär, der Herr Reichratsabgeordnete General Athanas von Guggenberg das Wort ergriffen und zur Vorlage des neuen Wehrgesetzes Stellung genommen hat,“ wobei sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet war, dicta dicere und im Uebrigen ein unbeschreibliches Blech zu reden. Welchen Ausdruck soll

ich aber finden, daß einer der „Intelligenzwähler“ dieser Stadt auf seinen Stimmzettel schrieb: „Ich wähle den Herrn Uthanas von Guggenberg, jedoch keineswegs aus Sympathie, sondern aus Parteidisziplin.“ Das war pietätlos im höchsten Maße. So was tut man wohl, aber man sagt es nicht!

Ein wahres Monstrum von Pietätlosigkeit und Undiszipliniertheit leistete sich jedoch die Gemeinde St. Andrae. (Das Dorf zählt ungefähr fünfzehn bis zwanzig Häuser und liegt hoch oben am Berg.) In dieser Gemeinde beschließt über den Kopf ihres Abgeordneten hinweg eine „Plauderstube, die ziemlich gut besucht war“ einstimmig eine Resolution, in der verlangt wird, daß erstens der Jugend bis zum sechzehnten Jahre der Besuch der Kinematographentheater verboten werde, zweitens die Notare als wirkliche Beamte vom Staate übernommen werden, drittens daß endlich einmal eine Zwangs-Feuerversicherung eingeführt werden solle, wendet sich viertens in schärfster Weise gegen den Bau der gänzlich unnötigen Schiffahrtkanäle in Galizien“ und gibt endlich am Schlusse der bestimmten Hoffnung Ausdruck, daß dem Pfarrer von St. Andrae die bisher noch unbefetzte Stelle eines österreichischen Ministers für Kultus und Fortschritt übertragen werde. — Und Herr Uthanas von Guggenberg weiß gar nichts davon, daß die Gemeinde St. Andrae in einen argen Konflikt mit dem österreichischen Staate gekommen ist.

Man sieht, bis in die entlegensten Winkel der Volkseele hat sich die Pietätlosigkeit eingeschlichen.

Undere aber gehen darin noch weiter, und zwar die Pilgervereine. Sie nummerieren die Seelen und geben Annonzen in die „Chronik“: „Wir empfehlen die Seele unserer Mitpilgerin Maria Mulser, genannt „das Rastelruther Moidele“, Nr. 390 ex 1906 frommen Gebeten.“

Wie aber erst die französische Republik mit dem ehemaligen Musikfeldwebel und nunmehrigen „städtischen Musikdirektor“ von Brigen, Herrn Adolf Feig umgeht, das ist einfach schauderhaft. „Derselbe war nämlich, wie er angibt, vom französischen Kriegsministerium brieflich eingeladen worden, eine seiner Kompositionen nach unbekannten altfranzösischen Motiven einzusenden. Herr Feig schickte darauf eine solche Komposition ein, die jedoch in Paris in

Verlust geraten ist. Herr Musikdirektor Adolf Feig verlangt jetzt für die verlorene Komposition 6000 Franken als Schadenersatz. Das Schreiben, mit welchem er vom französischen Kriegsministerium zur Einsendung seiner Komposition aufgefordert wurde, hat er verloren; doch vermag er zwei Offiziere als Zeugen anzuführen, welche dieses Schreiben gelesen haben“. Schreiben verloren, Komposition verloren, Verstand verloren, da kann nichts anderes mehr helfen, als — der Abgeordnete Guggenberg. „Allerdings bedurfte es der Intervention unseres verdienten Herrn Athanas von Guggenberg, daß das französische Kriegsministerium zum Bewußtsein seiner Verpflichtung in dieser Sache gebracht werden konnte.“ Allerdings, wenn Herr Athanas die teure Uniform um die schlottrigen Glieder hängt, wird das französische Kriegsministerium klein beigeben müssen, um den Einfall einer österreichischen Armee in die Republik zu verhüten. „Unserm Herrn Musikdirektor aber wünschen wir, daß er recht bald in den Besitz seines „Haupttreffer“ von 6000 Franken gelangen möge!“ Wenn man der „Chronik“ einen Witz zutrauen dürfte, so könnte man es wagen, diesen letzten Satz ironisch zu nehmen.

Wer aber will sich in diesem Wirrwarr von Schändlichkeiten noch auskennen, die Menschen an Menschen be-gehen? Wer will hier die Wahrheit finden? Ich wahrlich nicht. Denn mich drückt zu sehr das Gefühl meiner eigenen Schuld. Ich genieße die Segnungen dieses Brigner Gemeinwesens und erkühne mich, nicht daran glauben zu wollen.

Ich weiß mir für meine Pietätlosigkeit keine härtere Strafe als die, das Erscheinen meiner „Brigner Chronik“ für einige Zeit einzustellen.

Hartmann.

J. W. Widmann's Briefe

Die Hinterbliebenen des im November 1911 verstorbenen Dichters Jos. Witt. Widmann planen eine Sammlung und spätere Herausgabe seiner Briefe, soweit dieselben zur Veröffentlichung geeignet sind. Es ergeht demgemäß an alle diejenigen, welche im Besitz solcher Briefe sind, die höfliche Bitte, dieselben gefl. einsenden zu wollen an Dr. Max Widmann, Redakteur in Burgdorf (Schweiz) oder an Frau Johanna Schäfer-Widmann in München (Beichstraße 9). Die Briefe bleiben selbstverständlich Eigentum der Adressaten und werden denselben nach Einsichtnahme wieder zugestellt.

Soeben ist erschienen:

PHILISTER
VON
CARL DALLAGO

Preis 1 Krone (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

KARL KRAUS
PRO DOMO ET MUNDO
APHORISMEN

* * *

geh. M 2.50, in Leinen geb. M. 4.—,
in Halbfranz M 5.50

Verlag ALBERT LANGEN in MÜNCHEN

DER RUF Ein Flugblatt an junge Menschen

herausgegeben vom **AKADEMISCHEN VERBAND
FÜR LITERATUR UND MUSIK IN WIEN**

Frühlings-Nummer

Soeben erschienen

Preis 90 Heller

VERLAG BRÜDER ROSENBAUM WIEN

HERDERBLÄTTER

als Privatdruck für Subskribenten herausgegeben von
Willy Haas, Norbert Eisler und Otto Pick.

Die **Herderblätter** erscheinen in zwangloser Folge.
Jahresbeitrag für Subskribenten 6 Hefte Mk. 5.—.

Probenummern werden **nicht** abgegeben.

Verlag der Herderblätter, Prag, Hybernergasse 7.

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der soeben erschienenen Doppel-Nummer 347/348:
(Mit diesem Hefte wird der XIV. Jahrgang der „Fackel“ eröffnet)

Glossen / Dame und Maler / Notizen / Eine neue
Form der Banalität / Münz in Monaco / Glossen

Sämtliche Beiträge von KARL KRAUS

* * *

Die „Fackel“ erscheint in zwangloser Folge (2—8 mal im Monat)
und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch
die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer
30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL“ / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 8

Neuerscheinungen:

Otto Alscher, GOGAN UND DAS TIER. Roman.
Berlin, S. Fischer Verlag. — Mk. 3.—.

Richard Huldshiner, NARREN DER LIEBE. Novellen.
Verlag Albert Langen, München. — Mk. 3.—.

Otto Pick, FREUNDLICHES ERLEBEN. Gedichte.
Axel Juncker Verlag, Berlin. — Mk. 2.—.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

==== **Telephon Nr. 34** ====

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr. 27

O. Wilfling

Juweller und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker
und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

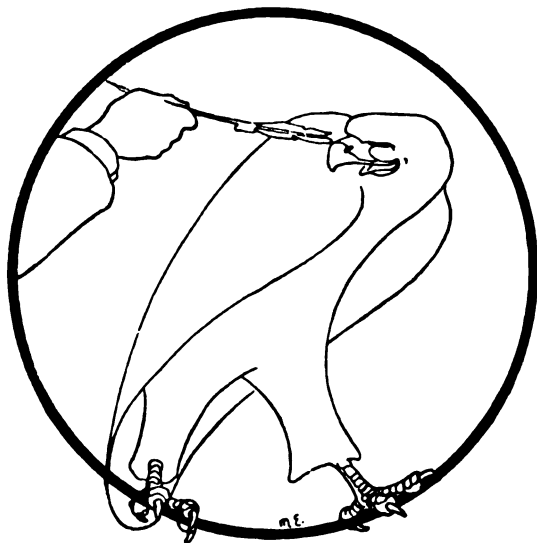
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

TIROLS KORYPHÄEN

ERSTE FOLGE



KARIKATUREN VON MAX ESTERLE

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

Preis K 1.80

II. Jahr

Heft 24

Der Brenner

Halbmonatschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch /
Rob. Müller: Tiefer Mittag am Mamlufen-
Meere / Hermann Koch: Saas Anfang /
Hugo Neugebauer: Memento / Ludwig von
Ficker: Vinzenz Maria Gredler† / Otto Zoff:
Der schöne, schöne Frühling / Bruno Frank:
Der Verächtliche / Carl Dallago: Die Moral
der Titanic-Katastrophe / Robert Müller:
Totenstarre der Fantasie / An unsere Leser /
Karikaturenfolge 48: Max von Esterle:
Maler Thomas Riß (Meran)

Brenner-Verlag-Jansbrunn

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1.75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Dasselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verboten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschner jun.
Papier- und Schreibwarenhandlung
Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel. Schreibmaschinen: Continental-anzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr

Innsbruck / 15. Mai 1912

Heft 24

Karl Kraus, der Mensch /

von Carl Dallago



Daß ich seiner gedenken muß im Frühlingsmorgen um mich, macht mir Gedanken. Gerade seiner, der den Morgen über schläft, um nachts zu arbeiten, der in der Lebensführung so sehr von mir absticht. Sein Werk ist nachtgeboren und gibt doch soviel Helle, es ist lichtfüchtig — vielleicht eben, weil es dem Dunkel entsprang, es weiß mehr vom Trug der Nacht und darum auch mehr von der Notwendigkeit des Lichts. So erklärt sich mir auch, warum ich Kraus zugetan bin — warum der Frühlingsmorgen dieses Zugetansein in mir noch hebt. Kraus ist ein Licht, das erhellt.

Er spürte in sich wohl etwas sich entzünden, bevor er schrieb; so nannte er seine Zeitschrift „Die Fadel“ — mußte sie so nennen. Sie brannte vielleicht auch manchmal mit Rauch und Ruß wie eine Fadel. (Ich kenne ihre Flammen zu Beginn nicht.) Ich denke mir, daß der Zorn in Kraus noch rauchend war, daß der Qualm noch roch und abfärbte. Es will alles seine Zeit, auch das Sichlauterbrennen, wenn man Flamme ist.

Kraus ist Glühen, ist eine Flamme. Ich habe ein Lobern wie seines an keinem Schriftsteller in unserer Zeit wahrgenommen. Er steht da als ein brennender Gegensatz zu den Ueervielen, in denen der Schacher zuhause ist. Er ist zunächst in Haß entbrannt gegen das Treiben

in seinem Volke. Aber der Schacher, auch der mit Geistesgütern, geht heute bereits in jedem Volke um, nicht nur in den Juden. So wird Kraus Einzelmensch und wertvoll jedem Volke. Sieht es doch zuweilen aus, als laufe das Bestreben der Zeit nur darauf hinaus, durch Geschicklichkeit im Schachern sich hervorzutun. Es könnte in einem den Ekel vor der Zeit gebären, falls diesem Schachern wirklich ein Führendes zukäme. Aber der Intellekt denkt und eine unbegreifliche Macht lenkt; die liegt sicher dem Seguellen näher als allem Intellekt. Damit doch habe ich das Fahrwasser erreicht, darin Kraus am heimischsten ist, darin er als Schaffender seine verwegesten Fahrten macht und sein Segel den stärksten Wind fängt, sodaß die Fahrt oft wie rasende Jagd wird, ein Unbild, der dem nur-intellektischen Betrachter das Sehen und Hören verschlägt. Denn Kraus ist Anti-Intellektueller. In seinem letzten Werke „Pro domo et mundo“ findet sich der gewaltige Ausspruch: „Es gilt, der Weltbestie Intelligenz, an deren Haß der Künstler stirbt, aber von deren Haß die Kunst lebt, den Genickfang zu geben“. „Die vor Bildern grinst und Bücher über die Uchsel liest, die sich durch Unglauben ihre Ueberlegenheit vor Gott und durch Frechheit ihre Sicherheit vor dem Künstler beweist!“ — Wie innig und dankbar ich das Gesagte fühle! Es verbindet mich dem Autor innerlich in einer Zeit, wo der Intellektuelle nur die Larve des Philisters ist.

* * *

Als ich Kraus das erstemal vor ungefähr Jahresfrist las (ich kannte vorher keine Zeile von ihm), fühlte ich hinter dem Gelesenen einen gütigen Menschen. Seine Güte jedoch verbarg gleichsam das Gütigsein und ging einher in der Maske von Hohn und Spott, von beißendem Humor oder einer kühlen Härte. Als Führendes aber war lobernder Haß da, der aus der Seele zu wachsen

schien und ihr doch wiederum mehr wie Hülle und Deckung lag, um einen Schmerz zu erdrücken. Der Schmerz kam wohl von Liebe. Und der Haß folgte erst nach. Zuerst war das Sehen, das Hineinsehen in Menschen und Zustände. Es ließ Kraus sich entstehen vor einer Welt, die darauf ausgeht, gerade dem Menschlichsten die Hölle auf Erden heiß zu machen. So ist seine Güte hart geworden und sprüht Haß aus. Es wäre Haß aus Liebe, die revoltierte, aus Empörung vor Liebe. Mit der Liebe starb vielleicht in Kraus seine Jugend, denn Hassen ist Erfahrung und die macht alt: er will nun alt scheinen — alt und ungütig, um sicher zu sein vor Zubringlichkeiten und Belästigungen der Welt. Die Geistigkeit seiner Künstlerseele, die sich selber angehören will, mag nach dieser Weltrichtung kein Gefallen mehr erregen; sie will von sich eher abstoßen und entfernen, wenn sie durch das geistig zubringliche und rohe Marktgemenge hindurch muß. So glück ursprünglich die Seele in diesem scheinbar frivolen Spötter vielleicht eher einer jungen Schönen, die, weil sie innerlich vergeben ist, sich ein schlechteres oder älteres Aussehen zu geben sucht, wenn sie durch zubringliches und rohes Mannsvolk hindurch muß.

* * *

Wo Güte getreten wird, wandelt sie sich in Härte. Es ist Wandlung aus Not, aus Selbsterhaltungstrieb. Denn Güte ist ursprünglich weich, ihre Lust ist die Nachgiebigkeit. Der gütige Mensch fühlt bald das Gütelose in der Welt, die in ihrer Unfähigkeit die Güte für Schwäche hält und sie danach behandelt. Es ist die Welt unserer Zivilisation, die genug Grausamkeiten dort begeht, wo sie sich stärker vermeint. Ihre Unfähigkeit hält auch den Starren für schwach, denn sie sieht ihn nur vereinzelt oder gar allein, und sie rechnet immer nach der Zahl; ist doch nur die Ueberszahl ihre Stärke. So tritt sie immer

auch auf den Starken, der immer auch gütig ist. Da kommt die Enttäuschung: es gibt Etwas nicht nach. Es ist nicht mehr Weiches da, das sich treten läßt, die Güte ist hart geworden. Jeder Drauftritt verlegt nun die Tretenden. So wird Härte ein Kennzeichen des starken und gütigen Menschen.

Die Härte an Kraus ist schon an seinem Stil konstatierbar. Man fühlt, sie reicht in seine Seele hinein: Nur größte Härte verträgt solchen Schliff. Kraus ist hart geworden. Alle Grausamkeiten unsrer Zeit traten auf sein Inneres. Die Unkultur einer ganzen Großstadt trampelte auf ihm herum. Es machte seine Güte zuletzt wohl hörnern wie das Drachenblut die Haut Siegfrieds. Aber wer dieser Härte mit den Ohren der Seele lauscht, hört noch die Güte durchtönen. Oft mehr, oft weniger. Jedenfalls macht sich fühlbar: es ist Güte in ihm.

Ich gebe hier aus den Schriften Kraus' einige Stellen, die mir sprechende Belege seiner Güte sind: — Einmal die Stelle, von der Karin Michaelis berichtet: „Vor allem entfinne ich mich eines Fragments aus seinem Buch „Die chinesische Mauer“, wo er in zwei Spalten einander zwei Zeitungsausschnitte gegenüberstellte, die nicht riefen, sondern wie in Todesangst schrien gegen menschliche Ungerechtigkeit und Dummheit. Ein Dienstmädchen hatte ein uneheliches Kind geboren. Sie gab es in ein Dorf in Pflege, von ihrem geringen Lohn wollte sie vier Fünfstel für das Kind opfern. Denn sie liebte es. Eine Woche oder einen Monat später gab man ihr das Kind zurück. Warum? „Wenn sie sterben sollte, würde das Kind der Gemeindefürsorge zur Last fallen“. Sie nahm das Kind und brachte es in ein anderes Dorf, aber auch da fürchtete man das vaterlose Kind anzunehmen. So versuchte sie es mit vier Dörfern. Dann tötete sie das Kind, und dann wurde sie zum Tode verurteilt. Karl Kraus zitierte das Gerichtspro-

tosoll kalt und nüchtern, ohne ein Wort hinzuzufügen. Sein Kommentar bestand darin, in der anderen Spalte wörtlich einen Artikel aus einem katholischen Blatt abzudrucken, in welchem stand, wie man ungeborene Kinder im Mutterleibe zu taufen habe, wenn die Mutter im Sterben läge“. Das katholisch-medizinische Blatt enthielt folgendes: „Das Taufwasser muß reines Wasser sein. Die Hohl-nadel hat eine Länge von 10 Zentimetern. Bei Kopf-lage wird die Nadel zwei Querfinger oberhalb der Symphyse senkrecht eingestochen. Vorher soll die Mutter urinieren. Die Hohl-nadel wird eingestochen, bis man auf eine resistente Stelle gelangt, welche auch durch mäßiges Andrücken der Nadel nicht überwunden werden kann! Diese Resistenz bieten die Kopfknochen dar. Findet man diese Resistenz nicht, so wird die Spritze bis an die Bauchhaut zurückgezogen, sie wird in anderer Richtung nach rechts, nach links, nach oben und unten eingestochen, bis man den Kopf findet . . . Falls etwa einer sterbenden Mutter eine Entkleidung zu beschwerlich fallen würde, so kann auch der Einstich der Nadel ganz leicht über dem Hemde vorgenommen werden. Ja selbst auß Geratewohl kann man an einer beliebigen Stelle des vorgewölbten Bauches durch die Kleidungsstücke hindurch den Einstich machen. Dann besitzt allerdings die Taufe nur wahrscheinliche Gültigkeit. Hat man den Knochen mit der Nadelspitze gefunden, so wird die Nadelspitze mit ziemlicher Kraftanwendung so weit als möglich in den Knochen eingespießt!“ (Es handelt sich ja darum, der Taufe sichere Gültigkeit zu verleihen.) — Welche menschliche Regung möchte hier dem Gedanken nicht das Gesicht zertreten? In Kraus scheint vor Unmaß an Widerwillen das Wort erstickt. Welche Güte möchte noch ihre Empörung solcher unmenschlichen Verblödung entgegensetzen? Ich fühle hier: Wo religiöser Wahn die Wissenschaft schwängert, gebiert sie Greuel. Und im Falle der

Kindsmörderin erleidet die Gerechtigkeit von der herrschenden Moral der Philister die Behandlung einer Dirne. Krauß gibt mit der stummen Zurschaufstellung der zwei Begebenheiten sein Erlebnis an ihnen; es erzählt, daß er leidet; ihm zugrunde liegt Güte.

„Ich rufe die Rettungsgefellschaft zu einem Werk der Nächstenliebe“: so vernimmt man in einem neuen Fall Krauß' Stimme, die für eine Tote eintritt, deren Erben zwar den Lebensberuf der Verstorbenen verachteten, nicht aber das Vermögen, das dieser Beruf eintrug. So unterblieb die Erfüllung des Wunsches der Toten, ihr einen Grabstein zu setzen, trotz des vielen hinterlassenen Geldes, das umso voller im Besitze der Erben blieb. Nun finden sich leicht Mittel und Wege, solcher Unanständigkeit einen anständigen Anstrich zu geben, daran gefehlich nichts auszustellen ist. Die Unanständigkeit wird dadurch nur größer. Krauß legt sich ganz in den Anlaß hinein; er rüttelt ein Gewissen des Gefühls wach, das unsre soziale Zeit beständig mit Füßen tritt; er wächst, indem er sein Empfinden dartut; er mahnt, er droht, er glüht abschließend hinaus: „vivos voco, mortuos plango, fulgura frango!“ Auch dieses drohende Glühen ist gewiß einer Güte entsprungen.

Besonders gewichtig für das Gütige in Krauß aber sprechen mir seine Worte: „Zum Tod eines Begrabenen“. Hier bringt er uns zwei Tote in Erinnerung, deren Leben das Zeitungslesen verschluckt hatte ohne ihren Wert zu kennen. Sie hießen Ludwig Porges und Sigmund Wilhelm. Von diesem berichtet Krauß: „Ich war, noch unter dem Eindruck seines Feuilletons „Der einsame Spaß“ daran, dieses siebzigjährige Talent zu entdecken. Da floß die Stimmung des Blattes, das vor mir lag, mit der Meldung seines Todes zusammen, und es bleibt nichts übrig, als ihm nachzusprechen, was er seinem verstorbenen Freunde Ludwig Porges nachgesagt hat: „Er ist keiner von den Größen

der Publizist gewesen, aber in seiner Art ein Großer, ein untadeliger Mensch voll edlen Sinnes für das, was die Seele zu den Höhen erhebet, ein treues kindliches Gemüt, ein verlässlicher Freund, ein Ehrlicher und Gerechter. O, wie sich alles lichtet um uns und wie es dennoch immer finsterner in diesem Leben wird!“ Kraus fügt hinzu: „Und es bliebe mir nur noch zu sagen, daß es um einen, der diesen Satz schreiben konnte, schade ist.“ — Wer hört hier nicht Kraus' Trauern heraus um das Hinscheiden eines wertvollen Menschen? Wer spürte hier nicht, daß etwas in Kraus vor dem wundervollen Satz Wilhelm's ganz milde geworden ist? Wer fühlte hier nicht Kraus' Empfänglichkeit für wertvolle Gaben und Menschen?

Vielleicht trägt das hier Gebrachte dazu bei, daß jene, die an Kraus bis jetzt „die Schärfe des Geistes, Geschmack, Wiß und die unermüdlige Streitbarkeit des Temperaments“ bewunderten, nun auch jenes Leidende und Leidenschaftliche an ihm wahrnehmen, dem Güte — Güte seltenster Art — zugrunde liegt.

* * *

Es gibt heute noch gewiß mehr Tadel für Kraus als Lob. Das macht schon die Uebersahl seiner Gegner. Aber wo die Mehrheit steht, ist der Wert selten heimisch. Die große Zahl einer Gegnerschaft spricht eher für den Wert eines Tuns als dagegen. Kraus hat zudem ganze Machtbestände gegen sich. Ich aber sehe mit ihm das Faule an diesen Machtbeständen: das Faule an der Presse, an der Gesellschaft, an unserer Moral, um nur lärmendste Bestände zu nennen.

Ich höre weiteren Tadel, auch von mir nahe stehenden Menschen. Man hält Kraus nicht für ehrlich, zumindest für sensationslüstern. Dabei ist manche Stimme so, daß man fühlt, sie glaubt was sie ausspricht, also ehrlich. Ich finde alle derartigen Stimmen einem Schein erlegen. Den

hat ein Gestalter des Aktuellen wie Kraus leicht gegen sich, wo ein Hörer am Unlaß hängen bleibt und nicht am Gestalten des Unlasses. Dieses Gestalten jedoch müßte, wo es genügend erkannt wird, den Betrachter aufklären. Denn niemals ist ein Gestalter sensationslüstern, der den Stoff so gestaltet, daß der Nur-Sensationslüstern nicht mehr folgen kann. Auch Kraus hatte seine Lehrzeit; aber seine Entwicklung ist so, daß der sensationslüstern Hörer immer weniger auf seine Rechnung kommt.

Die Ehrlichkeit des Kritikers sollte feinste Fähigkeit eines Innern sein und nicht nur ehrliche Meinung! Die ist ungemein leicht verschiebbar; sie ist oft durch ein Vorurteil, durch eine Gewohnheit, durch eine Empfindlichkeit schon zu trüben und kann sogar erblinden. Wie soll derartige Ehrlichkeit genügen, über ein Ehrlichsein gerecht zu urteilen? Man müßte hier vorher fragen: ob, was ehrlich sein will, auch ehrlich sein kann? Ob keine Empfindsamkeit, keine Gewohnheit, kein Vorurteil da ist, die unbewußt mitreden?

Bei Kraus ist Ehrlichkeit immer zugleich Fähigkeit; er wird von dieser Fähigkeit gleichsam gehandhabt, sie besorgt in ihm die Diktion. Er beansprucht gewiß nie einem Ding objektiv gerecht zu werden; er nimmt den Unlaß auf wie einen Drang, ja er wird vom Unlaß aufgenommen, fühlt sich in den Unlaß hineingetragen und erschließt sich, entfaltet und entflammt sich am Unlaß. So mag Kraus zuweilen übers Ziel schießen, nie aber wird der Vorwurf einer Unehrlichkeit auf ihm ruhen können. Der erreicht ihn gar nicht; weil solcher Vorwurf sich an den Unlaß hält und nicht an dessen Gestalter, der im Unlaß nur sich selber als Kraft kundtut. So ist der Mensch Kraus immer zu sehr Künstler, um jemals nur Beurteiler zu sein.

Man sagt Kraus auch nach: er habe fast ausschließlich gut arische Anhängerschaft, die Juden seien zu schlau, sie gingen ihm nicht auf den Leim; daher stamme wohl sein

Antisemitismus. Hier muß ich entschieden verneinen. Kraus ist nicht Antisemit. Sein Menschentum drängt Nationalität und Rassen-Angehörigkeit auf einen Nebenplatz. Immerhin ist er Jude und Deutscher genug, um sich der Vielen seines Volkes zu schämen, um deren Schlechtes zu hassen. Man haßt Schlechtes dort am meisten, wo man liebt, nicht wo man haßt. So an seinem Volke, an den Angehörigen, an sich selbst. Je höher man jemand hält, umso mehr muß man von ihm auch verlangen können. Nur Tröpfe schmeicheln den Schwächen ihrer Nächsten. Kraus setzt dem Faulen im Judentum am meisten zu. Es könnte bedeuten: er traue den Juden noch am meisten zu. Und daß er die Schlaunen nicht für sich gewinnt, ist mir nur ein Kennzeichen mehr seiner Stärke, seines Wertes. Was sollte die Schlaueit dort anfangen, wo innere Kraft jeder List ausweicht? Was hätte sie bei der Kunst zu suchen, die erst dort beginnt, wo von Schlaueit jede Spur getilgt ist?

Insoferne große Fähigkeiten anziehend sind, kann man, wo sie sich vorfinden, auch von einem „Auf-den-Leimgehen“ reden. Das Ueble der Redensart verliert sich an der Sachlage: so geht man vielleicht einem echten Trunk auf den Leim, der Unmut eines Weibes, den Reizen eines Kunstwerks, oder eben dem Glühen eines Menschen, das in einem Schaffen umgeht. Richtig mag sein, daß Kraus im eigenen Volke im allgemeinen wenig Neigung erweckt, obwohl Fähigste darunter ihm anhängen. Eine ausgesprochene Ueberlegenheit wird von der Allgemeinheit der Zunächststehenden zumeist als störend empfunden. Trotzdem erschließt sich Kraus freudig jeder echten Begabung in seinem Volke, wenn sie ihn groß genug dünkt. Wie sorgsam hätschelt er nicht Peter Altenberg, wie verehrt er nicht Else Lasster-Schüler!

Die überlegene Häufigkeit der Schaustellung jüdischer Künstler-Talente befriedigt ihn freilich nicht. Aber wahrhaft

Hervorragendes ehrt er überall, wo er es findet; ja er scheint danach zu hungern und zu dürsten.

Das erbrachte ihm vielleicht das Motiv zu seinem ersten Konflikt mit der Presse als einer Macht, die alles Mittelmäßige hervorragend behandelt auf Kosten des Hervorragenden. Er sieht die Willkür dieser Macht anwachsen, erlebt ihre Räufligkeit aus nächster Nähe und — reißt eine Kluft auf zwischen sich und ihr. Die Presse-Gesellschaft vergilt es ihm redlich. So kann Kraus berichten: „Ich glaube nicht, daß irgendwann in der Welt eine Fülle schändlicher Taten so viel sittliche Entrüstung ausgelöst hat, wie in der Stadt, in der ich lebe, die Unverkäuflichkeit meines Denkens . . . Seit Jahrhunderten wurde nicht gespien, wenn ein Schriftsteller vorbeiging.“ Ich fühle gerade diese Verunglimpfungen, die dem Schriftsteller gelten, um den Menschen Kraus einen Schimmer legen. Dabei ist Kraus heute schon Sieger — wie Künstler Sieger sind — und wird es immer mehr werden. Die Presse mag sich selber für eine Großmacht halten, der Kunst kann sie nur Magd sein. Daß es so ist, bestimmt die Kunst und nicht die Presse. Die Kunst wird der Presse nie gehorchen können; wo sie der Presse gehorcht, ist sie nicht mehr Kunst. Das weiß der Künstler; es macht ihn sicher der Presse gegenüber. Es liegt wohl ein selbsttätiges religiöses Bestandteil im Künstlerischen, davon eine äußerliche Macht nichts wegzunehmen vermag. Dieses Künstlerische geht auch in Kraus um, es nährt die Flamme seines Innern. So etwas läßt sich mit Totschweigen nicht ersticken. Im Gegenteil: das Totschweigen durchseht die Macht des Totschweigers. Und was auch Kraus' bewunderungswerte Streitbarkeit nicht auszurichten vermochte, richtete das systematische Totschweigen dieser Streitbarkeit aus. Es zeigt auf: daß, wenn ein Künstlerisches stark genug ist, es auch ohne Hilfe der Presse durchbringt; es macht damit

ihre Vermittlung im Künstlerischen hinfällig. Das hätte der Ring der Wiener Presse Kraus gegenüber bedenken sollen. Es hätten Herr Benedikt und die Neue Freie Presse auch wissen sollen, daß Zusammenstehen und Gewalt wohl für ein Geschäft bestimmend sein mögen, aber nicht für die Wege der Kunst!

* * *

Nach der Innsbrucker Kraus-Vorlesung schrieb mir ein Bekannter: „Haben Sie so schlechte Augen, daß Sie das reinste Theologengesicht bei Kraus nicht entdeckt haben?“ Darauf erwiderte ich ungefähr: Aber dann eines Theologen der Sexualität. Es mag Wahres enthalten; ich denke jetzt noch daran in ruhigem Erwägen. Die Art, wie Kraus vortrug, macht das innerliche Glühen und Sichverbrauchen deutlich ersichtlich. Es erinnert an echte Streiter Gottes. Und die ältesten Streiter und Wissenden um Gott waren wohl auch Wissende um das Geschlecht. Die älteste und ursprünglichste Priesterschaft war vielleicht die des Geschlechts. Die Sphäre der Inbrunst erwächst heute noch aus der Sphäre der Brunst. Wer wollte hier nur Gewisses vorbringen können? Uns wurden seit Jahrhunderten die Fühlfäden unterbunden, die hier Anschluß erbrachten; uns war das Geschlechtliche als das Unheil hingestellt. Des Unheils ist darum nicht weniger geworden, und sicher stellte sich das Geschlechtliche von selber als das Heil hin. Freilich, wer mit dem Geschlechtlichen sein Spiel treibt, dem spielt es übel mit. Kraus ist hier Spielverderber. Seine „Unmoral“ entblößt die Moral: so erkennt man erst, wie häßlich die aussieht, und man versteht, daß sie gekleidet einhergehen muß, um vorzutäuschen. Es geht eine Wandlung vor: die Moral wird zur Ruppelerin, die Dirne aber zeigt sich als Dienerin der Geschlechtlichkeit. Indem sich Kraus zum Untwalt des Dirnentums aufwirft, wächst er zum Priester des Geschlechtlichen an und

wehrt einem Spieltreiben mit diesem. Denn es treibt sein Spiel, wer eine Dirne gebraucht und ihren Stand verunglimpft und nicht wer das in Schutz nimmt, womit er Umgang pflegt und was er für natürlich hält. Herkommen und Sittlichkeit trachten nach Schutz für den Philister vor Verführung durch das Dirnentum, höher und nötiger ist das Bestreben Kraus': Die Dirne zu schützen vor der Moral des Philisters.

* * *

Den weiteren Tadel gegen Kraus nehme ich nicht mehr ernst. Was sagen Vorwürfe wie: Er sei ein Verleumder, als Mensch degeneriert und ungesund, als Schriftsteller eine Null, wenn sie nicht im geringsten mit Belegen unterstützt werden können, ja wenn, was man vorbringt, nur für blinde Erregung zeugt, die sich selber irre führt. Stammt solcher Tadel von einem Künstlerisch-Schaffenden, frißt ein derartiges beharrliches Unrechtun vom Schaffensvermögen. War der Tadler Angreifer, muß er sich auf Gegenwehr gefaßt machen. Und hat er Sache und Gegner unrichtig bewertet, muß er eben die Folgen tragen. Die Gegenwehr kann er dem Gegner nicht verübeln, und wenn er ihm die Ueberlegenheit verübelt, macht er sich nur umso unterlegener. Einen Gegner wie Kraus unterschätzen, heißt, ihn nicht hören, ihn nicht verstehen. Da muß man ihn eben fühlen. Das mag wehe tun, weiß doch sein Wortwitz schon tief zu verwunden.

Man hat Kraus sogar sein Aeußeres zum Vorwurf gemacht. Der bessere Mann aber sollte wissen, daß Größe sich nicht ungern verbirgt. Ich will hier nicht vergleichen. Sicher ist: es hat wohl jedes Volk schon bedeutendste Menschen von unscheinbarem Aeußeren gehabt. Man denke nur an Voltaire, an Leopardi, auch an Schopenhauer. Es gab sogar genialste Krieger von unansehnlicher Gestalt. Auch Kraus ist schöpferischer Krieger. Ich

fühle mich durch ihn zuweilen an Napoleon erinnert: so in der Auffassung des Weibes und in der glänzenden Art, wie er seine Polemik zum Siege führt.

Man schätzt eben nicht mehr nach Leibesmuskeln den Wert derer, die ihr menschliches Vermögen in geistiger Produktion kundtun. Nur in ihren Gesichtszügen forscht man etwa noch nach dem Gehalt ihrer Menschlichkeit. Ich sah Kraus bei einer Vorlesung und ein wenig im Beisammensein. Ein Sichauftun und wieder ein Sichverschließen machen sich an ihm überraschend ersichtlich. Letzteres wohl mehr in Lärm und grellem Licht. Markt und Gassen machen ihn hängend, steif, gleichsam flügel-lahm. Im Vortrag macht sein Sichauftun die verschiedensten Grade durch. Man wähnt oft das innere Flammen durch die Körperlichkeit schimmernd. Die Haut ist dann wie durchsichtig, der Gesichtsausdruck wechselnd. Man schaut viele Gesichter, die einander ablösen. Die Erregung geht in seine Haltung über, jede Geste verlautbart sie. Alle Fülle scheint da an Kraus wie aufgezehrt von inneren Bränden. Die Haltung ist hart, die Finger knöchern, verbebt und blutleer, weil alles Blut die Flamme speist, die zuinnerst lodert. Es läßt den Betrachter fast ahnen: Auch der Geist kann einen Leib ausbrennen, wie die Glut einen Ofen. Bei Kraus liegt vielleicht dieser Fall vor. Sein Flammen scheint seinen Leib zu verzehren.

* * *

Weil Kraus gegen Harden und Heine geschrieben hat, vermeint man Belege zu haben für Kraus' Antisemitismus. Vorerst: Herr Harden läßt sich nicht neben Heine stellen. Auch Kraus tut es nicht und hält den Rangunterschied aufrecht. Aber die argen Folgen täglich um sich verspürend, die Heine's zeitweilige spielerische Ornamentik (der wohl auch Charaktermangel zugrunde lag) angerichtet hat, wurde er wohl innerlich genötigt diese Seite Heine's dar-

zutun. Warum nahm auch der Feuilletonismus so schrecklich überhand! Warum verlegen so häufig die Feuilletonisten, die uns mit ihrer Leere eine Fülle vortäuschen, den Künstlern die Wege zur Oeffentlichkeit! Kraus liebt die Kunst und erkennt vom Feuilletonisten: „Die Kunst weicht vor ihm zurück wie der Gletscher vor dem Bewohner des Alpenhotels“. Ein derartiger Feuilletonist aber ist imstande und beruft sich für das Künstlerische seiner Tätigkeit leider mit einigem Recht noch auf Heine. Es scheint mir die Stelle, wo Kraus' Tadel gegen Heine einsetzt; er begrenzt in dem ausgezeichneten Vorwort zu seiner Heineschrift klar deren Vorwurf, wenn er sagt: „Diese Schrift indes, soweit entfernt von dem Verdacht, gegen Heine ungerecht zu sein, wie von dem Anspruch, ihm gerecht zu werden . . . erschöpft das Problem Heine nicht. . . . Die ihn zu schützen vorgeben, schützen sich selbst und zeigen die wahre Richtung des Angriffs“. Ein Funke guten Willens und sonst noch das Nötige in sich, und es muß auch im Heineverehrer der Tadel gegen Kraus verstummen.

Anders verhält es sich mit Maximilian Harden, dessen schwülstiger Stil feineren Ohren die erste Verdächtigung gegen den Menschen im Stilisten zuraunt. Kraus mit seinem empfindlichen Gehör für alles Unehnte hat hier nur aufgedeckt, was das Aufgedonnerte jenes Stils bereits argwöhnen ließ: daß sich da einer für mehr ausgibt, als er ist. Denn dem Menschen Kraus ist die Sprache Erlebnis; er fühlt sie als ein Körperliches, als ein Gebilde von Fleisch und Blut. So wird ihm der Stil wohl wie Haltung und Gangart, auch wie Gewandung dieses Körperlichen, das sich im Stil verhüllt und doch zeigt wie ein Weib in der Kleidung. Und er, der von Bismarck als einem „Sprachmeister“ spricht und bei Ludwig Speidel von einem „Zug der Sprache“, mußte das Unzugartige und Kostümierte im Stil Harden's bald als Mangel an Echtheit empfinden,

mußte des Unechten immer mehr werden sehen, wenn er durch die Kleidung nach dem Körper, durch die Rüstung nach dem Träger forschte. Und als Harden sich nicht scheute, in der üblen Tracht konventionellster Moral in ein heikelstes Gebiet des Geschlechtslebens einzudringen, um sich politisch wichtig zu machen, zerfehlte ihm Kraus die ganze Vermummung. Wie Kraus dies tat, ist einzig. Ein glühendes Temperament ist hier im Worte völlig Gestalt geworden.

* * *

Robert Schen's Schrift über Karl Kraus enthält viel Ansprechendes. In zwei wichtigen Punkten jedoch scheint sie mir Kraus nicht gerecht zu werden, nämlich: puncto Weib und Politik. Schen hätte sich hier an seine Erfahrung halten sollen, die ihm sagte: daß Karl Kraus noch jedesmal um eben die Strecke voraus war, um die ihn Schen zurück wählte. Dies außer acht lassend, meint Schen von Kraus: „Seine Abneigung gegen die Politik kommuniziert mit seiner Gleichgültigkeit gegen die Mutter durch verborgene Kanäle der Persönlichkeit... Die Politik als gleichberechtigte Welt mit ihren wunderbaren zwingenden Gesetzen, dieses Fatum ist für ihn nichts als ein Monstrum. Dieser Welt nahe zu treten, scheint ihm versagt zu sein“. Hier verneine ich. Gerade daß es Kraus versagt ist, die Politik als eine Welt mit eigener Gesetzmäßigkeit anzusehen, spricht mir für das Weitgekommene seines Menschentums, spricht mir für ein tiefes Vordringen zu sich und den Dingen, daß sich vom Intellekt nie unterjochen ließ. Schen ist hier noch Politiker und hält die Politik als ein Ding für sich und traut ihr eigene zwingende Gesetze zu. Und fühlt nicht, daß ihn dabei eine Aeußerlichkeit zudecken will. Wie anders Kraus, der in Bismarck beispielsweise einen Kopf sieht, „dessen künstlerische Materie gleichsam nur zufällig die Politik war“. Mein Empfinden brachte Verwandtes auf, nur in anderer Worttracht, wenn es in

Bismarck einen Menschen sieht, der sein Menschentum in die Politik hineintrug und so als Politiker Künstler war. Denn nicht die Politik hat ihre zwingenden Gesetze, sondern das Menschentum, das, wenn es groß und stark genug ist, sich auch in der Politik als eine Gesetzmäßigkeit fühlbar macht. Ist nun kein hinreichend Starker da, der seine Gesetzmäßigkeit in die Politik hineinträgt, so täuscht man sich in dieser eine Gesetzmäßigkeit vor. Kraus läßt sich hier nichts vormachen; seine Schätzung des Politikers entzündet mich: sie weist dem Politiker den Platz an zwischen Aestheten und Dummköpfen. Die Gegenwart muß ihm recht geben und die Zukunft noch mehr. Der Politiker als Parteimensch ist Handlanger einer Sache, wo er nicht nur Geschäftsmann ist. Er versperrt sich den Weg zu sich und dadurch auch zu einer Gesetzmäßigkeit, wo er nicht äußere Einrichtung dafür ansieht. Seine Arbeit setzt dort ein, wo die Sache für ihn am versprechendsten aussieht: es ist an der Oberfläche der Dinge, in die er nie eindringt, da er selber nur Oberfläche ist, und Fläche in Fläche nicht eindringen kann. So entsteht ein Sich-Uneinanderreiben und Sich-Verschieben von Aeußerlichkeiten, die sich wichtig genug ausnehmen mögen, solange niemand da ist, der den ganzen Trödel zur Seite schiebt oder zerbricht. Man sehe doch unsre Politiker an. Aus meinem Leben kenne ich einen einzigen, den Durchschnitt weit überragenden Mann, der für den Reichsrat kandidierte und durchfiel. Die Schwärzer und Gewandten im Vortäuschen haben auch hier mehr Erfolg. Es stehen gewiß viele, die das Volk heute in der Politik vertreten, unter dem geistigen Mittelstand. Ich habe noch von Wien her Parlamentssitzungen in Erinnerung, in denen sich mir ein Großteil der Abgeordneten — nicht zumindest die Deutsch-Völkischen — unreif genug auszunehmen schien. Man saß reitlings auf Sesseln, wohl auch auf Pulten oder Tischen und schlenkerte mit den Beinen, spazierte und gestikulierte so losgebunden, als nur möglich.

Der Eindruck war so, als ob sich ein Nicht hineingehöriges in ein vornehmeres Gefäß verirrt hätte und nun durch freches Benehmen sein Heimischsein bekunden wollte. Der Gläubige benimmt sich anders. Und der geringste taugliche Politiker mußte an den Staat glauben, wie ein Gläubiger an seine Kirche, nicht wie ein Händler an sein Geschäft. Dann wäre vielleicht auch Politik fruchtbar. So aber lernt der Mann, der Mensch genug ist, sich abwenden von Politik und Politikern. Und schaut zugleich nach Menschentum aus, das hier einmal wieder seine Geseßlichkeit — sei es als Staatsmann oder als Kriegermann — zur Geltung brächte. Ein derartiger Mensch doch müßte ein großer Tatenmensch sein, und der ist selten.

* * *

Kraus und das Weib: Hier finde ich Scheu in konventionelles Gestrüpp verstrickt; es hindert vielleicht seine Auffassung zu Kraus' Wesen vorzubringen. So sagt er, hier versagend, aus: „Es erregte Verblüffung, als Kraus mit souveräner Verachtung der öffentlichen Meinung . . . die Prostitution als natürliche — nicht als soziale — Kategorie proklamierte. Er wurde dabei zum Romantiker und geriet in einen eigentümlichen Zwiespalt. Während er über die Feministen die Lauge seines Spottes ausgoß, wurde er selbst zugunsten des weiblichen Geschlechtes ungerecht gegen den Mann. Das macht, er ist den Frauen gegenüber zu viel Liebhaber. — Er ist immer Page. Über die Halbwelt ist doch nur die halbe Welt.“

Hier hört man das Konventionelle in Scheu deutlich heraus. Was dieses sich unter Welt denkt, ist erst recht nicht die Welt — wenigstens für den Künstler und Menschen nicht; so auch für Kraus nicht. Der findet die Spur zu seiner Welt heute wohl mit Recht mehr in der „Halbwelt“. Sie mag oft verkommen genug aussehen, so abgegriffen und beschmutzt scheint sie, aber das Natürliche am Weibe ist

in ihr noch auffindbar, es ist nicht getilgt. Denn das Weib ist ursprünglich Geschlechtswesen, ist Trägerin einer Geschlechtlichkeit. Gattin und Mutter sind erst Folgeerscheinungen. Die Geschlechtslust an sich hat nichts zu tun mit dem Gattenstand und mit der Zeugung. Wenn sich ein Weib nur des Kindes wegen hingibt, ist bereits ein Vorzug am Weib einem Mangel gewichen. Freilich ist das Kind die natürliche Folge vollkommener Vereinigung von Mann und Weib — aber eben nur Folge, die vielleicht den Sinn hat, der Lust durch Schmerz Weihe zu geben und so das ganze Gebiet der Lust zu regeln und zu vertiefen. Kraus aber hält sich nicht auf bei den Folgeerscheinungen — sie liegen seiner Natur nicht —, er bringt weiter vor und verweilt erst vor dem geschlechtlich Ursprünglichen, gleichsam vor der Ursächlichkeit der Lust: vor dem Primärsten am Weib und an der Liebe.

Der „Page“ wäre demnach höchstens eine Geste seines Verhaltens — vielleicht die äußerlichste — kennzeichnet aber nicht Kraus' Wesen. Das hat sich hier durch Schutt und Ablagerungen von Jahrhunderten durchgegraben bis zum Geschlecht, als dem Ursprung der Lust in der Natur — nicht nur in der Menschennatur. Und von hier aus macht er Front gegen den heutigen Stand dieser Dinge und sieht alles aus seiner natürlichen Ordnung gebracht. Und sucht und entdeckt diese natürliche Ordnung — wenn auch vielfach entsetzlich zugerichtet — in der Prostitution. Kraus hat auf diesem Gebiet sein Persönlichstes und Stärkstes gegeben, er holt sich daraus sein Leitmotiv, es geht wie ein Grundton durch sein Schaffen, es gebiert das Thema „Sittlichkeit und Kriminalität“, es liegt der „chinesischen Mauer“ zugrunde, in der sein Hassen zum Brand ansteigt, der der weißen Rasse, die dem Menschlichsten abtrünnig wird, in eine Unterjochung schlimmster Art visionär hineinfluchtet. Es liegt ein Großes in solchem Hassen und mahnt an den

Zug alttestamentarischer und altgermanischer Völkerschaften, die unberührt von der Herrschaft des Intellekts nach einer Gotteskraft ausspähten, die noch den dunkelsten Tiefen ihres Menschentums Führer war, an Völkerschaften, die auch bereit waren Gott und Götter, wo sie solcher Führerschaft nicht mehr entsprachen, aufzuopfern.

Kraus' künstlerische Empfänglichkeit läßt etwas unterjocht erscheinen, was den lebensarmen Mächten des Intellekts und der Moral verfallen ist. Wer, der Mensch genug ist, möchte ihm widersprechen! Wer möchte von einer Menge noch etwas erhoffen, die die Schöpfung im Salglicht des Intellekts erschlossen wähnt, daß dem Licht des Lebens heimleuchtet, weil dieses aus ewigem Dunkel gespeist wird? Wer möchte noch Freude haben an einer intellektischen Welt, wo sich die Weiber wie Hyänen gebärden, um sich Berufe anzueignen, die den Mann ruiniert haben? Wo die Weiber für Rechte kämpfen, die ihnen Rechte wegnehmen, nur weil eine Moral ihnen zu tun verbietet, wozu sie immer ein Recht haben. Wenn man sich eine solche Welt der Zukunft vorstellt: die Weiber an Berufe gekettet, öffentlich nach Amt, Ehren und Würden trachtend, den Beischlaf, Gattin- und Mutterschaft zum Nebensächlichsten, wenn nicht zum Verachteten, herabgedrückt, — und die Urursache der Ausübung solcher Berufe doch in ungestillter Geschlechtslust in sich bergend, und das Wesen solcher Ungestilltheit in die Berufsausübung unbewußt hineintragend: Wie da die Berufe und die Weiber aussehen mögen? Wie da die Welt aussehen mag, wo solches Regel ist? Gibt es da eine Ueberschätzung der Natur des Weibes solchen Weibern gegenüber? Und Kraus ist der glühendste Beschützer dieser Weibsnatur. Es macht ihn nicht ungerecht gegen den Mann und noch weniger ungerecht gegen die Weiber und nicht mehr als gerecht gegen die Dirne. Denn es versteht sich nun: daß eine Dirne mehr ist als eine Frauenrechtlerin, daß sie

besseres Beispiel als diese auch der edelsten Jungfrau geben kann, wenn sie lehrt, sich das Recht zu nehmen, dem Manne Freude und Lust zu sein.

* * *

Nach dem grandiosen „Pro domo et mundo“, das sich wie ein Abschluß ausnimmt und das sich einer vergangenen Sprache bedient, eine ausgewählte Sammlung von Aphorismen über eine vergangene natürliche Ordnung der Dinge zu betiteln, ist es gewiß leichter Kraus auch hinsichtlich seiner Auffassung von Weib und Liebe gerecht zu werden. Ist doch in diesem Werke über eine urewige Häuslichkeit und Weltlichkeit im Menschen ausgesagt, die in „Haus und Welt“ von heute niemals hineingeht. (Daher auch vom Autor die mundgerechte Uebertragung ins Deutsche als entsetzliche Entstellung empfunden wird.) Ich setze hieher zwei Aussprüche aus dem Kapitel „Vom Weibe, von der Moral“, die Kraus' weites Vordringen auf diesem Gebiete zeigen. So: „Klein ist der Mann, den ein Weib ausfüllt, doch er kann dadurch wachsen“. Und: „Die Kinder würden es nicht verstehen, warum die Erwachsenen sich gegen die Lust wehren; und die Greise verstehen es wieder nicht“. So weit Vorgebrungenes ist so einfach nie gesagt worden. Nur der noch Eingegrabene könnte daran auszustellen finden !

Noch manches wirft bei Kraus ein eigenes Licht auf dieses Gebiet. So der Satz: „Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück“. Klingt das nicht, als wäre ihm das Wort hier Weib geworden ?

Kraus' persönliches Verhalten in der Liebe ist damit freilich noch nicht kundgetan, aber vielleicht der Boden, darauf es sich bewegt. Wie er Heilsames von der Lust als Natur weiß, mag er sicher auch Heilsames von der Natur wissen, wo die Lust nicht mehr Lust ist. So mag er, der Nichtlandschafter, vielleicht zum Weibe als zu einer regenerierenden Kraft finden und sein Umgang mit dem Weibe

seine Schöpferkraft stärken können, die ja erstaunlich ist. In seiner Rasse führten einmal die Wege sehr in die Tiefe nach dieser Richtung. Dem alten König David trugen sie noch lebenspendende Kraft ein, der Ueberlieferung nach. Uns wurden diese Wege von der Moral verschüttet. Erst der große Walt Whitman singt wieder „den Leib, den elektrischen.“ Und wie unsre intellektische Zeit von allem eine blasse Ahnung hat, die sich oft kindisch betätigt, ahnt sie wohl auch etwas von einer regenerierenden Kraft, wenn sie elektrische Gürtel um erlahmte Lenden legt.

* * *

Ich habe nun über Kraus ausgesagt, wie ich ihn, als Menschen, empfinde. Erschöpfendes zu geben, mag ich mir nicht an. Dazu kenne ich auch sein Werk zu wenig. Ich halte mir sein körperliches Aussehen nun nochmals vor Augen. Es ist schwächling, fast zerbrechlich. Aber wer so viel in sich hat, der formt sich daraus seinen Körper. Dann wird der gigantisch. Und ich denke: ein solcher Gehalt bekam nicht umsonst die unscheinbare Hülle. Sie ward ihm Bestimmung zur Erfüllung seiner Bestimmung; sie machte das Erlebnis in Kraus erst völlig möglich. Er erlebte durch sie umso mehr die Gemeinheit und Brutalität dieser Welt, die vor scheinbar Schwachen mehr sich gehen läßt und ihre rohe Gewalt rücksichtsloser ausübt. Daß Kraus viel Verunglimpfung und Ungerechtigkeit jeglicher Art erdulden mußte, um die Flamme seines Inneren zu schüren, ist sicher. So groß, so stark wäre diese sonst nicht angewachsen. Das wäre eines.

Das andere ist: Daß in ihm ein Mißverhältnis da sein muß zwischen Gestalt und Gehalt, zwischen Geist und seinem irdischen Behälter: daß da etwas in eine Form gepreßt ist, das eine viel größere Form nötig hätte. Dadurch entsteht gleichsam eine Stauung, ein ungeheurer Druck, der die Kraft sturmwindartig ausströmen läßt. Samuel Lublinski hat in

einem schönen Brief Kraus auch als „Sturmwind“ empfunden.

Hier setze ich ein, bevor ich ihn lasse. Ich höre sein streitbares Schaffen um Gebäude und Hürden saufen, die eine üble Enge am Menschen errichtet hat. Er erinnert an Nietzsche und ist doch völlig anders; er hat mehr Lokalfarbe, ist gedrängter und landschaftsloser. Er ist ein Reinemacher — ein Säuberer großen Stils — ist es auch stilistisch. So geschliffen und klar, so knapp und gedrängt zur Tiefe wurde das Deutsche noch nie geschrieben — so sonder Prunk selbst im Pathos. Es mag ihn zum Meister des Aphorismus von Natur aus ungemein geeignet machen, mehr als Nietzsche, der zu seinem Sichdarten ersichtlich mehr Raum — zu seiner Tiefe doch mehr Oberfläche benötigt. Bei Kraus ist hier etwas eminent Uebereinstimmendes zwischen Schöpfung und Schöpfer: Man sieht es ihnen nicht an, was sie sind. Der Aphorismus ist am unansehnlichsten an der Oberfläche, er fließt glatt und in engem Bette. Der oberflächliche Beschauer hält ihn für ein Wasserlein; er versteht ihn nicht, das erstemal nicht, später nicht, niemals, bevor er nicht selber in derartige Flut getaucht ist und ihre Tiefe an sich erfahren hat. Kraus ist demnach im Ganzen auch mehr sprachsäuberisch als sprachschöpferisch wirkend. Das Säubern geht ihm nach in alle Einzelheiten seines Schaffens. Er verjagt wirklich Nebel, Rauch und Qualm, die eine Absicht der Vielen über die Dinge breitet, um im Trüben zu fischen. (Jeder Künstler sollte ihm dafür Dank wissen.) So schafft er neue Werte, indem er Menschen und Dinge reinigt und so erst ihren wahren Wert ersichtlich macht. Er zeigt auf, daß ein Gleißendes und Blinkendes noch lange nicht Gold ist, und puht vom Golde die Trübung der Verdächtigung. Wie er alles bestürmt mit dem glühenden Atem seines Temperaments, und was nicht echt ist, flüchtig macht und verflüchtend! Wie er Klarheit zu bringen sucht in diese

trübe Menschenlandschaft Welt, die selbst um Kunst und Dichtung die Nebel des Schachers gesponnen hat! Ein jeder sieht sich selber besser durch ihn. Und mancher erschrickt über sein Aussehen -- so klein und niedrig steht er da, dem Schuß der geflissentlichen Trübung der Lage und der Dinge entrissen, die auch Großes klein ausseh'n ließ und sich so dem Großen verwandt machte. Aber jetzt ist das Kraut auch Kraut und das Kriechholz nur Kriechholz und ein Hügel noch kein Berg und jeder Gipfel ist ersichtlich. So scharf hellte der Sturmwind die Landschaft.

Auch ich sehe mich besser und meinen Stand. Und finde mich noch mehr abseits und einsam gelassen. Das Gesellige hat sich mir noch mehr entfernt. Doch die Zeit steht da, ver-seucht von künstlich gefügter Geselligkeit, an der kein Sproß mehr Wachstum ist. Und sie hält sich, indem sie sich unter-hält; so stützt eines das andere. Da braust der Sturmwind herein mit seinem mächtigen: „Weh der Zeit, in welcher Kunst die Erde nicht unsicher macht und vor dem Abgrund, der den Künstler vom Menschen trennt, dem Künstler schwindlig wird und nicht dem Menschen!“ Der Intellekt der Zeit aber ver-sieht es nicht und lächelt über ein Schwindligwerden am Menschen und verlangt nur Unterhaltung vom Künstler. Da wird diesem — der sonst aufsucht, wovor dem Menschen schwindelt — schwindlig vor der Zeit, die so zeigt, daß ihr das „Wehe!“ gilt.

Und der Künstler zieht sich noch mehr in sich zurück und treibt seine Wurzeln in die Tiefe einem Baume gleich, dessen Stand ausgefester wird. Und verschwifert sich dem Sturmwind und freut sich dessen klärender Kraft. Und mag es auch vorkommen, daß diese Kraft ihm da und dort sein Zweigwerk knickt, was tut es? Er wird neu treiben — stärker, vielleicht auch höher, mit den Wurzeln noch tiefer. So lernt er immer mehr Stand fassen. Und die Aussicht

bleibt ihm frei. Er sieht sich auf sich selber stehen —
keinen Halt um sich. Über den Himmel über sich und eine
Gefeklichkeit in sich. Es wird ihm noch bedeuten: Ein
Ewiges über sich — das Ewige in sich!

Riba, im April 1912.

Tiefer Mittag am Mamluken-Meere / von Robert Müller

Lagen Meer und Gott und Götter tot!

Mil schlaffen Segeln trieb das Boot.
Müßig suchte den Grund das Lot.
Es hatte des Messens keine Not
In Windstillen und Wartegebot.
Und dennoch fiel und sank das Lot:
Und konnte die Tiefe nicht ergründen.

Rasgar, die süße Sarazenin, saß im Schleierbunde

War es tief im Grunde, unterm Himmelrunde,
Windstille säumte die Mittagsstunde,
Sonnenblut troff vor dem glutglozenben Hunde.
Da ward an der reisenden Weile Munde
Fällig die alte ewige Kunde:
Unendlich wie Sonnen tief blutet die Wunde,
Und ihre Tiefe ist nicht zu ergründen.

O Rasgar, Sonnen leuchten und sterben nicht!

Da im Mittagsgären Goldflimmern ausbricht
Türmt sich zum Kerker die glasurene Schicht,
Die mit Täuschung die sehende Seele besticht.
Der purpurne Kristallberg ragt vor's Gesicht,
Grüne Gräfte schwindeln im Rücken dicht.

Du bist ein Schüppchen an der Barre von Licht,
In Zeitgleiten und Raum, und du weißt es und nicht,
Und kannst ihre Tiefe nimmer ergründen.

Die Stunde, da Rasgar mich Allah pries!

Der Leidenschaft Sturm der Tat Wellen verblies.
Meere schlafen im Weltenverließ,
Dahin, wo Fragen das Denken verstieß,
Als es uns, Rasgar, Einsamkeit wies.
Die Uebergangsstunde, das Werdeparadies,
Wer möchte, Rasgar, den Mittag ergründen?

Saau's Anfang / von Hermann Roch

Sie zur Decke der niederen Zelle ragte der unbeweglich schwarze Schatten, vor dem Saau saß, der noch Mensch war. Auch einer, dem die Unmenschen diese Nacht als letzte seiner Nächte bestimmt hatten. — Er lag still — hörte das weiche Strömen eines fernen Regen und wußte unfern im Grunde der Nacht einen Galgen stehen, von dem jetzt das Regenwasser zackig herabrannte — und irgendwo seinen Henker — — —

Saau war außerhalb des Lebens, dachte an keinen Tod. Und diese Wände waren ihm Lamellen, er wußte: sie berühren, heißt sie zersprengen.

Leben ist Fluch, die Organismen herabgewürdigte Materie.

Damit sein Körper, der unförmige Fleischloß zu existieren vermag, müßte er alle Substanzen, wieder Organismen, in sich würgen. Und immer nur ein Leben wäre wieder möglich, dessen schönster Augenblick gekommen ist, wenn zwei Wesen, Superlative der Widerwärtigkeit, zusammenflehen, wenn einem neuen, blöden Geschöpf Leben entsteht, das ihm später zur Qual wird.

. . . Feig, grausam sind die Menschen, auch ihre Götter beleben sie.

Niemand und Nichts aber darf sich gegen die Allmacht seines Willens stemmen, diese drollig herausgepuhten Jammerwesen dürfen ihn nicht zerstören.

Sie haßten ihn, weil er ein ausgewachsenes Menschenwesen getötet hat, weil er ihnen sagte, was sie nicht verstehen durften, daß Töten und Vernichten das unzerstörbare Recht jedes animalischen Lebewesens ist. Er nahm sich sein Recht, sie aber sind — „Menschen“. Wenn sie dies vergäßen, wie sie es einigemale vergaßen, würden sie einander zerreißen, würden von splitternden Knochen Streifen roten Fleisches tragen, — und Blut trinken . . .

Morgen, . . . in einer Million von Jahren wird er dies wollen.

Noch sind sie die „Herren der Erde“, sie zerwühlen sie, saugen sie aus — — auch Dich, Erde, wird er rächen!

Er ließ sich von einem Aufruhr grausiger Vorstellungen treiben . . .

Er saß noch ohne Bewegung. Der Tag trock grau und neuchterlich in die Zelle.

Die Komödie hatte begonnen. Einige Menschen kamen, die faselten etwas und führten ihn hinaus, in den edigen, nasskalten Galgenhof.

Vor ihm stand jemand, der etwas laß. Er hörte nicht was, er sah nur, wie eine feige Furcht sie umstrickte, sah die Furcht derer, die ihn töten wollten.

In ihm ballte sich der Zerstörungswille: der ihm am nächsten stand fiel — und ringsum die nächsten und übernächsten, — sie fielen, von seinen konzentrischen Energie wellen berührt.

Da begann er zu wachsen. Er strebte ins Unermeßliche, schoß in den Raum. — Tief unten, wo seine Füße im feuchten Nebeldunst wurzelten, lagen tote Menschen, — lag er selbst.

* * *

Er atmete nicht. Er fühlte das Ende der Zeit.

Unter ihm schmolz die Erde, die Landmassen zogen sich zusammen — er stand auf einer Kugel.

Im Chaos seiner Eindrücke sah er nur die im Dunkel schwarzglühende Sonnenfläche.

Die Erde wurde kleiner. Sie rollte noch und kreiste unter ihm, der still stand, der zweimal größer als die Erde.

Da hielt er mit seinem Wachsen ein. — Die Erde klebte an seinen Füßen; denn sie war schwer. Um ihn herum wirbelte in immer kleineren Kreisen der Mond, der von ihm angezogen, bald an ihm zerschellte.

Dort, wo das Meer schillerte, begann er. Er senkte seine Hand in den Ozean, der nun über das Land flutete, über die „altheilige Kultur Indiens“. Er hörte im Denken das Heulen der Menschen, die das Meer kommen sahen, das Meer, das sich in alles einfräß — —

Er glaubte ihr Gebrüll zu hören.

Die Nachricht vom Ende Indiens entsetzte die Erde. Ein Festland, mit in den Wolken ragenden Gipfeln, sei im indischen Ozean aufgetaucht Er hob die Hand, das Meer strömte zurück, Schätze in seinen Eingeweiden. Nach wie langer Zeit? Er sah das Land. Im Schlamm und zwischen den Ruinen ihrer Salmipracht lagen Millionen verwest, stinkender Leichen — und dazwischen schossen Pflanzen geil in die Höhe.

Der Anfang . . .

Wieder fiel seine Hand, Reiche zerschmetternd.

Weltuntergang! Erduntergang!

Da und dort, wo er nichts sehen konnte, lagen von den Massen der mißbrauchten Materie verschüttet, zerstört, mit gebrochenem Rückgrat Menschen . . .

Noch Lebende irrten umher, jammerten und tollten. Fressende Feuer wüteten und von Angst und Wahnsinn gehebt flohen und jagten die Menschen von Tod zu Tod

Ihr Menschtum hatten sie schon lange vergessen. Blut mochte spritzen. Pyramiden blutiger, zerquetschter, geschändeter Leichen türmten sich gegen das Blau. Und überall Huren und Tollen, rasendes Gestammel der Ohnmacht. Er bewegte die Hand dorthin, wo die Atmosphäre beginnen mußte: Zyklope liebten die Erde.

Die Menschen, die sich in den Höhlen vergruben, wurden verschüttet.

Wie gut wußte er alles!

Er legte die Hand auf das Europa der Kugel. Sie war weich und fühlte sich kalt an. Die Hand lag auf den Gipfeln der Alpen, auf den Gletschern Skandinaviens und alle sahen die Hand des Zerstörers.

Er griff in das Meer hinein, bohrte und wühlte bis ein Spalt klappte, in den sich das Meer stürzte. Er zerrte weiter, riß die Erde in zwei Teile — — —

Das Innere war faul und schwammig.

Dann hob er sie aus der Bahn und warf sie gegen andere Systeme: die neuen Zwillingsskometen — —

Sacru begann nun seine endlosen Kreise um die Sonne.

Memento / von Hugo Neugebauer

I

Lang ist verschmerzt, was mich betraf,
ich hab's verschmeckt;
kaum, daß als Traum es mich im Schlaf
aufschauend schreckt.

Doch was ich wachen Augs verträumt:
die Wirklichkeit,
die ich zum Wahn gewandt, versäumt,
die tut mir Leid.

Die blickt mich trüben Auges an:
Ich war, ich war
und wurde unerlebt zum Wahn
und grau dein Haar.

II

Die ich geliebt, sie ist nicht mehr,
und die da sind, nicht lieb ich sie.
Doch leb ich Liebe. — Aber wer,
wer ist's? — Ich liebe. — Nirgend, nie
und wohl ein Nichts ist, was ich so
umwerbe mit des Triebes Glut,
daß, eh es wurde, schon entfloh
und um mich wirbt und nimmer ruht:

Die große Liebe ohne Ziel
und ohne Ende lebt und treibt
mich Asche bald, dem Wind ein Spiel,
dem Wind, der Staub an Staub zerreibt.

III

Der Himmel hängt so schwer, so schwer:
voller Vergangenheit.
Die düstern Wolken wallen her
aus früher, ferner Zeit.

Daß alles war und ist nicht mehr
und ist doch noch und langt
vom Himmel ab, von ferne her,
daß mir das Herz erbangt.

In kalter Luft ein Dunst geballt,
so leicht und doch — wie schwer!
Ich glaube fast, ich werde alt. —
Daß ich gestorben wär!

Vinzenz Maria Grebler †

Dieser Tage ist in Bozen — ein fast Neunzigjähriger — der Franziskanerpater Vinzenz Maria Grebler gestorben. Als Naturforscher in Gelehrtenkreisen hochangesehen und geehrt, als Mann von unbeugsamem Charakter ebenso gefürchtet wie geschätzt, hat Grebler in seinen „Ethischen Naturbildern“ eine Schöpfung hinterlassen, in der Erkenntnis- und Bekenntniswert einen so schlichten reinen Einklang ergeben, daß ihrer — wie mich dünkt — auch eine Zeitschrift gedenken darf, die — dem sicheren Horizonte, der das Weltbild dieses wahrhaft hochwürdigen Jüngers des hl. Franziskus umhiegte, scheinbar entrückt — sich geistigem Fortschertum doch überall dort verpflichtet fühlt, wo es wie hier die enge Welt der wissenschaftlichen und religiösen Doktrinärheit durch den weiten Glanz seines Menschlichen überstrahlt. Mit der Feststellung dieser Wirkung ist zugleich schon angedeutet, daß dieser rein intuitive Erkenntnisdrang bei Grebler (dem das Wissen kein Podium der Selbstgefälligkeit, sondern eine Himmelsleiter war, daran er seine Demut höher führte) sich in einem persönlichen Stil ausgeprägt hat, an dem achlos vorüberzugehen einer Zeitschrift mit literarischen Zielen in Tirol ebenso übel anstünde wie es ihrer geistigen Haltung widerspräche, wollte sie hier den seltenen Zug einer echten Freigeistigkeit nur darum übersehen, weil er einem religiösen Empfinden von streng konfessioneller Färbung entsprang. Zu welcher schlagkräftiger Einhelligkeit sich Stil und Charakter dieser Geistigkeit zusammenballen konnte, erweist allein schon die bündige Abfuhr, die Grebler im Vorwort seiner „Naturbilder“ einem deutschen Verleger erteilte. Dieser hatte einen Teil des Werkes lange vor dem vatikanischen Konzil zur Einsicht erhalten, aber erst zwei Jahre nach demselben gewahrt, daß er „für Ultramontane mit einer Weltanschauung nach Art desselben kein Papier und keine Druckerschwärze habe.“ — „Und doch leidet die Zeit an Lumpen und Druck — Ultramontane auch an Schwärze — ungleich weniger Mangel, als an geistigem Stoff und wärmerer Fühlung, an ethischem Sinn und transzendentelem Flug“, erwiderte Grebler. Und wäre uns nichts von ihm bekannt als dieser einzige Satz, wir bedächten uns keinen Augenblick, dem, der ihn geschrieben hat, jene Reverenz zu erweisen, die ich im folgenden durch Zitierung einiger seiner Aphorismen vertiefen und bekräftigen möchte.

Ich bemerke noch, daß diese kleine Auslese einer verschollenen, im Jahre 1876 bei Wagner in Innsbruck erschienenen Ausgabe der „Naturbilder“ entnommen ist.

Ludwig von Ficker

Schlangen, Strauße und alle Tiere, welche in Gefahr ihren Kopf mit dem Leibe zu bergen suchen, scheinen den Sitz ihrer Seele oder doch ihres Lebens instinktmäßig im Kopfe zu ahnen. Die Neufalebonier, welche den ganzen Tag essen, lassen die Seele im Bauche, Philosophen ebenfalls wieder im Kopfe, überall oder nirgends wohnen; Mütter tragen sie im Herzen, Kindern sieht sie auf der Zunge — solange, als sie sich jener nicht zu schämen haben.

*

Wind ins Gesicht behindert, aber fördert im Rücken den March. Nur den gewandten Flieger hebt Gegenwind auch empor. — Und setzt man die windige Ehre zur Zielscheibe des Lebens, anstatt als Wappenschild auf das Grab; so bläst sie vielleicht die helle Lohe des starken Geistes auf, aber auch dessen Totenkierlein bald aus.

Zündhölzchen=Seelen endlich löscht der leiseste Lusthauch das zärtlich schwache Flämmchen aus, das verkohlte Charaktere erst in Brand setzt.

*

Eine Schlange wand sich in den Salon und troch als Krebs rücklings zur Türe hinaus; auf dem Sopha spannt die Rahe und unter dem Ofen knurrte leise der Pinsch. — Summa humanitatis.

*

Alte Hennen lernen gleich den Hähnen krähen und alte Weiber erlangen der Männer Bärte! wie kommt das nur? Törichte Frage! ist nicht das Weib aus des Mannes Knochen, was Wunder, wenn sie endlich auch nach den Hosen verlangt.

*

Zarthäutige Aepfel faulen von außen an, der Lederapfel von innen; der Schmerz des Sanguinikers blutet von außen, der des Melancholikers innen, offen und untrüglich jener, verborgen und gefährlich dieser; — der Mensch hat eben auch vom Apfel gegessen.

*

Der Waldmeister soll im gedörrten Zustande noch bessern Geruch verbreiten, als im Leben, — wie jeder deutsche Meister.

*

Was der Prophet nicht erkennt, schaut und spricht in Einsicht sein Lastthier. In Glaubenssachen.

*

In Tierbuden werden die Tiere mutlos, feige, schlechter. Die Menschen nennen das Zähmheit, und bei ihresgleichen — Zivildisation.

*

Im April 1874 ward auf dem Marlinger Berge bei Meran ein Bär angeschossen, ein junger Lasse noch von zwei Zentnern. Die Kugel ging ihm genau zum einen Ohre hinein zum andern hinaus — darum nicht zu Herzen. Der junge Meister wanderte gemach seinen Weg weiter, als wäre er bloß „in den April geschickt worden“. Endlich setzte er sich und ward nachdenklich, kraute sich hinter den Ohren und — verendete als dummer Junge.

*

Das sind Kreaturen! Naturen von Rache:
Die wedelnd mir murren, die ledend mich fraßen.
Ich glätt' sie zum Schweife — sie reden ihn trunken;
So rückwärts ich streife — da sprühen sie Funken.

*

Nach Plutarch wurde die Rache in vormärzlichen Zeiten von den Aegyptern verehrt, weil sie durch das Ohr empfangen und durch das Maul gebäre — Lebensprozesse der Vernunft darstelle.

Seit langem aber kniet die Vernunft selbst vor den Symbolen des Dogma's und leiht ihr Ohr den Worten des Glaubens, der durch Ueberschattung des Geistes gezeugt, von Liebe getragen und als weltbeglückende Tat zu Tage geboren wird.

*

Je länger das edle Pferd gearbeitet hat, desto länger wird es jetzt angeflucht, und wenn es vollends zusammenbricht, noch mit Reulen in die Rippen geschlagen — vom „Menschen, dem tiefgesunkenen, den vielleicht ebensovienig ein letztes Schicksal adelt“, der auch des Tieres erstes, letztes Schicksal trübt.

*

Es zieht der Pirol nach der terra del riposo, und fragt da: „Contadino è maturo lo fico!“ und streift er verheerend und verzehrend durch das freiere Frankreich, antwortet er frech und spöttisch dem klagenden Bauer: „Es ist der Vetter Lorio, der frisst die Kirschen und läßt die Steine“. Und legt dem Schlemmer sein Burschenhandwerk, und gewöhnt durch Ameisenpuppen an's Nachtigallenfutter ihn — er dauert nicht ein Jahr dir aus; zu spät: er hätte mit Ameisenpuppen aufgezogen werden müssen.

*

Beobachtungen zufolge soll der populäre Ruckuck im Norden, wo auch die Volkslieder im Molldreiklange ertönen, in der kleinen Lerz, — im Süden dagegen, wo nur Durtonarten daheim, in der großen seinen Frühlingswillkomm rufen. „Wie die Leute, so das Vieh“; die Leute aber wie ihre Umgebung — will der anthropomorphe Salon-Papagei erlauft haben.

*

Wenn Sturmvögel und Taucher und Scharen von Enten hoch aus der Luft auf den ruhigen Spiegel der See einfallen, — sie erregen so wenig Besorgnis, als wenn ein Blitzstrahl ins Wasser niederschlägt. — Und senkt der Himmel irdisch Leiden in die Tiefen eines gotterfüllten Herzens, so erspare dir alles Mitleiden. —

*

Wenn das Kamäleon mit dem einen Auge nach vorwärts, mit dem andern nach der seitlichen Umgebung späht, und dieser sich konformiert, so lobe ich mir das: gibt doch nur die Zukunft der Gegenwart Bedeutung und Regsamkeit. Allein, so lange sein Farbenschilder bloß einer jeweiligen Aufgeblasenheit erfolgt, und bald wieder zu einem hagn, starren Panzerstelet vergilbt, — spielt das Tier bei all dem scheinbaren Ernst nur die Komödie der Gegenwart (anno 1849).

*

Schon Aristoteles weiß beim Male nichts von Geschlechts- teilen, Eiern und Samen. Drum dachte sich Plinius, nach seiner Gewohnheit (was wenigst später Linneus ihm zugute geschrieben): „Melius est errare, quam ignorare“, und läßt

den Al an Felsen sich reiben und solche Abschabſel zu lebendigen Jungen werden! — Gewiß, Herr von Plinius jun., und wird mit jedem Tage wahrer: daß Mamma Natura aus Kleien, Knochenmehl und Exuvien von Urahnern, die zerſtoben längſt ſchon um das Cap Horn pfeifen, all ihrer Kinder Rindſtöpfe zuſammennetet.

Wah! alſo darum iſt das Ufer ſo glatt und der Al, und unſere Jugend ſo ſchäbig und das Alter ſo fahl, und das Mehl ſo teuer und die Knochen ſo fahl?

*

Es iſt ein ſchönes Tier, ſo eine *Silpha thoracica*: in zerknitterten Seidenſtoff, in Sammt und Gold gekleidet. Doch lebt ſie, pfui! von den Extrementen des Menſchen. Das iſt nun ekelhaft gemein, — lebte ſie von deſſen Blute oder Schweiße, man hieße es nobel ungemein.

*

Als wäre er immer reiſefertig und auf Fortſchritt bedacht, findet ſich *Molytes germanus*, der drollige Rüſſelkäſer, allenthalben an Fahrſtraßen ein. Dennoch wandelt er wenig und kaum naht man ſich ihm, ſo ſteht und ſtiert er in die Welt hinein. Er wird ſchon was ſinnen: Engländer iſt er keiner, aber ein Deutſcher.

*

So grauſam wie mit ſtammverwandten Bienen verfahren Weſpen mit keinem wildfremden Tiere. Und dennoch borgen ſie gerade von Bienen den Honig und die Kunſt, — freilich nicht aus Wachs, nur aus Lumpen — Waben zu bauen.

*

Von dem übelriechenden und ungeflügelten Nachttiere, der ſcheußlichen Bettwanze, glaubt ein Empyriker, daß ihre Erſchaffung erſt in die hiſtoriſche Zeit falle, da ſie ſich nur vom menſchlichen Blute nährt; und — ließe ſich weiter ſchließen — wohl erſt nach Adams Falle.

Deſgleichen berichtet der berühmte Reiſende Azara, daß ſie den Wilden nicht beläſtige.

Gar viele Störefried brach der Menſch vom Baume der Erkenntniß; wie viele Uebel aber im Gefolge ſeiner Ueberbildung ziehen, dürfte noch ſchwerer zu berechnen ſein.

*

Die Schnecke fühlt mit ihren gestielten aber dunkelnden Augen hinaus und denkt herein —: daß sie ganz Weib sei und guttue, in ihr Haus sich zurückzuziehen. Der Ralmar, dem Augen und Füße am Kopfe sitzen, denkt schauend hinaus und fühlt herein —: daß er Mann, und einen ganzen Mikrokosmos umklammere.

*

Den Süßwasser-Muscheln geht der Mastdarm — durchs Herz. Uns wundert nur vom ethischen Standpunkte, wie wonneselig oder weich ein Muschelherz alsdann gestimmt ist.

*

Das ist der Kreislauf des vegetabilischen Blutes: Von der Wurzel zur Krone auf, um diese gestaltend zu zieren, treibt die Pflanze leichtere Säfte, und vom Wipfel zurück konsolidierte, um Stamm und Wurzel zu kräften.

Also auch rinnt es dem Weibe nur durch das Herz zum Kopfe, um da lieblich und zierlich der Zunge zu entströmen, — rinnt es dem Manne nur durch den Kopf zum Herzen, um da zur markigen Tat zu gerinnen.

*

Der Muskateller-Pfirsich ist mit einem völligen Schafspelze bekleidet. Aber mit Recht. Diese wahrscheinlich aus Dahomei importierte Frucht läßt sich die Haut vom Fleische, das Fleisch vom Beine, oft auch noch das Bein vom innersten Kerne schälen. — Welch köstliche Eigenschaften an Bissen und Untertanen!

*

Den Bernstein nannten die phönizischen Frauen Räuber, weil dieser ihr elektrischer Liebling ihre Herzen, Hölundermark, Stroh und Asche, Spinnfäden und andere leichte Dinge lebhaft anzog und enttäuscht abstieß. — Noch bildet er auf Augenblicke der Kinder Kinderpiel, und spielt Frauenherzen mit.

*

Ob Gold von den Wässern der Tiefen geneht, ob es von oberirdischen Lüften behaucht wird, — es roftet nimmer —

der geläuterten Seele gleich, die in die Strömung der Welt
geworfen und von den Stürmen des Lebens gepeitscht keinen
Schaden nimmt.

*

Ob's Giganten gegeben, die den Pelion über den Ossa
türmen, den Himmel stürmen gewollt — wer kann's be-
haupten? Über der Organismus unsers Planeten war Gi-
gant schon, als er in die Wiege des kalten Weltraums
warm gelegt der Windeln Schale brach, sie wie Ketten-
trümmer von sich warf, die Gänsehaut seiner Urgebirge ihm
aufstieg und er tausendfachen Fluchqualm — tausendfachem
Leben zum Untergange — wie Gotteslästerung erbrach. —
Doch nun hat der Riese sich verblutet, wie in die Scheide
steckt er seine Himalaya-Piße in die Wolken des Himmels,
und nur seine letzten Zuckungen gewahrt du in seinen Erd-
beben, sein Todesstöhnen in seinen Vulkanen noch.

Ob's Giganten gegeben? wer kann sie läugnen des gesam-
ten Geschlechtes gigantische Tat, die den lieben Gott auf die
Erde rief, unter die Erde brachte. Noch ragt so mild wie
schaurig der Kreuzesbaum der Versöhnung für alle Zeiten
auf tausend Hügeln hoch zum Himmel auf.

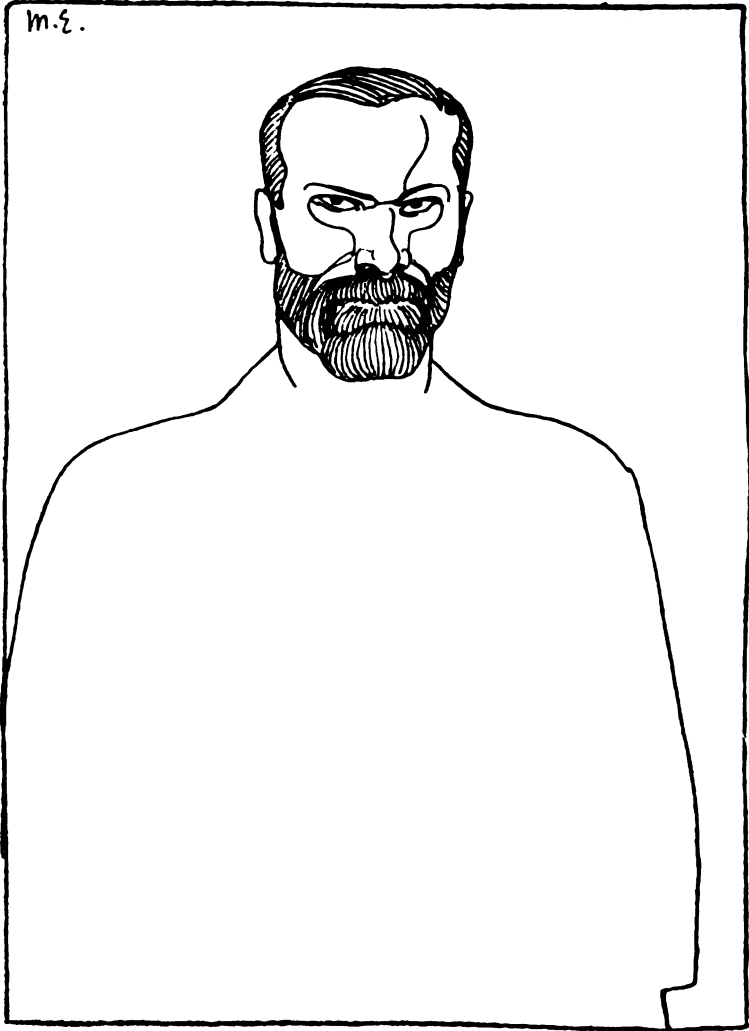
*

Wenn ich so Blatt um Blatt
Der Weide Herbstlaub fallen seh:
„Mein Stamm, ade! ich schwimm zur See“; —
Ich fühl's: zu Wasser geht, o weh!
Auch mir manch gute Tat.
Nicht mehr den Baum beweine,
Dieß Blättchen nicht, das keine:
Das Leben ist's, das keine
Das sich geneiget hat.

*

Wie ein Mohnkopf hat sich mein Schädel zeitig ent-
blättert und die Haare, die sich einst so jugendlich gesellig
in Locken schlangen, sie liegen zerstreut in alle Welt und be-
graben und vermodert. Mittlerweile wurde das Wissen
weiter, die Moral breiter, die Theorie grau, das Leben flau.
Nun denn, einmal der Mohnkopf erhielt eine Krone auf
seinen Kahlshädel. Tu autem Domine miserere mei!

(gez. von Max v. Esterle)



Maler Thomas Riss (Meran)

Der schöne, schöne Frühling / von Otto Zoff

Wer wollte jetzt noch traurig sein?
Selbst auf der mürrischen Nußbäume jäh vergoldeten Zweigen
Klimpern hunderttausend verrückte Engel auf sinnlosen Geigen.
Im Wandern hält man gerne still und trinkt die Luft wie Wein.

Am liebsten wollte man immer nur über die Wiesen laufen.
Hat man eine junge Liebe, so tut man es auch;
Tagt und springt und fällt in einen Strauch,
Muß sich Haare und Kleider zerrauen.

Wer wollte jetzt noch des griesgrämigen Winters denken?
Oder gar an gelehrte Bücher oder an Tinte und Papier?
Die ganze Welt liegt aufgepußt gleich einem Tanzrevier
Und trifft man einen Irgendwen, man muß ihm etwas schenken.

Der Verächtliche / von Bruno Frank

Soll ein Geschlecht sich vortwärts raffen
Und ist gerüstet für den Streit,
Dann liegen seine blanken Waffen,
Von zähen Schmieden vorgeschaffen,
Für jeden frechen Dieb bereit . . .

Daß Siegsschwert naht zu Schurkenstreichen,
Den Strahlenpanzer viel zu weit —
So seh ich ihn auf Beute schleichen,
Den Wegelagerer im bleichen
Vordämmer einer neuen Zeit . . .

„Die Moral der Titanic-Katastrophe“

So betitelt sich ein Feuilleton von Max Nordau in der „Neuen Freien Presse“, das ich mit steigendem Unwillen zuende las. Zuerst hatte ich nur das unbestimmte Gefühl: da gaukelt einer etwas vor, da benützt einer ein entsetzliches Ereignis, um uns seine Belesenheit und seine Geschicklichkeit in der Handhabung des Wortes vorzuführen. Natürlich verlangt solche Moral, die Katastrophe „aus dem Gesichtspunkt der Menschheitwertung“ zu betrachten, um ihr eine Moral anhängen zu können, die sonst nicht da ist, — die nur in gleißender Selbsttäuschung einer Philisterseele entsprungen ist, der man nachfühlt, daß sie innerlich und äußerlich in ausgemessener Entfernung die Katastrophe betrachtet hat und daß ihr bei solchem Betrachten das selbstsichere Wohlbehagen durch die Katastrophe nicht erschüttert wurde. -- Das ist immer so. Denn nur dem Menschen und Künstler, der Geschehnissen zu nahe kommt, stockt oft das Wort vor Empfindung; der journalistische Schriftsteller und Philister in seinem Nicht-nahe-Kommenkönnen aber beutelt das Wort aus dem Ärmel, um damit Dinge zu berichten, die nicht stattgefunden haben, und errichtet sich so seinen erhabenen Gesichtspunkt.

An diesem „erhabenen Gesichtspunkt“ erkenne ich immer den Philister. Die Herren Max Burckhard und Hermann Bahr leisteten sich zuweilen Ähnliches, einmal sogar mit Heinrich v. Kleist. Bahr schrieb damals (es handelt sich um Kleists Drama „Prinz von Homburg“): „Stinkend hat es der Hofrat genannt und man kann gar nicht besser sagen, was, wenn man es nicht mit der kleinen Lust des Artisten, sondern an der menschlichen Empfindung prüft, so darin beklemmt: der schlechte Geruch und die verdorbene Luft eines kläglich und krampfhaften Menschen, der vor Schwäche zappelt.“ O diese „menschliche Empfindung“! Wie menschlich arm ist sie, wenn sie das redliche Gefühlsdartun eines Menschen, den der Tod plötzlich bedroht, kläglich und krampfhaft und vor Schwäche zappelnd nennt. Dabei ist dieser Mensch der Held der Hauptschöpfung eines Dichters, der den eigenen Tod als ein Fest beging. Was kümmert das diese Philister! Ihr Wohlbehagen will immer Heldenrollen vor sich;

sie fühlen nicht, wie kläglich und schwächlich das ist. Wer Held ist, hat nicht nötig, sich Heldenrollen vorzumachen. Kleist starb als Held; Hofrat Burckhard ist gewiß schwächlicher gestorben; und von Hermann Bahr würde es sicher alle überraschen, wenn er am Ende noch zu einem Kleist'schen Heroismus käme.

Auch Max Nordau sieht überall nur Helden; er bedarf ihrer zu seinem Wohlbehagen und zum Bedienen seiner Zeitung. So bleiben ihm von der Titanic-Katastrophe „ein Trost und ein Erlösungsgefühl“ zurück: „Hochachtung vor dem Menschen, auch vor dem banalsten Alltagsmenschen. Er birgt vielleicht die Tugend der Schildwache von Pompeji und die Vornehmheit Julius Cäsars in seiner Seele“. So die Schlußworte des Feuilletons! — Und je mehr ich sie lese, umso mehr erregen sie meinen Widerwillen. Ich frage mich: Warum bin ich über das Gelesene so aufgebracht? Ich vergegenwärtige mir, daß das Unglück den größten und neuesten Dampfer betraf, der viele sehr reiche Leute — auch Milliardäre — an Bord hatte. Ich gestehe mir, was ich fühlte, als ich zuerst davon hörte. Es wurde eine Art Befriedigung in mir wach, indem mein Daseinsempfinden sich durch das entsetzliche Unglück wie unterstützt sah. Nämlich in der Erkenntnis: daß Intellekt und Geld doch niemals die Natur, niemals das Dasein beherrschen können. Man stelle sich vor Augen: Der völlige Untergang des vermeintlich sichersten und schönsten Fahrzeugs eines seetüchtigsten Volkes in stiller sternenheller Nacht auf völlig ruhigem Meer! Es nimmt sich aus wie ein Untergehen aus Uebermut und Dünkel, aus Luxus und Unterhaltung heraus. Man spürt den Fauschschlag des Geschicks: die Vernichtung des technisch vollendetsten Dampfers mit den Geldfürsten an Bord! Der Intellekt brüstet sich, die Geldsucht späht nach Gewinn aus: daraus erwächst die frevelhafte Beschleunigung der Fahrt und daraus wieder das Unglück. So sind Intellekt und Geld noch die Mörder.

Hier könnte, wenn man schon will, eine Moral einsetzen. Die Zeitungsberichte bieten hiezu genug Handhabe durch das, was sie bringen, vielleicht noch mehr durch das, was sie nicht oder zu wenig deutlich bringen, weil sie es mit den Geldmächten nicht verderben wollen. So eine Geld-

macht ist sicher die „White Star Line“. Ihr Präsident Bruce Ismay hat es wohl nur dunklen Umständen zu danken, daß er noch lebt. Gerade er, dünkt mich, hätte am wenigsten das Recht dazu, wenn er, wie es heißt, Vorgesetzter und Brotgeber des Kapitäns Smith war. Doch er kommt heil davon — während auch Frauen und Kinder ertrinken mußten — er, der wahrscheinlich für die Knotenanzahl in der Stunde bestimmend war. Ist der auch ein Held? Herr Nordau aber schreibt: „Was man gesehen hat, das war ein prachtvoller Triumph des Besten im Menschen, der Selbstbeherrschung, der Zucht, der Pflicht, der Brüderlichkeit. Alle Helden, und Helden ohne Emphase“. — — —

Jetzt weiß ich auch, was mich so erregt und empört am Artikel dieses feuilletonistischen Schwäzers. Es ist sein kluges Hinweggleiten über alles Unstößige für die Intellekt- und Geld-Sphäre und sein unwahres Schmeicheln nach jeder Richtung, das durch Beschönigungen zu verschleiern sucht. „Die White Star Line mag schwere Fehler begangen haben. . . . Das alles kommt nicht in Betracht, wenn man die Katastrophe aus dem Gesichtspunkt der Menschheitwertung betrachtet“. Was soll hier der Gesichtspunkt der Menschheitwertung? Das Unglück tut der Menschheit als solcher keinen Eintrag, aber den Intellekt- und Geldmächten. Es zeigt, was diese machen und nicht machen können. Und die White Star Line kommt sehr in Betracht. Sie muß so in Betracht kommen, daß sie den bedürftigen Hinterbliebenen der Verunglückten ersetzen muß, was zu ersetzen ist; daß vom „Trauerspiel“ nicht „sein tiefstes Gefek“, sondern wenigstens genug Brot für die Hinterbliebenen zurück bleibt. Auch darf Herr Nordau nicht — wenn er die Moral der Katastrophe dartun will — Geschelnisse anführen, die nicht geschehen sind, und alle Menschen auf der Titanic sich schön benehmen und schön sterben lassen, um sagen zu können: „Die Dichtung hat mehr als einmal den Vorwurf behandelt, daß der Tod unversehens in ein Fest von Weltkindern einbricht. In der Regel wird der Vorgang dann so dargestellt, daß die glatte Gesellschaftsmaske abfällt, die Bestie im Menschen losbricht und heulend alle Sitte, Erziehung und Gewohnheit niedertrampelt. . . . Wie beschämt die Wirklichkeit der „Titanic“ diese menschenfeindliche Literatur! Wer kann bei

den Reisenden dieses Schiffes von der Bestie im Menschen sprechen? Sie war hier glorreich gebändigt und blieb bis zuletzt an der Kette“. Ich denke hier: Es ist eine Art Wohlbehagen, so weit vom Schuß gewesen zu sein, daß die Worte so glatt und schön zu setzen vermag. Denn abgesehen von dem Umstande, daß viele erschossen wurden, um die Ordnung herzustellen, sagt in derselben Nummer der „Neuen Freien Presse“ ein geretteter Schiffsoffizier aus: „Ich hörte entsetzliches, markerschütterndes Wehklagen... Gurgelnde, heulende, klagende Töne kamen aus dem Wasser. Das Herz krampfte sich mir zusammen und ich fühlte mich dem Wahnsinn nahe. Ich trieb die Ruderer an, um fortzukommen, aber das entsetzliche Heulen und Jammern folgte uns wie ein Gespenst“. Aber so ein Feuilletonist weiß immer umso mehr Bescheid, je weniger er dabei war. Mitmachen ver schlägt zu leicht die Rede. Man höre ihn weiter: „Die alt-römischen Geschichtsschreiber bewundern Cäsar, der, von den Dolchen der Verschwörer durchbohrt und zu Boden gesunken, die Falten der Toga über seinen Beinen ordnet und sein Haupt mit dem Mantel verhüllt. Mit diesem cäsarischen Anstand, den die Weltgeschichte als etwas Einziges verzeichnet, sind auf der „Titanic“ tausend Männer gestorben.“

Schade, daß ein derartiger Anstandsmensch sich zum Haupthelden den Telegraphisten Philippus gewählt hat, dessen wahrhaft ruhmvolles Verhalten von besserem Munde gerühmt zu werden verdiente. Von Philippus geht das Lob auf die Musiker über: „Nicht weniger monumental war die Haltung der Musiker an Bord der Titanic“. Herr Nordau läßt sie alle spielen, bis sie einzeln von ihren Instrumenten weggeschwemmt werden. Das kann sich ein Dichter erlauben, aber nicht ein Feuilletonist, der aus dem Fall die Moral ziehen will. Da spürt man die Unmoral an der Sache. Max Nordau versucht es in verummelter Weise mit seinem Lob für die Ertrunkenen. Es gilt mehr der Zeit, die solche Menschen hervorgebracht hat. Ich fühle zuletzt: Ein Philister lobhymnet auf Tote und redet eigentlich nur der Zeit und sich selber zu Unsehen bei den Lebenden. Der folgende Satz, der noch den Musikern gilt, macht es nicht anders: „Wenn solche Gelassenheit dem Tode gegenüber nicht Heldentum ist, dann weiß ich nicht, was dieses Wort bedeutet.“

Schon möchte man nachprüfen, ob man dem Verfasser nicht Unrecht getan hat. Aber man tut dem Manne nicht Unrecht, der so fortfährt: „Die Musiker gingen spielend, die Reisenden in Abendtoilette unter. Die Damen waren in ausgeschnittenen Kleidern und in Schmuck, die Herren im Frack oder Smoking... Die Brillanten funkelten im festlichen Lichterglanz und die Musik begleitete ihre artige Unterhaltung. Das ist symbolisch. Es war ein Ende in Vornehmheit, ein Ende in Schönheit.“ — Was sich die wenigen Geretteten dazu denken mögen? — — —

Noch wäre an dem Helden der Katastrophe, dem Telegraphisten Philipp, wie auch an der Schildwache von Pompeji und an Julius Cäsar zu entfernen, was Philisterlob an ihnen entstellte. „Er hat die „Frankfurt“ ungehörig beschieden... Seine gute Lebensart, sein Urteil stehen hier nicht zur Betrachtung“, meint Herr Nordau von Philipp und möchte diesem einen Mangel an guter Lebensart nachsehen. Darauf wäre zu sagen: daß erst ein Uebertreten der Lebensart des Philisters ein Heldisches ermöglicht. Und bei Philipp war der Bescheid an die „Frankfurt“ gewiß ebenso zu seinem Wesen gehörig wie das Aushalten auf seinem Posten. Denn Pflicht ist Fähigkeit, wo sie als Persönlich-Menschliches einsetzt; dieser jedoch ist das störend Unfähige widerlich. Und wenn schon ein Feuilletonist das heldische Aushalten des Telegraphisten der „Titanic“ mit dem Ausbarren der Schildwache von Pompeji vergleicht, muß er zuerst verstehen lernen, daß auch ein Ausbarren, wie es von dieser Schildwache berichtet wird, höhere menschliche Fähigkeit ist, daß ihr Träger daher nicht „ein Plünderer und Trunkenbold, ein Einfaltspinsel gewesen sein mag“, daß vielmehr dieser herablassende Philister-Gesichtspunkt zu einem Helden nicht hinaufreicht. Daß es weiters sehr philiströs und ästhetentümlich, aber nicht cäsarisch ist, den cäsarischen Unstand im Sterben so zu verstehen, daß man „die Falten der Toga über seinen Beinen ordnet“. Wer den kläglichsten Geist hat, mit solchem Tand in der Öffentlichkeit aufzuwarten, muß Belehrung hinnehmen. Der cäsarische Unstand darf sich nicht zum Unstand des Philisters auswachsen. Jener Unstand im Tode bestand gewiß in anderem als in der Sorge für das Faltenordnen eines Kleidungsstückes. Lassen wir ihn lieber

als das Bestreben gelten, sich der Umwelt völlig zu verhüllen! Und einen großen Schmerz und das Verschwinden allen Blicken zu entziehen. Der große Schmerz verlangt wohl von dem zu Tod Getroffenen ein Aufgehen mit den letzten Lebensresten in sich selbst. Und der große Schmerz an Cäsar? — Er bleibt dem Philister unverständlich, somit auch Herrn Nordau. Ein Verstehen dieses Schmerzes und des inneren Anstands, mit dem er getragen wurde, hätte niemals den traurigen journalistischen Einfall gebären können, das Ertrinken der vielen Menschen bei der Titanic-Katastrophe mit dem Erliegen Cäsars zu vergleichen.

So lehrt „die Moral der Titanic-Katastrophe“, daß journalistische Schriftsteller vor großen Ereignissen wie vor großen Menschen und Künstlern immer versagen. Auch der Untergang der „Titanic“ ist insofern ein großes Ereignis, als es die Wichtigkeit der Mächte des Intellekts und des Geldes verborgenen Mächten gegenüber, die Geschichte lenken, dartut. Denn das Geschehnis wirkt wie ein Geschehen-Müssen. Man rannte in das Unglück hinein, das Schiff schoß darauf mit allem Kraftaufwand wie auf ein Ziel los. Der Ozean zeigte sich dem Blick in grenzenloser Weite. Vereinzelte Punkte vielleicht in der Ferne die, plump und langsam sich bewegend, dem nahenden Schiff leicht sichtbar wurden. Von ihrem Vorhandensein wußte die Schiffsführung. Und zwischen diesen wenigen Punkten meilenweite Zwischenräume, die hunderte von Riesenschiffen nebeneinander durchlassen konnten. Und ein langsames Fahren völlig genügend, allen diesen Dingen gefahrlos zu begegnen. Der Riesenbau des Schiffes jedoch mußte seine Fahrt im Nachtdunkel noch beschleunigen, obwohl Größe und Schnelligkeit jedes Ausweichen erschweren. Man glaubt alles in der Hand zu haben: Licht, Kraft und Leitung. Intellekt und Geld schufen das Fahrzeug und führten das Geschaffene über den Meerespiegel, den man sich völlig dienstbar gemacht wähnte. Intellekt und Geld sind zu gewöhnt an Herrschen; sie lassen ihr Tun nicht beeinflussen durch einige noch unsichtbare Eisbergstücke, die wie Körner im Meere treiben mögen. Was soll so ein plummes Eisstörn gegen das Riesenfahrzeug — gegen den „Triumph der Technik“! Da ein Stoß: der Unprall an etwas Hartes, das wenig nach-

gibt, der Schiffshöhe zu immer weniger verspürbar. Auf einer Seite gleitet etwas Bleiches vorbei — gespenstisch: ein Eisberg. Wer es sieht, erschrickt. Es geht etwas durch das Schiff: ein heimliches Rollen, Rauschen, Säusen — tief unten. Dann hastende Schritte und Erregung unter der Schiffs-Mannschaft. Ein Revolverschuß, kaum gehört, der ein Menschenleben auslöscht, das unter der Verantwortung zusammenbrach. Da und dort ein bleiches Gesicht unter den Schiffsoffizieren. Kurze Befehle des Kapitäns. Und diese Vorgänge unbestimmt, vereinzelt wie Tropfen hineinsickernd in die Gesellschaft des Schiffes, dort Scherz und Witz auslösend und doch auch Angst, die sich scheut ihr Gesicht zu zeigen, die an keine Gefahr glauben will. Die Schiffsräume sind zu glanzvoll und sehen heiter und strahlend aus wie Festfale; sie wirken sichernd und beruhigend. Die Musik spielt. Doch ein Heimliches geht um, vielleicht etwas wie Ahnung. Man forscht sich wohl gegenseitig aus mit den Blicken, man sucht einander Ruhe oder Unruhe vom Gesicht abzulesen. Da geht schon der Befehl durch das Schiff, die Rettungsboote zu besteigen; Frauen und Kinder voran! Nun erst allgemeine Unruhe, auflodernde Erregung, stoßweise Panik wie Sturmwindflüge in die Menge greifend und sich wieder verlierend. Die Zwischendeckler sind der Gefahr näher, sehen sie auch eher, nicht geblendet vom Luruz. Trotzdem: das strahlend erleuchtete Schiff mit seinem gewaltigen Körper wirkt hemmend für die Rettung. Das Meer ist völlig ruhig, die Nacht klar: was soll da solchem Fahrzeug geschehen können? So zögert man — sträubt sich sogar da und dort das Schiff zu verlassen. Der Schein siegt: er täuscht schrecklich vor. Blendwerk des Intellekts ködert den Intellekt, und kostbare Minuten und kostbare Sicherungen gehen unausgenützt verloren. Es ist ein Ausbarren aus Unterstand. Man glaubt nicht an Gefahr, weil man sie nicht sieht. Bis sich zuletzt die Gefahr greifbar macht, als das Wasser im Schiff bedrohlich ansteigt. Nun ändert sich auch das Verhalten der Menge. Da und dort ein rücksichtsloses Hervortreten des Selbsterhaltungstriebes. Einige werden erschossen, die Ordnung wird gewaltsam hergestellt. Und dann ein Sichfügen. Zitternd, schluchzend, vor Schreck halb gelähmt gelangen Viele in die Rettungsboote, zumeist

Frauen und Kinder, verschiedentlichst gekleidet; Kinder aus dem Schlafe, Erwachsene aus Umarmungen gerissen. Die weit größere Anzahl aber muß zurückbleiben. Frauen teilen freiwillig das Loß der zurückbleibenden Gatten. Es ist ein ewig Heldisches in der Natur: der Mut der Liebe. Er fand sich auch auf dem Schiffe. Und an Gütern überreiche Leute, die lange goldene Tage gesehen haben, begehen so ihre letzte Stunde, die kein Gold mehr erhellen kann — nur Liebe. So sühten manche vielleicht ein Leben, das zu leben ein übermäßiger Besitz sie hinderte. Und Ustor, den reichsten Mann auf dem Schiffe, trifft ärmstes Geschick. Es hat ihn dazu außersehen, darzutun — gerade auf dem Fahrzeug, das die Macht des Geldes aller Welt zeigen sollte — daß Geld nicht Macht ist. Auf dem Boote, das seine Frau aufnimmt, wird ihm der Platz verwehrt. Er bleibt allein zurück. Sein junges Weib, das guter Hoffnung ist, mit vielen anderen Schiffbrüchigen auf dürftigem Boot, in kalter Nacht auf offenem Meere, Ungewissem ausgesetzt. Die Milliarden völlig ohnmächtig ein Geschick zu beeinflussen, das es unternimmt, dem goldenen Kalb die Gläubiger zu nehmen und ihnen die Hände so zu lähmen, daß sich keine Hand rührt, wo sich sonst hundert und hundert Hände knechtisch und dienstfertig ausstreckten. In solcher Wandlung der Dinge zeigt sich eine Macht, die mit ewigem Schimmer das Zeitliche der Katastrophe überglänzt. Ob sie Ustor, der Milliardär, wahrnahm? Ob sie ihn so durchflutete, daß er eine Wichtigkeit in sich erlebte: die Wichtigkeit des äußeren Besitzes? Ob er — als er im eiskalten Wasser immer steifer, müder und schwerer wurde — zu sich selber hineinfand und so noch im Versinken mehr gewann, als er verlieren — mehr, als ihm entrisen wurde, noch geben konnte? —

Carl Dallago

Totenstarre der Fantasie

Seit Karl May tot ist, lassen die Neidhammel die Zungen hängen. Diese Enttäuschung war zu groß. Im Grunde ihres Herzens hatten gerade sie an ihn geglaubt und ihre Antagonistenkarriere von seiner Unsterblichkeit abhängig gemacht. Nachdem sich die eine als dichterisch erwiesen hatte, judste es sie, ihm auch die andere zu nehmen. Sie, die Illusionisten des eigenen Fortkommens, handeln aus Ränküne. Weil sich der Prügelknabe aus purer Bosheit ihrem Dreschflegel entzog und das Geschäft verdarb, werden sie ernstlich böse und prügeln lustig weiter. Es sind Klassiker unter ihnen; für die gibt es keine Scheidewand, sie haben Konnerregionen mit dem Orkus und in jedem besseren Grabe Zutritt. Sie zitieren bekanntes Latein und die Schatten, um sich ins rechte Licht zu setzen, sowie andere Dinge, die man schon weiß, aber nun mit Umständlichkeit repetieren muß. Nach vielen redlichen Worten ziehen sie dann einen Schluß, wo man schon längst den seinen gemacht hat. Es sind doch glückliche Menschen, diese Literaturhistoriker! Wenn man bedenkt, daß nach 107 Jahren vielleicht einmal Karl May wird seinen Totenschädel ausstellen lassen müssen, der Literaturhistoriker aber, der ihm schon bei Lebzeiten auf die Knochen fühlte, trotz dieser Leistung den seinen nicht, dann möchte man lieber sein bißchen Fantasie drangeben und ein Dozent werden statt eines munteren Jungen.

Dieser Dozent, der man vorderhand aber noch nicht sein möchte, ist ein gewisser Herr Doktor Stefan Hod, aus Wien. Er hat im Mai-Heft der Monatschrift „Der Strom“ einen Kolportageartikel flüssig gemacht. Auf seinem Rücken trägt dieser die Literatur dahin. Man sieht wieder, was für eine Nuschale diese Literatur sein muß, wenn sie auf solchen Wassern Platz hat. Sechs Seiten lang schwillt ihm der Strom der Rede; rette sich, wer kann, auf ein Festland essigsaurer Tonerde. Aber ich möchte doch zumindest so ehrlich sein, wie Herr Dr. Hod. Denn da die Zeitschrift nur ein kleines Format hat, die Literatur aber doch in ihrer sonoren Vertretung hörbar werden soll, geht alles auf eine kleine Seite und man darf überzeugt sein, ein Dozent ist literarisch gut genährt und hält nur zurück, man mag also

weitere Darmverwicklungen gewärtigen. Das ist auch der Grund, warum auf diese a posteriori-Urteile, diese Hintertheile einer Gefinnung, gleich die Antwort vorweggenommen werden soll. Jener Rolportageartikel ist denn doch zu schwach, um für sich allein zu sprechen; darum spricht er dafür, daß noch mehrere nachfolgen sollen. Mir aber ist es mit diesem einen Male genug, ich brauche keine schwächeren Talentproben, um eine Antwort zu finden. Dieser Artikel ist typisch; es ist das Einzige worauf ich ihm hineinfalle. Für alle Kommenden habe ich einen Kiesel unter der Herzgrube. Ein für allemal, ich stelle eine Batterie von Spud- und Nachttöpfen zur Verfügung, und wie dann auch gewirtschaftet wird, es ist mir egal, denn der Verkehr ist hinfort geregelt.

Der Artikel besteht aus den unartikulierten Vorwürfen eines überlebenden Prozeßgegners. Am Anfang steht natürlich ein lateinisches Zitat. *De mortuis nil nisi bene*. Und nun muß man die Verlegenheit sehen, die den Mann ergreift, da er eine alte lateinische Humanitätsregel zu desavouieren hat. Er ist dreist, aber er ist doch nicht ganz sicher vor solchen Gespenstern. Eine reine Zufriedenheit kommt dabei nie heraus, wenn dem Ehrgeiz vor der Verlegenheit Rechnung getragen wird. Es schauert ihn doch ein bißchen, daß er sich mit ein paar Gebeinen konfrontieren muß, bloß weil May ihm den Tort antat und vor der Nase wegstarb. Denn, *de mortuis nil nisi bene*, von den Toten bleibt „nischts als die Gebeene“. Alles andere ist abgeledt. Aber als die Sargdeckel zuklappten, da gerieten die langen Zungen dazwischen, und oweih, sie können nicht mehr zurück. Sie müssen weiter leben, so schön rund um den fantastischen Totenschädel herum, ob auch die Zähne klappern, und wenn sie eine Stelle kahl geledt haben wie ein Bibliothekszimmer, weisen sie mit Triumph darauf hin. Sie zittern, weil sie ein begrabenes Römerwort schänden. Aber kokett sehen sie sich dabei nach allen Seiten um, ob man ihre Frechheit auch genügend würdige. Bitte schön, sagen sie und machen auf den actus gefälligst aufmerksam.

Nun, Herr Hod, Dozent Dr., fährt schweres Geschütz auf, altehrwürdige Stücke, moralische Katapulte, denn er ist ein Klassiker. Der Henrystutzen liegt ihm nicht. Man kann dem

Manne nur Recht und den Hofrathstitel geben. Karl May hat ihm nichts gelassen als den Doktor. Auch darin wollte er mit ihm gleich sein. Nein, das geht nicht. Karl May, hast du in Fädigkeit promoviert? Siehst du, was für Einer du bist? Inkonsequent, inkonsequent, mein Lieber, das haben wir ja immer gesagt. Du hast da früher einmal „Das Geheimniß des Buchstaben U“ geschrieben, oder den Rolportageroman „Der Schatz der Diphthonge“. Der Schatz, zum Beispiel, das ist schon zweideutig, das könnte ja ein Mädchen bedeuten. Pornographie aber dulden wir nicht. Ueberhaupt, bist du je schon bei den Diphthongen gewesen? Na, wirds, zeige mir einen Skalp, einen einzigen wirklichen Skalp, lasse mich den Finger an deine Nase legen und schaue mir gerade in die Augen. Karl May, du lügst; das heißt, es fällt dir viel zu viel ein, und darum konntest du auch niemals Doktor werden. Obwohl wir das natürlich gewünscht hätten, denn hättest du uns statt deiner Reiseerzählungen literarische Fachsimpeleien vorgelegt, dann hättest du dir die andere Schmutzarbeit erspart!

Zu spät! Wir müssen uns von trockenen Schleimern den Genuß deiner Bücher stören lassen. Man neidet dir, daß du Welten im Handumdrehen und ohne Semestralzeugnisse erlebigt hast; auch die der Doktoren, auch diese. Aus dem Moder deiner Vitalität blühen ungenießbare Pilze: es sind die Doktorhüte. Wir aber sind in deinen Sombrero verliebt, weil er uns gut zu Gesicht steht und nicht aus dem Trödelladen der Wirklichkeit kam, sondern frischweg erfunden war. An der volkstümlichen Kraft deiner Fantasie kamen wir zum Bewußtsein der Dekadenz unserer Literaturkollegien. Auf dem Wege von Fichte bis zum Fuchtelmännchen ist ihre Einbildungskraft erloschen; die Einbildung des Professors aber ist geblieben. Jetzt bist du, Niemals-Kanonisierter, das große Ich, das Welt-Ich und Menschheits-Ich; sie aber sind die Kleinen, ewig fremden Erz. Wir habens früher vielleicht gar nicht so recht gewußt, wie bedeutsam ein Mensch für uns ist, der alle Oeden zu Feinden hatte; Herr Professor aber treiben seinen Preis in die Höhe. Karl May, du hast prächtig wahrgelogen; Herr Professor aber haben in Ihrer Bescheidenheit ganz recht. Dafür haben auch wir ganz seltsame Wünsche an dero hochlöbliches Kollegium;

ich mache darauf aufmerksam, wir sind Fantasten; Götz von Berlichingen ist mit uns verglichen nur ein Germanist.

Die Presse hatte diesmal dem Drucke einer öffentlichen Meinung nachgegeben, als sie für May eintrat. Selbst der Bürger hatte wichtigere Sachen zu tun, als einem Schriftsteller sein Vorleben nachzurechnen. Die ganze Welt war dieses einzige Mal in einem gesunden Urtheile solidarisch. Da kam die Fachliteratur. Der Kuli, dem ein Hindukusch gebührt hätte, als Massiv an den Kopf geworfen, bekam statt dessen ein ganzes Pundjab, eine Stromlandschaft zugewiesen. Der Strom schwamm mit ihm. Der heulende Wisch war ein Coup! Diese eine Stimme mußte aller Berechnung nach umso lauter gellen, mußte umso mehr durch Mark und Bein bringen, als alle andern sich sichtlich Zurückhaltung auferlegt hatten. Sie mußte donnern — und sie that. An der Akademielosigkeit unseres Gemüthes aber blühte sie ab. In derselben Nummer des Stroms, in der Herr Doktor Stefan Hod sich mit loyalen Absichten gegenüber der Literatur, die sich ihn verpflichtet hat, trägt, steht auch ein Gedicht von Albert Ehrenstein. Albert Ehrenstein hat sich in seinem Briefe, in dem er dem Akademischen Verbände für Literatur und Musik in Wien das von ihm erbetene Urtheil über May sagte, begeistert für May ausgesprochen. Dieses Urtheil ist mir unverhältnismäßig maßgebender, denn Albert Ehrenstein ist ein blutjunger Denker, Dr. Stefan Hod aber ist ein gereifter Seminarvorstand. Ja, so sind wir nämlich; so gottlos, daß wir nicht nur nichts gegen die Katholiken, sondern auch keine Pflichten vor der Literatur haben. Literatur, das ist ein Titel ohne Mittel. May hatte aber nur diese, auf jenen konnte er verzichten. Was aber die Aussprüche der Pädagogen betrifft, so will ich das doch sicher parteilose Arsenal unseres Deutschprofessors um das Urtheil Prof. Gurlitts bereichern, das dieser im 2. Aprilheft der Hamburger Halbmonatsschrift „Der Beobachter“ veröffentlicht hat. Gurlitt stellt sich sehr freundlich zu May. Er ist geradezu für May. In seinem Artikel sind auch zwei lustige Briefe von Karl May untergebracht. Dort fragt dieser einmal, „wo die Fäuste zu lesen sein würden, die Gurlitt für ihn ballen wolle.“ Ein andermal bezeichnet er das Grab als den „dreieiligen Gedankenstrich hinter dem Schluß-

punkte.“ Wenn ich nichts anderes von May gelesen hätte als diese zwei Bilder und dazu Herrn Dr. Hochs Artikel, und diesem redlichen Wahrheitsfanatiker auch allen Glauben schenken würde, ich wäre doch nie und nimmermehr von der Ueberzeugung abzubringen, daß May ein größerer Sprachhüptling sei als der Foliantenschlucker und Schlangenbändiger von Pundjab. Wo, also, wird die Zunge zu lesen sein, die Herr Professor demnächst hinter May her zu reden gedenken? Es interessiert mich nicht, das ist nur meiner Batterie halber. Ich sehe wohl, Herr Professor sind entzündet. Bitte öffnen Sie das Zündloch. Zeigen Sie die Zunge! Artikulieren Sie A, laut und vernehmlich — so, brav, nun sehen Sie, da hätten wir ja das herrlichste Bild einer seelischen Entzündung. Ja, nun müssen wir aufpassen, daß nicht etwa ein Mumps daraus wird. Diät, nur Diät, keine Kritiken! Also Herr Professor — drei Mal täglich Untersuchung über Buchstabe Alpha bis Omega in Karl Mays Werken!

Robert Müller



An die Leser des „Brenner“

Mit diesem Heft, dem ein Inhaltsverzeichnis des abgelaufenen Halbjahrs beiliegt, beschließt der „Brenner“ seinen zweiten Jahrgang.

Der dritte Jahrgang beginnt am 1. Oktober.

Wir bitten unsere Freunde, davon Kenntnis zu nehmen und eine Unterbrechung zu entschuldigen, die durch keinerlei Schwierigkeiten, die das Fortbestehen unserer Zeitschrift in Frage stellen könnten, bedingt ist, sondern die im Gegenteil einer Neuregelung und endgültigen Normierung der Erscheinungsweise dient, wie sie durch die Erfahrungen der ersten beiden Jahre geboten ist.

Vom 1. Okt. an gelten folgende Bestimmungen:

Der „Brenner“ erscheint wie bisher halbmonatlich, mit Ausnahme der Monate August und September; somit erscheinen jährlich 20 Hefte (statt 24 wie bisher). Da die einzelne Nummer auf das Doppelte ihres ursprünglichen Umfangs angewachsen ist, muß der Bezugspreis insofern etwas erhöht werden, als der jährliche Abonnementpreis für 20 Hefte derselbe bleibt wie der bisherige für 24 Hefte, nämlich 8 Kronen, während das Einzelheft 50 Heller kosten wird (statt 40 Heller wie bisher). Diese neue und definitive Regelung der Erscheinungsweise sowie der Bezugsbedingungen bietet zugleich den Vorteil, daß nun mit jeder Nummer ein Abonnement beginnen kann, da sich dieses nicht mehr auf Vierteljahrsfristen erstreckt, sondern auf eine Mindestzahl von 5 Heften (für die der Abonnementpreis 2 Kronen beträgt).

Da die literarische Physiognomie des „Brenner“ natürlich keine Aenderung — es sei denn die einer Vertiefung — erfahren wird, und außerdem die Veranschaltung einiger interessanter literarischer Abende für Herbst und Winter bereits gesichert ist, so glauben wir mit dieser Erklärung nichts von jener Anteilnahme einzubüßen, um die wir uns äußerlich nie bewarben, die innerlich zu rechtfertigen jedoch auch fürderhin unser Bestreben sein wird.

Soeben ist erschienen:

PHILISTER
VON
CARL DALLAGO

Preis 80 Heller (70 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

KARL KRAUS
PRO DOMO ET MUNDO
APHORISMEN

* * *

geh. M 2.50, in Leinen geb. M. 4.—,
in Halbfranz M 5.50

Verlag ALBERT LANGEN in MÜNCHEN

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der soeben erschienenen Doppel-Nummer 349/350:

KARL KRAUS: Nestroy und die Nachwelt
(Zum 50. Todestage)

AUGUST STRINDBERG: Eselsdorf

JOHANN NESTROY: Monologe, Sätze, Couplets

* * *

Die „Fackel“ erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL“ / WIEN III., Hintere Zollamtstraße 3

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

==== **Telephon Nr. 34** ====

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr. 27

O. Wilfling

Juweller und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker
und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

THE UNIVERSITY LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ

This book is due on the last **HOURLY** stamped below.

30m-1,'69(J564388)2374—3A,1

